H. g. hum. 41-1

<36603444350018

S

<36603444350018

Bayer. Staatsbibliothek

H. g. Inv. 41-1

Hist. univ. (Gen. hum.)

R.

Demeunier.

Demeunier,

über

Sitten und Gebräuche

der

Völker.

Beyträge zur Geschichte der Menschheit.

Herausgegeben

und

mit einigen Abhandlungen vermehrt

von

Michael Hißmann,

Professor der Weltweisheit in Göttingen.

Erster Band.

Nürnberg,

in der Felßeckerschen Buchhandlung 1783.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Amadeus Primbs, Cisterzien-
ser aus dem Stifte Alderspach, d.
G.u.W.D. offentl. ordentl. Leh-
rer der Philosophie zu Ingolstadt.

Vorbericht

des

Herausgebers.

Den Leser, mit zwei Worten, in den Gesichtspunct zu stellen, aus welchem das Werk des Herrn Demeunier betrachtet werden muß, dürfte schon um deswillen um so viel nöthiger seyn, je weniger dasselbe in Deutschland bekannt geworden zu seyn scheint. Es erschien im Jahr 1776 unter folgendem Titel: L'Esprit des Usages et des Coutumes des différens Peuples; ou Observations tireés des Voyageurs et des Historiens; drei Octavbände, welche in dieser Uebersetzung füglich in zween Bände gebracht werden können.

Der Hauptvorzug des Buchs muß in der reichen, in einzelnen Abschnitten vollständigen, und überhaupt unter gute Rubriken vertheilten Sammlung von Thatsachen gesucht werden, die zur Darstellung der Beschaffenheit und zur Erläuterung der mancherlei Erscheinungen der menschlichen Natur, in den mancherlei von tausend Nebenumständen ab-

hangenden Graden ihrer Ausbildung, dienen. In dieser Rücksicht läßt sich behaupten, daß wenige Bücher über die Geschichte der Menschheit, so reiche und reichhaltige Data, aus welchen die Farben und Formen unsrer Natur zu erkennen sind, enthalten, wie dieses Werk.

Auf der andern Seite aber hat der Leser, in gewisser Hinsicht, wieder Recht, wenn er diesen Beiträgen zur Geschichte der menschlichen Natur beischreibt: —— —— *rudis indigestaque moles.* Der Verfasser nemlich sagt blos in Thatsachen, Beispielen und Belegen, was der Mensch gewesen, und was er noch ist. Er zieht selten die Resultate, die seine Data an die Hand geben; (bisweilen fallen sie freilich, ohne daß sie erst gezogen werden müßten, von selbst heraus;) Der Leser muß die philosophischen Sätze aus den historischen Angaben selbst folgern und verbinden, um die Theorie über den Menschen und seine mannichfaltigen Gestalten, in den mannichfaltigen Lagen, in welchen er sich entweder ehedem befunden hat, oder noch jezt befindet, durch Berichtigungen und Erweiterungen vollkommener zu machen. Der Verfasser trägt blos Baumaterialien zusammen; der Baumeister soll erst kommen, oder seine Leser müssen selbst Architekten seyn.

Dies

Dies Werk bliebe demnach, alles in einander gerechnet, in eben dem Verhältniß, in welchem in der litterärischen Architektonik das Verarbeiten vorhandener Materialien ein leichteres Geschäfte ist, als das zweckmäßige Zusammensuchen derselben, schätzbarer, als viele andre, deren Verfasser, mit einem dürftigen Stof, gleichwol prächtige Gebäude aufgeführt haben, unbekümmert übrigens, ob der Grund sie trägt, oder ob sie beim ersten Windstoß zusammenstürzen müssen. Denn allerdings ist den meisten Theorien und Systemen über den Menschen nichts so gefährlich, als eine Fluth oder ein Sturm von Thatsachen, bei welchen der Sand verrieseln und der Staub oder Moder verfliegen muß. Selten denken Theoretiker und Systematiker daran. Daher denn auch in der Geschichte der Wissenschaften die Erscheinung zu den gewöhnlichen gehört, daß gerade diejenigen ihre Systeme zuerst zu standbrachten und die unbiegsamsten Theoretiker waren, die am wenigsten wußten, und deren Gelehrsamkeit Null war.

Ich glaube also nicht ohne Grund dem Verleger zur Uebersetzung dieses Werks gerathen, und es den Lesern empfohlen zu haben. — Meine auf dem Titel versprochenen Abhandlungen sollen dem zweiten Band angehängt werden.

Die ersten Aushängebogen, die ich vor mir habe, sind mit häßlichen Druckfehlern entstellt; sie verrathen eine fast beispiellose Unaufmerksamkeit und Unwissenheit des Correctors, der z. B. Seite 3. Zeile 16, statt Shaw, Schano; S. 4. Z. 13. st. Gomara, Gomarro; ebend. Z. 16. st. Otaheiter, Otaheiten; ebend. Z. 33 st. Anhänger, Anfänger; S. 7. Z. 27. st. Sheldon's, Shelden's; S. 8. Z. 12. statt Loubere, Loubern; S. 10. Z. 3. st. Charlotten's, Charlotto's; ebend. Z. 15. statt Froger, Freger; ebend. Z. 20. st. Artieda, Arbieda; ebend. Z. 22. st. Gomara, Gemara; Z. 23. st. Herodot, Hendot; Z. 29. st. Villault, Vilbault; S. 12. Z. 24. st. Pigafetta, Pigplette, u. s. w. stehn lies. Beim zweiten Band werden die Druckfehler des ganzen Werks sorgfältig angezeigt werden müssen. — Göttingen, den 16 März, 1783.

Hißmann.

Vor-

Vorbericht des Verfassers.

Der Plan dieses Werks hat mir gut zu seyn geschienen; und ich habe geglaubt, daß, wenn ich ihn auch schlecht durchführte, das Werk doch brauchbar seyn könne. Der Leser mag urteilen. Es sind schon so viele Bücher über den Menschen geschrieben worden; Man hat aber bisher die Sitten, Gebräuche und Gesetze der verschiedenen Völker noch nie einander näher gerückt, noch nie mit einander verglichen. Diesem Mangel hat der Verfasser abzuhelfen gesucht. Da wir fast alle Nationen, die policirten sowol, als die wilden kennen; so ist es Zeit, daß man sie mit einander vergleiche. Das menschliche Geschlecht wird künftig ein ziemlich einförmiges Schauspiel spielen. Man muß daher die Spuren der ersten Zeitalter zu erhalten suchen.

Gewöhnlich stellen die Schriftsteller die auswärtigen Gebräuche in ein Licht, in welchem sie entweder sonderbar oder lächerlich erscheinen. Ich kehre diese Methode um, und forsche nach dem Geist derselben. Der Himmelsstrich, die Unfruchtbarkeit des Bodens!, die physische Organisation, die Bedürfnisse und die Lage der Völkerschaften veranlassen gleich anfangs verschiedene von einander abweichende Gewohnheiten; die Politik, die Gesetze, die Moral, die falschen Vorstellungsarten, die Vorurteile, die Freiheit, die Sclaverei und tausend andre Nebenumstände bringen von Zeit zu Zeit eine noch grössere Mannichfaltigkeit in die ursprünglich verschiedenen Gebräuche der Völker. Diese Nebenumstände müssen sorgfältig aufgesucht werden.

Eine Gewohnheit artet bald aus; Mehrenteils aber ist sie in ihrem Ursprung vernünftig. Viele Gebräuche sind sogar die Resultate aus den Erfahrungen der Völker. Um also ihre physischen oder moralischen Gründe aufzufinden, muß man den in jeder Epoche herrschenden Hauptideen nachgehn. Dieser Einfluß der Ideen auf die Sitten zeigt dem Beobachter zu gleicher Zeit auch die Beschaffenheit der Metaphysik der verschiedenen Völker. Kennt man die; so läßt sich nachher auch das Sonderbare in ihren Sitten sehr gut erklären.

Der Verfassers dieses Werks legt seinem Leser bisweilen die ersten Erklärungsarten vor, die sich seinem Verstand dargebothen haben. Er kann nicht verlangen, daß der Leser sie alle annehme oder billige; Er will oft nur, durch seine Versuche, andern geschicktern Schriftstellern brauchbare Winke geben. Hier läßt sich nicht alles erklären; weil Thorheit und Eigensinn oft, ohne irgend einen weitern Bewegungsgrund, eine Gewohnheit einführen, oder durch Gesetze bestätigen können.

Ich habe immer auf die Fortschritte der Aufklärung Acht gegeben; Ich habe untersucht, wie durch sie die Gebräuche verändert werden, und wie die Verschlimmerung der Völker von Tag zu Tag zunimmt.

Die Gewohnheiten werden auch dadurch sehr verändert, daß sie aus einem Buch in das andre übergetragen werden. Viele Schriftsteller haben sie entstellt, um sie nur recht auffallend zu machen. Dergleichen Abänderungen müssen daher angemerkt werden, und man muß an die ersten Quellen zurückgehn.

All-

Allgemeine Grundsätze und der Systemgeist könten hier zu nichts helfen. Statt aber die Mißbräuche zu declamiren, muß man ihre Entstehung mit Kaltblütigkeit aufsuchen. Der Unwille wandelt allmälig in Mitleid um; oder die Mißbräuche werden auch so unbemerkbar, daß sie unsrer Aufmerksamkeit kaum würdig sind.

Dem ersten Eindruck, den eine fremde Sitte auf uns macht, muß man nie trauen; Denn wenn man über die ungereimtesten Gebräuche eine Zeitlang nachgedacht hat; so wird man sehr herabgestimmt. Wir werden von einer geheimen Eigenliebe verleitet, welche uns vorspiegelt, daß unsre Sitten und Gesetze das Muster für alle Länder seyn müsten. Nun aber ist es bekannt, daß einige der aufgeklärtesten Länder unsers Welttheils Gebräuche haben, die uns in Erstaunen setzen würden, wenn wir sie in Amerika oder bei den Negern anträfen.

Die Reisebeschreiber geben uns die nackten Thatsachen an die Hand. Was sie aber nicht richtig beobachteten, muß verbessert werden, und man hat überhaupt große Mühe, sich durch die vielen Widersprüche in ihren Berichten durchzuarbeiten. Sie studiren die Gebräuche der Völker nicht tief genug, und dieser Theil ihrer Nachrichten hat mehrentheils die meisten Lücken. Es ist viel Zeit; es sind viele Untersuchungen, viel Beurteilungskraft, viel Beobachtungsgeist, viel Beharrlichkeit und Vorurteilslosigkeit erforderlich, wenn man die Sitten, Gesetze und Gewohnheiten der Nationen beurteilen will; und wie kann ein jeder alle diese Erfordernisse in sich vereinigen?

Die Compilatoren bekümmern sich noch weniger, als die Reisebeschreiber, um die Untersuchung des Ursprungs der Gebräuche; und man kann sich kaum vorstellen, wie wenig sie in dieser Rücksicht werth sind. So erheblich die Gegenstände der Abhandlungen sind, welche Gronov und Grävius gesammlet haben; so ekelhaft sind die Rhapsodien, welche sie darüber geliefert haben. Sie halten sich zu sclavisch an die Alten; und wenn man zwei oder drei berühmte Völker des Alterthums abrechnet, so beachten sie den ganzen Erdboden nicht. Sie häufen Stellen aus Geschichtschreibern und Dichtern auf, nehmen alle rednerischen Wendungen, alle gesuchten Ausdrücke und die Schöngeisterei der Schriftsteller im buchstäblichen Verstand, und alles, was in solchen Stellen liegt, scheint ihnen ein beständiger Gebrauch gewesen zu seyn.

Diese ungeheuern Compilationen und die Menge von Werken, welche seit der Wiederherstellung der Wissenschaften bekannt gemacht worden, enthalten indessen einzelne köstliche Züge. Ich habe diese aus denselben ausgezogen; und wenn ich in einem dicken Band nur einen einzigen interessanten Gebrauch aufspüren konnte; so hat mich meine Bemühung nicht gereuet.

Ich konnte die Gesetze, durch welche gewisse Gebräuche eingeführt worden sind, nicht übergehn; und da führe ich denn hauptsächlich diejenigen an, welche Montesquieu übergangen hat. Die andern sehe ich nicht immer aus dem Gesichtspunkt an, aus welchem sie dieser vortrefliche Schriftsteller betrachtete. Es werden in meinem Werk auch mehrere Ge-

setze erklärt, von welchen er gar keinen Grund angegeben hat. Ich habe daher, um insbesondre die Gebräuche der alten europäischen Nationen zu ergründen, ihre Gesetzbücher gelesen, und mich bemüht, die verworrene Geschichte dieser Barbaren einigermassen zu entwirren.

So oft ich den Ursprung gewisser Gebräuche aus historischen Thatsachen darthun konnte, hab ich's gethan.

Die Zusammenstellung so vieler ausserordentlichen Gebräuche flößt einem am Ende eine gewisse Glaubensbereitwilligkeit oder auch Leichtgläubigkeit ein; und wenn mein Leser das ganze Werk gelesen hat; so wird er gewis viele sonderbare Thatsachen zugeben, die ihm vorher nicht eingehn wollten.

Wenn ich gleich sehr oft die Kritik zu Hülfe genommen habe; so kommen doch einige Gebräuche in meinem Werk vor, welche man im ersten Augenblick kaum glauben dürfte. Man mag sie meinetwegen läugnen; Ich merke darüber nur folgendes an:

Gegen Thatsachen, welche den Naturgesetzen zu widersprechen scheinen, muß man mißtrauisch seyn; es giebt sogar einzelne Facta, die man schlechtweg als falsch oder als erdichtet verwerfen kann. Der Arzt Poncet also ist entweder ein Lügner, oder er ist selbst hintergangen worden, wenn er im vierten Band der erbaulichen Briefe erzählt: „Er habe in der Kirche eines abyssinischen Klosters einen goldenen Stab gesehn, welcher vier Fuß lang und so dick, wie ein großer Stecken war; dieser Stab schwebe, ohne alle Unterstützung, in der Luft, und er sey seit 300 Jahren da.“ Mit einer ähnlichen Verachtung

darf

darf man auch die Reisebeschreiber und Historiker behandeln, welche von Menschen reden, die, ohne alle Speise, blos vom Geruch wilder Aepfel leben, die nur ein Auge oder nur einen Fuß, oder Ohren haben, welche bis auf die Ferse herabreichen, und mittelst welcher sie die Bäume ausreissen; ferner von Menschen mit gespaltenen Zungen, mittelst welcher sie zu gleicher Zeit dem einen antworten und mit dem andern sprechen können; endlich von Menschen, deren Knochen so biegsam sind, wie die Nerven, u.s.w.

Der physische Naturlauf ist uns bekannt genug, um in solchen Fällen einen entscheidenden Ausspruch über die Richtigkeit solcher Nachrichten thun zu dürfen. Sobald aber von Sitten und Gebräuchen die Rede ist, kann man sich an kein allgemeines Gesetz halten; und wenn man sie tief genug studirt hat, so setzen sie einen nicht mehr in Erstaunen. Demohngeachtet giebt es auch hier einen Punkt, bei welchem man stehn bleiben muß; Ich habe mir Mühe gegeben, denselben zu fassen.

Um die Leser nicht in gar zu große Traurigkeit zu versetzen, habe ich die Völker, so viel mir immer möglich war, entschuldigt. Wenn ich sie aber gleich in den günstigsten und vorteilhaftesten Gesichtspunkt stellte; so blieb doch sehr oft der innere Grund des Schauspiels noch immer beklemmend genug.

Jedes von diesen achtzehn Büchern liefert ein besonders Gemälde; Man wird den Verfasser aber doch nicht recht verstehn, ehe man sein Werk ganz gelesen hat. Da er von so vielen Sachen reden mußte; so hat er sich auch sehr leicht irren können.

Erstes Buch.

Von den Nahrungsmitteln der Menschen, und vom Tischwesen überhaupt.

Erstes Hauptstück.

Von den verschiedenen Arten der menschlichen Nahrung.

Das Leben des Menschen würde, wie das Daseyn jener Thiere am Hypanis, von welchen Aristoteles berichtet, daß sie, aus Mangel an Nahrungsmitteln, nur einen Tag alt werden sollen, von sehr kurzer Dauer seyn, wenn er nicht Speise vorfände. So aber umgeben ihn Wälder und Felder! Er findet in denselben die Mittel zur Fortsetzung und Erhaltung der thierischen Oekonomie seines Körpers; und die Natur hat ihn nicht dazu verdammt, dieses Leben in dem Augenblick seiner Geburt sogleich wieder verlassen zu müssen.

Anfänglich dienten ihm die einfachsten Vegetabilien zum Unterhalt; es verflos eine geraume Zeit, ehe er, von Mangel und Hunger gedrungen, es wagte, das Fleisch der Thiere in den Mund zu nehmen.

Die Menschen mußten viele unmerkliche Zwischenzustände durchgehn, ehe sie die Stufe betraten, auf welcher wir sie heut zu Tage antreffen. Das erhebliche in demjenigen Theil ihrer Geschichte, der uns gegenwärtig beschäftiget, läuft auf folgendes hinaus: Der Mensch ißt alles, was sein Magen verarbeiten kann, Wurzeln, die gröbsten Kräuter, die eckelhaf-

testen Thiere, Gifte, Unrath und sogar das Fleisch seiner Brüder.

In mancher Rücksicht unterscheidet sich der Wilde von den Thieren fast gar nicht; Er ißt, was sie genießen. Mehrere Völkerschaften des Alterthums lebten blos vom Genuß wildwachsender Kräuter, und noch jezt werden viele Inseln von Menschen bewohnt, denen kein ander Nahrungsmittel bekannt geworden. Wenn die Canadier keine Eicheln hatten; so aßen sie die zarte Oberhaut der Aspen und Birken, die zwischen dem Holz des Baumes und der äußern gröbern Rinde desselben anzutreffen ist. Unter den Wilden in Aethiopien lebten einige von einer in Teichen und Sümpfen wildwachsenden Frucht; Andere hingegen aßen die zartesten Sprossen der Bäume; diese wurden daher Hylophagen genannt. Einige begnügten sich mit den Wurzeln vom Schilf, und die Spermatophagen hießen deswegen so, weil der Saame der Pflanzen ihre Speise war *). Die Veneter des Tacitus und die Bewohner der Canarischen Inseln aßen jedes Kraut ohne Unterschied. Le Maire beschreibt eine Mahlzeit, welcher er auf Hoornseiland beiwohnte. Die Einwohner, sagt er, käueten erst allerlei Kräuter; hierauf speieten sie ihr Gekäu sämtlich in ein großes Gefäß; nun wurde Wasser aufgegossen; die Suppe wurde eine Zeit lang umgerührt, und zulezt zweien von ihren Königen, so wie auch ihren Befehlshabern vorgesezt, welche davon genoßen. Die gewöhnlichste Speise der Neuseeländer ist Farrenkraut.

Ich will hier nicht untersuchen, ob der Magen und die Gedärme des Menschen zu kurz sind, um sich blos mit Vegetabilien zu nähren, und ob er in dem Fall nicht zu wenig nahrhafte Theile absondern würde, als zu seiner Subsistenz erforderlich sind. Die Erfah-

*) *Diodorus Sicul.* III. 7.

Erfahrung scheint dem berühmten Naturforscher, der diese Meinung vertheidigt hat, entgegen zu seyn.

Mehrere Thiere sind uns eckelhaft, sie beleidigen unsre Delicatesse, oder wir verabscheuen sie auch aus Gewohnheit und Vorurteil. Gleichwol giebt es kein einziges noch so eckelhaftes Insekt oder Gewürme, welches nicht von Menschen gegessen würde.

Die Spanier trafen in Amerika Völkerschaften an, denen ausnehmend große und dicke Schlangen zur Speise dienten. Diese Schlangen wurden von ihnen in ihre Hütten eingesperrt, und nicht eher geschlachtet, als bis sie sie verzehren wollten. Dadurch suchten sie zu verhüten, daß ihr Fleisch nicht in Fäulniß übergieng *). Ein ander Volk versah sich mit Ameisen und mit Fledermäusen **). Man versichert Herrn Shaw, daß in Cairo und den umliegenden Oertern mehr als 40,000 Menschen einzig und allein von Eidexen und von Schlangen leben sollen. Die Akridophagen in Aethiopien aßen nichts als Heuschrecken, die hier sehr häufig waren. Man pflegte nach Diodor, (III. 13.) ein großes Feuer anzuzünden, durch dessen Rauch sie erstickt wurden. Dieck sezt hinzu, in diesen Gegenden sey dies noch immer das gewöhnliche Essen, und diese Heuschrecken fräßen noch jezt, wie ehedem den Bauch der Aethiopier an. Dem Faria zufolge, ziehn die Caffern die Fledermäuse den Rebhünern und Kaninchen vor; und Albert gedenkt eines Mädchen, welches blos von Spinnen lebte. Die Negern in Juida finden (nach Philipps,) das Hundefleisch besser, als das Fleisch der übrigen Thiere Eben dieses meldet Labat auch von den Indianern in Nordamerika. Einige Tataren haben gar die Gewohnheit, die Hunde vorher zu verschneiden,

*) S. den zehnten Theil der Sammlung von Reisen von de Bry.

**) *Montagne* Essais I. 22.

um sie zu mästen und um ihr Fleisch schmackhafter zu machen. Von den Bewohnern von Neufrankreich berichtet Champlain, daß sie zu großen Festen immer, zwei bis drei Jahre hindurch, Bären mästen, welche an den Festen geschlachtet und verzehrt werden. Die Eleuten und viele tatarische Völkerschaften leben meist vom Pferdefleisch, und sie ziehn allgemein die Stutenmilch der Kuhmilch vor.

Es giebt Völker, die sogar das Ungeziefer schmackhaft finden. Die Hottentoten essen, nach Kolben's Bericht, Läuse. Was uns auffrißt, sagen sie, muß aufgefressen werden. Auch die Mexikaner hielten sie, wie Gomarra ausdrücklich anmerkt, für gesund; sie behaupteten, es sey rathsamer, sie zu essen, als zu zerknicken. Das thun auch die Kinder und die gemeinen Leute auf Otaheiten; und man findet diese Gewohnheit überhaupt in allen Welttheilen.

Das Fleisch wurde anfänglich roh gegessen; als man es zum erstenmal kochte, bildete man sich ein, sein Geschmack gehe durchs Kochen zum Theil verloren. Noch jezt wird in Aethiopien, bei großen Malzeiten, eine zwote Tafel mit rohem aber gewürztem Fleische ausgerüstet, und von den Gästen mit großer Gierigkeit genossen.

Es ist nicht erwiesen, daß der Mensch durch seinen körperlichen Bau genöthigt sey, sich von Fleisch zu nähren. Durch eine lange Gewohnheit ist indessen die Meinung allgemein verbreitet worden, daß die Thiere blos da sind, um dem Menschen zur Nahrung zu dienen. Unsre Erde ist auf diese Weise eine große Schlachtbank geworden. Nur die einzige Brahminensekte verabscheuet jedes Blutvergießen der Thiere. Die Anfänger dieses Religionssystems bedecken die Oefnung des Mundes mit einem Tuch, um zu verhindern, daß keine Fliege in demselben ihr Grab finde;

de; sie tragen einen kleinen Besen in der Hand, um die Insekten zu entfernen, und sie setzen sich nie auf einen Platz nieder, ohne ihn vorher sorgfältig zu kehren. Einige unter ihnen geben den Fliegen jährlich eine Mahlzeit, indem sie ihnen entweder eine Schüssel mit Milch und Zucker vorsetzen, oder eine Handvoll Reis in die Ameisenhaufen streuen. Man findet diese Nachrichten im Bernier.

Dergleichen Sorgnisse sind kindisch; Der Mensch muß allerdings eine große Anzahl von Thieren tödten, um sich gegen sie zu schützen. Die Braminen sollten eigentlich nur die gierige Gefräßigkeit solcher Völker beschämen, welche die friedfertigen Thiere zur Begattung reizen, und ihre Vermehrung blos deswegen auf alle mögliche Weise befördern, um nur desto mehr Schlachtopfer zu haben.

Die Untersuchung, ob der erste Fleischesser einen Eckel empfand? ist unnütz. Alles, was man seit Plutarch hierüber geschrieben, hat keinen Sinn. Ein vom Hunger gepeinigter Wilder hält alles für erlaubt; und seine Einbildungskraft ist des Enthusiasmus nicht fähig, den man bei ihr vorauszusetzen pflegt. Die Aerzte müssen uns sagen, wie viel Unglück, durch den Genuß des Fleisches, der Menschheit zugefallen, und wie die dem Blut beigemischten Keime des Verderbens die künftigen Generationen angegriffen haben. Selbst wenn das Fleisch einiger Thierarten, und besonders der von Fischen sich nährenden Thiere, dem Menschen ganz unschädlich wäre; so kann doch nicht geläugnet werden, daß die Empfindlichkeit des Herzens, durch den Genuß desselben, vermindert, und die sanfteren Neigungen der Seele — das Eigenthum der Völkerschaften, welche blos von Vegetabilien leben, — in Härte verwandelt werden *).

*) Man vergl. hierüber eine Abhandlung des Castellanus, de

Der Mensch entdeckte indessen diese neue Quelle von Genuß, und er schöpfte aus ihr, ohne irgend eine nachtheilige Folge zu befürchten. Gerade die Thiere, die ihn durch ihr Naturel am meisten interessirten, wurden erwürgt. Die Jagd selbst, welche Bedürfniß und Noth erfunden hatten, wurde ein Gegenstand von Vergnügungen, und man belustigte sich am Mord und Blutvergießen. Man verfiel endlich sogar darauf, die Thiere zu verstümmeln, um ihr Fleisch schmackhafter zu machen; eine Erfindung, welche gar bald allgemein wurde. Da man aber einige Thiere für unrein oder für schädlich hielt; so mochte man diese nicht genießen. Die Gründe, warum einigen Thierarten dieser Vorzug zugestanden und warum er wiederum andern abgesprochen wurde, sind meistens bloße Einfälle, denen wir nicht weiter nachgehn können.

Als man einmal das Fleisch der Thiere as, warum sollte man nicht auch ihr Blut trinken? Die Hunnen, die Bisalter und die Gelonen tranken das Blut ihrer Pferde. Wenn die Ostiaken ein Rennthier, einen Bären oder irgend ein ander Thier getödtet haben; so trinken sie das Blut warm, und sie lieben diesen Trank sehr. Die Samojeden behaupten sogar, der Genuß des Bluts sey ein Präservativ gegen den Scorbut.

Ich habe oben gesagt, daß die Menschen auch Gifte genießen. Die Völkerschaften sind anfänglich immer sehr verlegen, wie sie sich Nahrung verschaffen wollen. Die Indianer auf der östlichen Küste von Amerika aßen giftige Pflanzen, welche sie nur durch Kunst esbar machten *). In Aethiopien genoßen einige

de carnium esu, im neunten Band des Gronovschen Thesaurus.

*) *De Pauw* Recherches phisos. sur les Americains. Tome I. Part. 1.

nige Völker die giftigsten Thiere. Ein Mädchen lebte lange von Giften, die ihm so wenig schadeten, daß es am Ende selbst ein sehr feines Gift wurde *); des Mithridats nicht zu gedenken.

Wiederum hat es ganze Nationen gegeben, die den eckelhaftesten Unrath verzehrten. Die Neger an der Bay von Saldanna aßen die Eingeweide und alle ungeniesbaren Theile von Thieren, welche von den Reisegefährten des Michelbrun weggeworfen wurden, ohne sie einmal vorher abzuspülen. Der Capitain Sharpey bezeugt, daß diese Afrikaner sogar die Excremente der Thiere, welche er ihnen abkaufte, so wie auch die ganz mit Würmern angefüllten Aeser, genoßen. Viele andere Negervölkerschaften essen das Fleisch alsdenn am liebsten, wenn es schon in Fäulniß übergegangen, so etwa, wie auch wir gewisse Käse nur alsdenn gern genießen, wenn sie Würmer haben. Die Samojeden essen alles Aas, bis auf die Hunde, Katzen, Hermeline und Eichhörnchen. Die Hunnen pflegten das Fleisch blos dadurch ein wenig zu erwärmen, daß sie es auf den Rücken ihrer Pferde legten und sich selbst darauf sezten. Noch jezt ist dies die Methode, nach welcher die Kalmucken das Fleisch rösten. Im Königreich Arrakan ißt man die Fische nicht eher, als bis sie stinken; man vermischt sie alsdenn mit andern Nahrunsgmitteln, deren Gestank nach Schelden's Bericht, den Fremden oft unerträglich ist.

Noch eckelhafter sind die Nahrungsmittel andrer barbarischen Völker. Wenn die Hylogonen nichts zu essen fanden; so feuchteten sie alte Thierhäute an; sie sengten die Haare mit heisser Asche ab, und aßen hernach das Leder. Wenn eine Jakutin geboren hat, läßt der Vater den Mutterkuchen kochen, und er bittet seine Verwandten und Freunde auf dieses Gericht zu

*) *Aristot*, apud *Coel. Rhodigin.* XI. 13.

Gaste. Die Topinambus und die Tapuiges aßen einen Theil der Nabelschnur der neugebornen Kinder *). Die Abyssinier benetzen oft das Fleisch mit Gall, welches sie, nach Lobo, halbroh auftischen.

In Zeiten der äussersten Noth lebt der Mensch von den allersonderbarsten Mitteln. Die Pariser liessen zur Zeit der Ligue die Gebeine vom Kirchhof in der Mühle mahlen, und Brod daraus verfertigen. Es scheint sogar, daß mit dem Fortgang der Cultur keine große Einförmigkeit in den Geschmack der Menschen gebracht werde; weil die Bewohner von Siam nach la Loubern, die Gedärme und die schmuzigsten Eingeweide denjenigen Theilen vorziehen, die für uns die schmackhaftesten sind.

Endlich giebt es auch Beyspiele, daß Menschen sogar die Excremente genossen und den Urin getrunken haben. Der Ketzer Tanchelin wurde ums Jahr 1185 in einigen Provinzen so sehr verehrt, daß man seinen Urin trank; die Gärtner in Rankin bezahlen die Excremente der Menschen, welche sich von Landthieren nähren, theurer, als den Unrath der Fischesser, und sie kosten ihn, um beyde gehörig von einander zu unterscheiden. Die Heiligkeit der Joguis und der Fakirs in Hindostan besteht hauptsächlich darinnen, daß sie nichts geniessen mögen, was nicht mit Kuhmist gekocht und angerichtet worden. Dieser Kuhmist ist so heilig, daß die meisten Hindostaner sich an jedem Morgen Stirn, Brust und Schultern damit einsalben, in der Meinung, daß dadurch die Seele gereinigt werde.

Wir kommen zu den Menschenfressern. Mit Unrecht hat man ihre Existenz geläugnet. Aeltere sowol, als neuere Schriftsteller reden von Menschen, welche Menschenfleisch geniessen. Man hat darauf nichts anders zu antworten gewußt, als daß es nicht mög-

*) S. de Paw. am angef. Ort.

möglich sey; und selbst diejenigen, die den Menschen schwarze Bosheiten Schuld gaben, hielten sie doch einer so ausschweifenden Verderbniß unfähig. Allein der Ursprung dieser Gewohnheit gründet sich auch nicht auf ein moralisches Verderbniß. Daß die Wilden die Leichname der Menschen verzehren, wenn sie sonst nichts zu essen haben, darf uns nicht befremden. So machten es ja die sieben Engländer, welche dem Loos die Bestimmung überließen, welcher von ihnen, bei der großen Noth, in welcher sie sich befanden, zuerst geschlachtet werden sollte? und die Spanier sahen sich auf ihren Entdeckungsreisen und Expeditionen in Amerika bisweilen genöthigt, Amerikaner, auch wol Castilianer zu schmausen. Sobald der erste Schritt gethan war, wartete man nicht mehr die äusserste Noth ab, um zu einer solchen Speise seine Zuflucht zu nehmen. Die Kinder, denen man Menschenfleisch vorgesezt hatte, genoßen es auch in ihrem reifern Alter, ohne deswegen grausamer und blutdürstiger zu seyn.

Unter andern Umständen wirkten andre Ursachen. Wenn die Wuth dessen, der seinen Feind erschlagen hat, noch nicht ganz gesättigt ist; so rächt er sich noch an seiner Leiche, er frißt sie auf. Selbst die rühmlichen kindlichen Gefühle können einen solchen Gebrauch veranlaßt haben; man wollte seine Eltern in seinen eignen Leib begraben, und der Einfall, sich mit ihrem Fleisch zu mästen, wurde gar bald eine Pflicht, welche Moral und Religion vorschrieben.

Offenbar haben die Reisebeschreiber vieles übertrieben. Die Nachricht des Charlevoix ist unglaublich, daß sich die Savannaher unaufhörlich auffressen, und daß die Caraiben in zwölf Jahren 6000 Menschen aufgezehrt, die sie auf der einzigen Insel Porto-Rico zu Kriegsgefangenen gemacht. Daß es aber wirklich Menschenfresser giebt, erweisen die Beispiele,

welche ich in der Note anführen will *). Vorzüglich merkwürdig sind Cook's, Banks's und Solander's Aussagen: „In Queen Charlotte's Sound fanden wir einige Seeländer, welche ihre Speisen anrichteten. Wir sahen viele Menschenknochen, und wir zweifelten keinen Augenblick, daß sie das Fleisch dieser Gebeine gegessen. Denn an den Ueberresten konnten wir noch abnehmen, daß sie am Feuer gebraten worden, und die Spuren von Zähnen an den übriggebliebenen Knorpeln lehrten dieses deutlich. Um indessen dieser so wahr-

*) Verzeichniß einiger Völkerschaften, welche Menschenfleisch genießen: die Insulaner von Roussa Laout, bei Amboina, nach Valentyn. Die Bewohner mehrerer Inseln in der Nachbarschaft von Sainte-Marie, nach Adams. Die Bewohner von Cayenne, nach Ferger; und die Caraiben auf Guadeloupe, nach Colombo. Noch 1743 verzehrten ganze Stämme an den Ufern des Yupura ihre Kriegsgefangenen, nach de la Condamine. Die Indianer am Amazonenstrom, nach Acunna und Arbieda; so auch die am Plata, nach der Gesch. von Paraguai. Die Wilden in Brasilien, nach Laet. Die Mexikaner, nach Gemara. Die Peruaner, nach Pizarro. Einige scythischen Stämme, nach Herodot. Die Tataren von Kardan, nach Marcopolo. Die Negern von Sierra-Leona und der Goldküste, nach Barbot; und die von der Elfenbeinküste, nach Loyer und Villbault. Die Klouper am Gambia, nach Brue. Die Negern im Königreich Juida, nach Philipps. Die Dahomais, die Acquas und die Zamazonen, nach Snelgrave. Die Gagas, nach Battel. Die Munbos in Monomotapa, nach Faria, und viele andre mehr. — Die Untersuchung der Glaubwürdigkeit dieser Schriftsteller gehört nicht hieher. Daß einige den Völkerschaften, von welchen sie handeln, schlechtweg den Namen der Anthropophagen beylegen, entscheidet den Hauptpunkt der Frage nicht. Zu den Reisebeschreibern, die am wenigsten Glauben verdienen, gehört vorzüglich Jeremie; dieser versichert, daß die Wilden an der Hudsonsbay ihre Kinder in Zeiten der Noth umbringen, um sie zu verzehren.

wahrscheinlichen Vermuthung ihre volle Bestätigung zu geben, trugen wir dem Tupia auf, sich näher zu erkundigen, was dies für Gebeine seyn möchten? Er erhielt die freymüthige Antwort, es seyen Menschenknochen. Auf die Frage, wo denn das Fleisch von den Knochen hingekommen, antworteten die Indianer, sie hätten es gegessen. Warum habt ihr aber, frug Tupia, den Leichnam einer Frauensperson nicht gegessen, den wir auf dem Wasser schwimmen sahen? Weil sie an einer Krankheit gestorben, war die Antwort; auch war es unsre Verwandtin; wir aber essen blos die Feinde, die wir in einer Schlacht erlegt haben. Wir wünschten zu wissen, was das für ein Mensch gewesen, dessen Gebeine wir gesehn. Vor etwa fünf Tagen, sagten sie, kam ein feindliches Fahrzeug, in welchem sich sieben Menschen befanden, in der Bay an, und der Erschlagene war einer von ihnen. Wir befrugen sie, ob sie noch einige Menschenknochen vorräthig hätten, an welchen das Fleisch noch vorhanden sey? Sie antworteten: Wir haben alles Fleisch verzehrt. Wir stellten uns an, als wenn wir glaubten, diese Knochen seyen nicht von Menschen, sondern von einem Hund. Allein einer von diesen Indianern zeigte mit einiger Lebhaftigkeit auf den Vordertheil seines Arms, und er erklärte, der Knoche, welchen Herr Banks bey sich hatte, habe an diesem Theil des Körpers gesessen. Um uns zu gleicher Zeit zu überzeugen, daß sie das Fleisch wirklich verzehrt, biß er sich in seinen eignen Arm, und stellte sich, als wenn er sein eignes Fleisch essen wollte; er benagte auch das Bein, welches Herr Banks aufgehoben, und er suchte uns durch Zeichen begreiflich zu machen, daß ihm das Fleisch desselben eine angenehme Mahlzeit gewesen. — Fast in allen Buchten, wo wir ausstiegen, fanden wir da, wo ein Feuer in der Nähe war, Menschenknochen und Menschenfleisch. Da wir einige

ge von diesen abgenagten Gebeinen mitzunehmen wünschten; so bothen uns die Neuseeländer, einige Tage später, mehrere Menschenknochen, von welchen sie das Fleisch genossen, zum Varkauf an.„

Das Menschenfleisch schmeckt diesen Völkerschaften vorzüglich wol, und dieser angenehme Eindruck auf den Geschmack wird weder durch trübe Reflexionen, noch durch Empfindlichkeit ihrer Seele ausgerottet. Man hat sich auch Mühe gegeben, es durch künstliche Zubereitungen noch schmackhafter zu machen; und man hat zu dieser Absicht allerley ersonnen. Die ältern Schriftsteller versichern, daß die Indianer von Cumana und Neugranada das Fleisch der Kinder vorziehn, und daß sie die Kinder verstümmeln, um ihr Fleisch mürbe zu machen. Die Irokesen liebten den Hals, und das Fleisch am Genicke vorzüglich; und die Caraiben zogen die Waden und die fleischigten Hüften den übrigen Theilen vor, weil sie weniger zäh seyn sollen; sie aßen aber weder Weiber, noch Jungfrauen.

Von den Gagas und den Macoconern wird berichtet, daß sie auf dem öfentlichen Markt Menschenfleisch verkaufen. Verschiedene Schriftsteller, und insbesondre Pigplette, dessen Aussagen aber überhaupt nicht viel Gewicht haben, versichern, daß die Anzinkos Menschenfleisch aushauen, so wie man in Europa Ochsenfleisch in den Fleischbänken verkauft, und daß sie sogar ihre Sclaven schlachten, sobald sie fett genug sind. Die Otomiten opferten, nach Herrera's Bericht, ihre Gefangenen, und sie verkauften nachher ihr Fleisch. Andre Völkerschaften brachten diese Opfer an feyerlichen Festen ihren Göttern dar; sie verzehrten ihre Gefangenen mit vielen Feyerlichkeiten. Ich werde unten, im Kapitel vom Krieg, zeigen, wie man in Brasilien die Gefangenen schlachtete. Die Weiber nem-

lich

lich hieben ihre unglücklichen Schlachtopfer in Stücken; sie bestriechen ihre Kinder mit dem Blut, um sie an die Grausamkeit überhaupt anzugewöhnen. Die Leichname und die Eingeweide wurden gebraten; während daß man sie an einer gemeinschaftlichen Tafel verzehrte, pflegten die Alten ihre Jünglinge zu ermahnen, daß sie tapfere Krieger werden und sich einen solchen Schmaus oft verschaffen möchten.

Endlich hat man auch behauptet, es gebe Negern mit Tigerphysiognomien, welche aus Instinkt Menschenfresser sind, so daß sie sogar auf den Schiffen die übrigen Sclaven zerreissen, welche sich mit ihnen am Bord befinden. Allein diese Behauptung, welche man unter andern in Römers Nachrichten findet, scheint grundlos zu seyn. Man hat indessen in der physischen Beschaffenheit des Menschen die Erklärung zu finden gesucht, warum es Anthropophagen gebe, und ein berühmter Schriftsteller hat die Frage aufgeworfen, ob die Nahrung von Menschenfleisch den Absichten der Natur gemäs, oder ob sie ihnen zuwider sey *).

Einige Menschenfresser, z. B. die Neuseeländer, die Brasilianer ꝛc. sind nur im Krieg grausam und blutdürstig; daher denn auch diese Gewohnheit zwar eine Unempfindlichkeit des moralischen Charakters veranlassen, aber nicht allemal zum Beweise einer solchen Härte dienen kann.

*) S. *De Pauw* Recherches philosophiques sur les Americains. Tom. I.

Zweytes Hauptstück.

Von den Cerimonien bey der Mahlzeit. — Von den Arten zu essen.

Ich kann nicht alle Arten von Cerimonien bey der Tafel aufzählen. Einige beziehen sich zunächst auf die Reinlichkeit; andre sind dazu ersonnen worden, daß der Geist der Gesellschaft unterhalten werden, und daß man sich wechselseitige Proben von Freundschaft geben möchte. An den leztern hat der Aberglaube großen Antheil. Noch andre haben ihren Ursprung den Ideen von Artigkeit und Feinheit zu verdanken. Da diese bey verschiedenen Völkern verschieden sind; so muß die Aufsuchung ihrer Entstehungsart nothwendig viele Schwierigkeiten haben.

Die Malabaren dürfen nichts essen, woferne sie sich nicht Morgens und Abends waschen; diejenigen, die dieses versäumen, werden für gottlos gehalten. Ehedem reichten in Rußland der Herr und die Frau vom Hause ihren Gästen ein Glas Brandwein, und die Frau küßte hierauf ihre Gäste. Wenn die Cyrener einen vornehmen Mann zu Gast baten, so brachte dieser eine große Anzahl von Freunden mit. Der König von Commendo, der den brittischen Seefahrern zu trinken geben wollte, lies zuerst einige Tropfen in eine Ritze ausgießen, welche man in die Erde grub, und es wurden verschiedene Büschel von Palmrinde mit Wein benezt. Dergleichen Libationen sind bey vielen Negern gebräuchlich. Philipps erfuhr am Cap Mesurado folgende Nachricht vom Ursprung des eben angeführten Gebrauchs: der lezte König, sagte man ihm, sey an dieser Stelle begraben, und die Unterthanen opfern ihm die Erstlinge von allem, was sie ge-

nießen wollen. An andern Orten werden dergleichen Libationen den Göttern dargebracht.

Die Anordnung der Mahlzeit, und die Art zu essen, hangen in jedem Lande von den Sitten, von den Vorurteilen und vom Zustand der Verfeinerung und der Künste ab. Bey den Wilden ist selten eine Gewohnheit dieser Art allgemein. Die Lappen lagern sich, wenn sie essen wollen, auf die Erde, und sie falten die Beine über einander. Die Gallier legten sich auf Wolf- und Hundefelle; an der Seite hatten sie ein großes Feuer, Kessel und Bratspieße, mittelst welcher sie grosse Fleischstücke kochten oder rösteten; die Tapfersten unter ihnen erhielten die besten Stücke *). Gerade so wird Ajax, im Homer, von den griechischen Helden belohnt. Die meisten Negern setzen sich mit kreuzweise über einander gelegten Beinen auf den Boden nieder, wenn sie essen wollen; sie lehnen sich auf ihre Ellenbogen; oder sie sitzen auch mit dem Hintern auf den Fersen.

Mit der Vervollkommnung der Künste wurde für die Bequemlichkeit und Anständigkeit gesorgt. Die hiedurch beym Essen verursachte Veränderung war diese, daß man es sitzend zu sich nahm. Zu Homer's Zeiten sezte man sich noch hin, wenn man essen wollte. Als aber der Luxus zunahm, erfand man die Betten. Das Liegen war indessen unbequem, und, in Rücksicht auf die Lage des Magens, auch ungesund; dieser wurde zu leicht überladen, und man mußte zu Brechmitteln seine Zuflucht nehmen.

Die Schmäuse der Römer scheinen nicht sehr munter gewesen zu seyn; die Zeichnungen, welche Montfaucon davon bekannt gemacht, gefallen dem Auge nicht; es kömmt eine Menge von Thieren bey denselben vor, mittelst welcher man die Vergnügungen der Tafel zu erhöhen suchte. Die Römer dachten

dar-

*) *Diodor. Sicul.* Bibl. Hist. V. 20.

darüber so eigen und sonderbar, daß sie das Sitzen beym Tisch für einen Ausdruck von Schmerz und von Casteiung ansahen. Plutarch erzählt, Cato habe nie anders, als sitzend gespeiset, nachdem er dem Unglück nachgedacht, welches der bürgerliche Krieg zwischen Cäsar und Pompejus der Republik verursachen müsse.

Die Morgenländer, die überhaupt ihre alten Gebräuche nicht leicht abändern, haben auch diese Sitte erhalten, welche gleichwol in verschiedenen Ländern verschieden ist. Die Japaner z. B. ruhen auf ihren Beinen und Knien, wenn sie speisen.

Eben so verschieden ist die Art, wie die Speisen zugerichtet werden. Die Alten tranken den Wein am liebsten warm; und noch wird der Wein in China und in einigen Gegenden von Deutschland den Gästen warm vorgesezt. Von den Griechen glaubt man, daß sie warmes Wasser getrunken, und das Brod so heis gegessen, wie es aus dem Backofen kam *).

Von der Reinlichkeit werden wir unten ausführlicher reden. Daß die Wilden keinen Begrif von Reinlichkeit haben, ist begreiflich. Wenn sie essen, sagt Montagne, wischen sie die Finger entweder an den Hüften, oder am Beutel, der ihre Zeugungsglieder bedeckt, oder an den Fußsohlen ab.

Aber von der Art, wie die Mahlzeiten in verschiedenen Ländern angeordnet werden, will ich ein Paar Beyspiele anführen. Lemaire wohnte auf Hoornseiland einer Gasterey zweyer Fürsten bey. Es wurden einige 20 bis 30 Fuß lange Tragbahren gebracht, auf welchen sich rohe und geröstete Wurzeln befanden; diese wurden unter das Gefolge der Fürsten vertheilt; sie selbst erhielten 16 eben abgeschlachtete Schweine, denen man die Eingeweide ausgenommen; man hatte die Borsten über einer Flamme abgesengt, und den

Schwei-

*) Man sehe hierüber eine Abhandlung im neunten Band des Gronovschen Thesaurus.

Schweinen glühende Steine in den Leib gelegt, um sie dadurch zu braten.

Als Xenophon, bey seinem Rückzug aus Asien, mit dem König von Thracien Seuthes ein Bündniß geschlossen hatte, wurde er zu einem großen Mahl eingeladen, bey welchem die mächtigsten Thracier, die griechischen Anführer und die Deputirten der Städte gegenwärtig waren. Man sezte sich in einen Kreis hin; es wurden Platten, deren Länge drey Fuß betrug, herbeygeschaft; auf diesen Tischblättern lag zerschnittenes Fleisch und große Brode. Die Anzahl derselben war etwa 20, und die meisten stunden in der Gegend der fremden Gäste. Ein jeder mußte sich an den vor ihm stehenden Tisch halten. Seuthes brach die großen Brode entzwey und warf die abgebrochenen Stücke solchen Gästen zu, die er durch eine solche Politesse vorzüglich auszeichnen wollte. Eben so hielt er es mit den Fleischstücken, die er selbst blos kostete. Das thaten auch die andern Gäste, vor welchen dergleichen Tische stunden. Die Mundschenken reichten den Gästen den Wein in Hörnern dar, und jeder Gast behielt sein Trinkhorn für sich. Als man schon eine zeitlang getrunken hatte, nahm ein Thracier, der ein weisses Pferd besas, sein Trinkhorn; er wandte sich nach dem Seuthes hin und sprach: Ich trinke auf deine Gesundheit und verehre dir dies Pferd, mit welchem du allen Feinden, die dich verfolgen werden, entrinnen, und die Feinde, welche vor dir fliehen, einholen wirst. Ein andrer Thracier schenkte dem König einen Sclaven; noch ein andrer schenkte ihm Kleider für seine Gemalin; Timasion überreichte ihm, beym Zutrinken, eine silberne Phiole, nebst einer Decke, deren Werth zehn Minen betrug. Hierauf stund ein Athener auf: es ist eine alte und schöne Sitte, sagte er, daß die Reichen den Fürsten und die Fürsten den Armen Geschenke machen; ich folge die-

sem Gebrauch, indem Du mich in den Stand sezest, Dir etwas zu schenken und Dir dadurch meinen Respekt zu beweisen. Xenophon war, als das Trinkhorn an ihn kam, schon etwas benebelt. Ich schenke mich, sagte er, samt meinen Gesellschaften Dir, mein lieber Seuthes, als gute und treue Freunde; Du kanst auf sie, wie auf mich rechnen; mit ihrem Beistand wirst Du ein großes Königreich, welches Deinem Vater zugehörte, erobern und es noch ansehnlich erweitern können; Du wirst Dich auch im Besitz vieler Pferde, Männer und hübscher Weiber finden, die nicht durch Raub die Deinigen werden, sondern die von freyen Stücken mit reichen Geschenken zu Dir kommen werden. Seuthes sties sein Trinkhorn an das Trinkhorn seines Nachbars an. Hierauf traten die Musikanten herein, welche kriegerische Melodien spielten; der König selbst schrie mit, u. s. w. — Der Graf Buat, aus dem ich diese Beschreibung entlehnt habe, giebt im siebenten Band seiner Geschichte eine ähnliche Nachricht von einem Mahl, welches Attila den Gesandten des abendländischen Kaisers anrichten lies.

Die Tische reicher Sineser sind schön gefirnißt und mit einer seidenen Tapete bedeckt. Sie haben aber keine Tisch und Handtücher, keine Messer, Gabeln, Assietten; sondern jeder Gast führt zwey kleine Stäbchen von Helfenbein oder Ebenholz bey sich.

Auch bey Mahlzeiten hat man auf die Rangordnung der Stände gesehn. Die Maldiver essen nur mit solchen, die ihnen an Reichthum, Geburt und Würden gleich sind. Da sie aber, wie Pyrard sagt, diese Gleichheit nicht leicht schätzen können, so pflegen sie auch nicht oft in Gesellschaft zu speisen. Fast alle Sclaven in Afrika sind zu stolz, als daß sie mit ihren Weibern und Kindern essen sollten. Der Neger speiset allein; seine Weiber und Kinder sitzen weit von ihm ab, wenn sie essen. Andre Völkerschaften sind

ge-

gewohnt, nie allein zu speisen; die Insulaner auf den Philippinen müssen wenigstens einen Gesellschafter bey Tisch haben; sie laufen bisweilen lang herum, ehe sie einen finden, und man versichert, daß sie auch, bey den grösten Foltern des Hungers, sich nicht, ohne einen Gast, sättigen mögen. Die Wilden verkriechen sich, wenn sie essen wollen, weil sie befürchten, ein andrer möchte ihnen ihre Lebensmittel wegnehmen. Dieser ursprüngliche Gebrauch, allein zu speisen, wird bisweilen zur Gewohnheit, die sich auch in der bürgerlichen Gesellschaft erhält, besonders wenn ein solches Vorurteil durch abergläubische Einfälle befestigt wird.

Bey den Otaheitern, die das gesellschaftliche Leben lieben und auch sonst sanft und friedfertig sind, speiset gleichwol ein jeder einzeln für sich; die Glieder der Familie entfernen sich; Brüder, Ehegatten, Schwestern, selbst Vater und Mutter haben ihren eignen Tisch; sie setzen sich in einer Entfernung von drey bis vier Schritten hin; kehren einander den Rücken zu, und geniessen ihre Mahlzeit, ohne ein Wort zu reden. Sogar die Personen, welche die Speisen für die Weiber zubereiten, sind von den Köchinnen verschieden, welche für die Männer sorgen.

Sonst findet man, daß eine sehr große Anzahl von Gästen ein Zeichen der Freude seyn soll. An grossen Festen gab man große Schmäuse, unter welchen der Schmaus, welchen Cäsar den Galliern gab, und wobei 22000 Tafeln besezt waren, der berühmteste ist. Kein Wunder, daß man auch die großen Stücke für etwas vorzügliches und unterscheidendes halten, und daß man für eine bloße Bratenschüssel, zum Abendessen des Antonius und der Cleopatra, einen ganzen Ochsen bestimmen und braten konnte.

Drittes Hauptstück.

Sonderbare Gebräuche bey den Mahlzeiten.

Ich fange mit einigen allgemeinen Betrachtungen, welche auf alle sonderbaren Gebräuche dieser Art anwendbar sind, an. Bey jedem Gebrauch liegt irgend eine Ursache zum Grund. Untersucht man die Umstände; so erstaunt man über die große Simplicität der sonderbarsten Gebräuche. Einige derselben deuten grobe Allegorien und sittliche Vorschriften an, die wir nicht errathen können, und die uns, wenn sie uns näher bekannt wären, nicht mehr so lächerlich scheinen würden. Andre befremden uns blos deswegen, weil wir nicht an sie gewöhnt sind. Uebrigens werden die meisten Gewohnheiten fremder Völker von den Reisebeschreibern entstellt; da sie ihrem Ursprung nicht nachgehn, so verfälschen sie sie oft absichtlich, um sie nur um so viel anziehender zu machen. Dieses Gepräge von Lächerlichkeit wird immer schärfer, je öfter es in den Büchern von andern Schriftstellern nachgeprägt wird.

Was insbesondere die Gebräuche betrift, die ihren Ursprung dem Aberglauben zu verdanken haben; so ist es, da dieser in seinen Träumereyen unerschöpflich ist, dem menschlichen Verstand eben so unmöglich, sie alle zu kennen, als die Gründe von allen aufzufinden.

Der Lebensunterhalt ist für den Wilden ein sehr erheblicher und der einzige Gegenstand, der ihn beschäftigt. So ging die ganze Nation der Wilden in Canada auf die Jagd, wie in die Schlacht; sie bereitete sich durch strenge Fasten und Beten dazu vor;

und ganz frühe kam eine Menge von sonderbaren Gebräuchen, welche sich auf das Essen bezogen, in Umlauf. Wenn die Maldiver allein essen, so verbergen sie sich, nach Pyrard's Bericht, in die abgelegensten Winkel ihrer Hütten; sie verfinstern das Gemach, um von keinem Menschen gesehn zu werden. Dieser Gebrauch schreibt sich, wie oben erinnert worden, aus den ältesten Zeiten her. Da übrigens der Glaube an Magie und Hexerey bey barbarischen Völkerschaften allgemein verbreitet ist: so befürchten sie, daß man ihnen die Speisen behexen möchte, wenn sie vor andrer Menschen Augen speisten.

Bey vielen Malabaren ist es gebräuchlich, daß jeder sein eignes Trinkgeschirr hat, dessen sich kein andrer Mensch bedienen darf. Dieser Gebrauch könte auf die Reinlichkeit einige Beziehung haben; allein es ist wahrscheinlicher, daß sie dadurch die Zauberey en abwenden wollen, weil dies Volk überhaupt so aus den Geschirren zu trinken pflegt, daß diese weder die Lippen noch die Zähne berühren dürfen.

Wenn rohe Völkerschaften, nach einer glücklichen Jagd oder nach einem reichen Fischfang, einen ansehnlichen Vorrath von Lebensmitteln beysammen haben, so verzehren sie sie gemeinschaftlich. Eine solche Mahlzeit wird zu einem Fest gemacht, welches denn, wie die meisten Feste, mit unmäßigen Ausschweifungen vergesellschaftet ist. Die Ichthyophagen Asiens fischten vier Tage nach einander; hierauf sangen und tanzten sie um die gefangenen Fische herum, und wenn sie gesättigt waren, beschliefen sie die Weiber, die ihnen am nächsten waren. Diodor (III. 7.) sezt hinzu, daß sie am fünften Tage, wie eine Heerde von Thieren, sich sämtlich nach dem Fuß der Berge hinbegaben, um da zu trinken; daß Weiber und Männer ihre Kinder auf den Armen hintrugen; daß sie im Genuß des Wassers so sehr ausschweiften, daß man sie für trunkene

Menschen ansehn konte; daß sie sich endlich krank und kraftlos auf die Erde hinwarfen, den Tag verschliefen, und so den nächsten Morgen wieder von vorne anfingen. Diese Nachricht ist wahrscheinlich vom Geschichtschreiber übertrieben worden. Da diese Menschen keine Quellen und Bäche hatten, so tranken sie vermuthlich selten, und sie gingen nur deswegen haufenweise aus, um sich mit Wasser zu versehn.

Der Gebrauch, zu einer andern Zeit zu trinken, als da man ißt, kömt bey vielen Wilden vor. Noth und Bedürfniß haben ihn erzeugt, und er hat sich erhalten, auch nachdem man Quellen und Brunnen hatte. Kein Brasilianer ißt, wie uns Lery belehrt, wenn er trinkt, und eben so wenig denkt er ans Trinken, wenn er ißt. Dies findet man auch bey den Negern von Ardra, die sonst nie, als nach der Mahlzeit trinken.

Menschen, die noch wenig von Verfeinerung der Sitten wissen, sind sehr in Noth, wie sie ihren Gästen ihr Gefühl von Freundschaft an den Tag legen und wie sie sie belustigen sollen. Bey den Nordamerikanern pflegte der Wirth seinen Gästen zuzureden, daß sie sichs doch möchten schmecken lassen; er selbst hingegen rührte gar nichts an. In Neufrankreich mußte der Wirth singen, um seine Gäste aufzuheitern.

Mit dem Fortgang der Cultur beweiset man seinen Gästen mehr Zutrauen; man behandelt sie wie nahe Anverwandte. In China soll sich der Herr vom Hause gar entfernen, wenn man bey ihm speiset. Diese Beweise von Freundschaft sind anfänglich grob: so zupfen z. B. viele Tataren ihren Gast beym Ohr, um ihn zum Trinken zu nöthigen, und sie martern ihn so lang, bis er den Mund aufsperrt. Gewöhnlich reichen zwo Personen aus der Versammlung den Gästen das Trinkgeschirr singend und tanzend dar; sobald ihnen dieses abgenommen worden, hüpfen sie geschwind

wieder weg. Wenn sich der Herr vom Hause den Trank schmecken läßt, so schlägt man die Beine zusammen und singt, bis er das Geschirr geleeret hat.

Die Kamtschadalen knien vor ihren sitzenden Gast hin; sie schneiden ein Stück vom Fleisch eines Seethieres ab, stopfen es dem Gast in den Mund, und das, was nicht hineingehn will, schneiden sie ab, und essen es selbst. Wenn die Kamtschadalen unter einander Freundschaften stiften, so bitten sie sich zu Gast; der Gast sowol als der Wirth kleiden sich in der Cabane aus, welche man absichtlich stark geheizt hat. Während daß der erste die ihm vorgesezten Gerichte verzehrt, unterhält der Wirth das Feuer. Der Fremde muß sich beydes, die übermäßige Hitze und das viele Essen gefallen lassen; er übergiebt sich wol zehnmal, ehe er nachgiebt; endlich ist er doch genöthigt, sich zu ergeben; er erkauft seine Entlassung mit einem Geschenke von Kleidern oder von Hunden, weil ihm der Wirth drohet, seine Jurte dermaßen heizen zu lassen und ihn so sehr zum Essen zu nöthigen, daß er sterben müsse. Der Fremde hat nun das Recht Repressalien zu gebrauchen; er behandelt jenen eben so und fordert dieselben Geschenke von ihm. Wenn er sich weigern sollte, diese Einladung anzunehmen, so würde er seines ehemaligen Gastes in seiner Hütte nicht los werden, bis er ihn nicht beschenkt hätte.

Was mag wol der Grund von einer solchen Behandlung der Menschen seyn, die man sich zu Freunden machen will? Man könte sagen, der Kamtschadale will dadurch den Mann prüfen, dessen Freundschaft er sucht; er will wissen, ob dieser auch stark genug ist, Schmerzen für ihn zu ertragen und ihm einen Theil seines Vermögens zu schenken. Denn dadurch, daß der Wirth nachher sich denselbigen Peinigungen und Aufopferungen unterzieht, beweiset er, wie herzhaft er seinen Freund zu vertheidigen bereit sey.

Die Verschwendung ist ein Zeichen von Superiorität und von Reichthümern. Auch die Barbaren wollen sich schon auszeichnen. Von den Königen der Negern erzählt Bosman, daß sie von ihren Getränken allemal die Hälfte am Bart herunterlaufen lassen; diese Sauerey ist bey ihnen Pracht.

So sonderbar auch die Begriffe von Reinlichkeit sind, so hat sie doch verschiedene auffallende Gebräuche veranlaßt, so daß auch die schmutzigsten Völker bisweilen reinlich scheinen wollen. Die Negern bringen ihre Nahrung nicht anders, als mit der rechten Hand, in den Mund, weil die linke zu andern Verrichtungen gebraucht wird; es wäre unanständig, sagen sie, daß man mit der linken das Gesicht berühre. Noch gewissenhafter sind in diesem Stück die Malabaren, die die Berührung der Speisen mit der linken Hand für ein großes Verbrechen halten.

Sehr begreiflich ist es, wie gerade in Ansehung der Nahrungsmittel eine große Menge von abergläubischen Einfällen ausgeheckt werden mußte. Wenn eine einzige Frucht eine natürliche Krankheit verursacht hatte, oder wenn sie von einem Feind vergiftet worden; so wurde sie gleich als allgemein schädlich verschrieen; oder man dachte auch an Hexen. Der König von Issiny genießt nie von dem Reis, Mays und Hirse, die auf seinen Feldern wachsen. Denn der Fürst glaubt an eine alte Tradition, nach welcher sein Land unfruchtbar werden müsse, wenn er seine Produkte verzehrte; vermuthlich fürchtet er sich, daß mißvergnügte Unterthanen ihm seine Früchte beheren möchten. Man ist überhaupt in Betref der Speisen der Fürsten sehr eigen und vorsichtig gewesen. Auf Otaheite muß man den Fürsten so zu essen geben, wie den Kindern; und der König von Loango speiset in einem und trinkt in einem andern Haus.

Die Zusammensetzung der Zahlen und der Gebrauch derselben zu Vorbedeutungen muß ein sehr natürliches Geschäfte seyn, weil es schon in den ältesten Zeiten vorkömt. Die Nabatäer luden nie mehr, als dreyzehn Personen zum Gastmahl ein; es waren immer zwey Musikanten gegenwärtig, und mehr als zwölf Schalen durften nicht getrunken werden. Dieses Vorurteil erhält sich auch noch unter einigen Christen, die dabey an den Judas und die zwölf Apostel denken.

Die Aegyptier ließen, bey großen Mahlzeiten oder bey andern frohen und festlichen Gelegenheiten, einen Sarg, in welchem eine Mumie verschlossen war, oder, nach Andern, ein gemahltes hölzernes Skelet hereinbringen. Jeder Gast wurde mit folgenden Worten darauf aufmerksam gemacht: Betrachte diesen Sarg und sey lustig; du wirst eben das seyn, wenn du gestorben bist. Ueberhaupt mußten Charakter und Gebräuche der Aegyptier von den Gewohnheiten andrer Völker sehr verschieden seyn. Die Ueberschwemmungen des Nils und die übrigen großen Phänomene der Natur mußten sie melancholisch machen. Schon daraus allein, daß sie jährlich wegen dieser Ueberschwemmungen ihre Wohnungen verlassen mußten, um nicht ersäuft zu werden, lassen sich viele von ihren eigenthümlichen Gebräuchen erklären. Es hat nie eine finsterere Nation gegeben, als diese war, und nie haben sich Natur und Politik so genau vereinigt, um dies finstere Wesen zu erhalten, wie in Aegypten. Es scheint, daß die Aegyptier am Anblick einer solchen Mumie wirklich Vergnügen fanden, und daß das Bild des Todes in ihren Augen seine eignen Reize hatte. Daß man sich an so was, so unbegreiflich es auch seyn mag, wirklich vergnügen könne, lernt man unter andern auch aus dem Horaz und dem Catull, die sehr oft davon sprechen. Auf die Geistesprodukte äussern, dergleichen finstre Ideen oft einen sehr glück-

lichen Einfluß. Trimalcion lies bey seinem weichlichen Schmaus, wie Petron erzählt, ein silbernes Menschengerippe auftragen, um seine Gäste dadurch zu mehrerer Freude aufzumuntern. Vermuthlich sollte die Mumie anfänglich nur das Andenken an die verstorbenen Freunde und Anverwandten auffrischen. Da sie aber zu gleicher Zeit auch zur Nahrung eines empfindlichen Gemüths zu dienen schien, so brachte man die Todten mit zu Tische. Vielleicht haben die Priester und Könige diese Cerimonie eingeführt, die mit ihren übrigen Verordnungen ziemlich viel Aehnlichkeit hat.

Ich will noch ein sonderbares Beyspiel anführen, wenn es gleich mit den vorhergehenden in keiner Verbindung steht. Die Negern lieben den Brandtewein ausnehmend; wenn sie aber an Bord europäischer Schiffe kommen, so mögen sie eher keinen Tropfen trinken, bis man ihnen irgend ein Geschenk gemacht hat. Sie fragen mit vieler Dreistigkeit, ob man denn glaube, daß sie unentgeltlich trinken sollten? Die Europäer können daher keinen Handel mit ihnen schließen, ehe sie sie nicht durch Geschenke befriedigt haben. Diese Nachricht giebt Bosman.

Viertes Hauptstück.

Von der Verfeinerung und Erkünstelung der Vergnügungen der Tafel. — Schwelgerey.

Man war der gewöhnlichen Vergnügungen der Tafel gar bald müde; es mußten neue ersonnen werden; die Einbildungskraft strengte sich bey dieser Erfindung an, die durch Eitelkeit und andre Leidenschaften immer mehr erweitert wurde. Die Kunst zu genießen

vervollkommnete sich, und gelangte bey policirten Völkern auf die höchste Stufe ihrer Vollkommenheit. Auch die Wilden künsteln und feilen nach ihrer Art; aber ihre Künsteleyen bleiben doch immer grob.

Bey den Thorheiten, von welchen Sueton redet, wollen wir uns nicht lange aufhalten. Es wurden an diesen Festen Schüsseln mit der Leber der seltensten Fische, mit dem Gehirn der Phasanen, mit Pfauenzungen, mit Rebhünereyern, mit Turteltaubenund Papageyenköpfen, mit Vögeln, welche singen und reden gekonnt, aufgetragen. In diese Klasse gehören auch die Mahlzeiten der Cleopatra, des Clodius, Lucull und Apicius; sie verdienen nicht, daß man bey ihnen verweile, weil es andre Facta giebt, die für die Geschichte des Menschen erheblicher sind.

Die Vornehmen in Monomotapa räuchern ihre Weine, die übrigen geistigen Getränke und Speisen mit Ambra, Muscus und andern Rauchwerken. Der Aga von Moka gab dem brittischen Schiffcapitain Sarris ein Mahl, nach dessen Endigung er in eine Kammer geführt wurde, in welcher vier Knaben auf ihn warteten. Der eine hatte ein Kohlenbecken, der zweyte einige Handtücher und die beyden andern ein Gefäß mit Ambra, Aloe und andern Rauchwerken. Das Haupt des Capitains wurde mit den Handtüchern bedeckt, und sein Leib wurde eingeräuchert.

Bey barbarischen Völkern ist die Kochkunst unvollkommen. Wollen sie etwas an ihren Speisen künsteln, so nehmen sie zu Rauchwerken oder zu gegohrnen Wässern ihre Zuflucht. Die ausgebildeten Nationen hingegen bemühen sich, die Speisen auf die beste und angenehmste Weise zuzubereiten. Bey den Alten stunden die Köche in großem Ansehn, und man hat angemerkt, daß, den Posidippus ausgenommen, kein einziger Koch in den alten Lustspielen aufgeführt wird, der ein Sclave gewesen. Die Sybariten und

andre weichliche Völker in Calabrien sezten für diejenigen Preise aus, welche im Fach der Kochkunst neue Erfindungen machen würden. Wer eine neue Brühe erfand, erhielt eine goldne Krone, und er durfte seine Erfindung ein ganzes Jahr geheim halten, und sie sich mit schwerem Geld abkaufen lassen.

Nach einer gänzlichen Verderbung der Sitten durch den Luxus, wurden auch die Mahlzeiten durch Ausschweifungen entehrt. Die Babylonier pflegten sich bey ihren Gastgeboten aller Kleider zu entledigen; auf diese Weise reizten Weiber und Jungfrauen die Begierden, und es wird gar gesagt, dies sey der Beweis einer guten Erziehung gewesen *). Bey andern Völkern wurden blutdurstige Leidenschaften bey den Mahlzeiten genährt, indem man die Gladiatoren kommen lies, die sich bey der Tafel erwürgten.

Die Völker, welche an ihren Speisen nicht viel künsteln können, sind gefräßig und schwelgerisch. Wenn gleich Durret's Bericht übertrieben ist, daß die Guanches auf den Canarischen Inseln, bey einer Mahlzeit, 20 Kaninchen und ein Böcklein gegessen; so ist doch so viel gewiß, daß sie ungemein viel aßen. Von den Grönländern erzählt Cranz, daß sie es gern sehn, wenn ihre Kinder sich den Bauch recht füllen, und nachher auf dem Boden herumwälzen, „damit sie ihre Eingeweide zusammenpressen und neuen Speisen Platz machen mögen.„ Die Freßlust der Jakuten muß ungemein weit gehn; weil sie, nach Strahlenberg's Aussage, bey festlichen Gastgeboten nackt erscheinen, um nur desto mehr essen zu können.

Wenn der Magen so viel Wärme hätte, daß er in dem Augenblick, da er Nahrung erhält, sie auch verarbeiten könte; so würden dergleichen Menschen offenbar bey einer sehr langen Mahlzeit immerfort essen können. Dergleichen Beyspiele von einer ausserordentlichen

*) *Du Curtius.* V. 1.

dentlichen Gefräßigkeit haben mehrere Schriftsteller aufgezeichnet. Athenäus, dessen Erzählung gleichwol übertrieben zu seyn scheint, redet (B. XV.) vom Athleten Theagenes und von mehreren Griechen, die an einem Tag einen Ochsen aufzehrten; ferner vom Milon von Kroton, welcher 20 Pf. Fleisch, eben so viel Pfunde Brod as, und drey Congien Wein trank; vom Astydamas, der allein eine große Mahlzeit, welche für acht Personen bestimmt war, verzehrte; von einer Frauensperson, Namens Aglaida; diese as bey einer Mahlzeit zwölf Pfund Fleisch, vier Semodios Brod, und sie trank ein Congium Wein. — Andre unläugbare Thatsachen enthält die Schrift des Musorius, (De Luxu Graecorum etc.) wenn gleich dieser Gelehrte ohne Kritik und Auswahl, Fabeln und Geschichte zusammenträgt.

Alle Völker haben Mittel aufgesucht, die ihnen den Genuß vieler Nahrungsmittel und die Verlängerung des Vergnügens der Tafel möglich machen. Hieher gehören die warmen und auflösenden Getränke. Die Omaguns reichen, ehe sie sich zu Tisch setzen, einem jeden ihrer Gäste einen Nachttopf, und die Alten forderten ihn oft während der Mahlzeit. Am weitesten ging dieser viehische Genuß bey den Römern; sie übergaben sich mehrmals willkührlich, um sich nur von frischem den Magen wieder anfüllen zu können.

In Deutschland und in einigen Provinzen von Frankreich glaubt man, man gebe seinen Gästen die überzeugendsten Proben von Freundschaft und Ergebenheit, wenn man sie nöthige, mehr zu trinken und zu essen, als sie vertragen können. Es scheint sogar, daß man, wenn das Zureden nicht mehr helfen wollte, Zwang und Gewalt gebrauchte, weil die Regierung genöthigt war, dergleichen Gewaltthätigkeiten zu verbieten. Carl der Große gab ein Gesetz, es solle niemanden erlaubt seyn, einen andern zum Trinken zu zwingen; die Soldaten,

daten, die einen andern zum Trinken verleiteten, mußten zur Strafe eine gewisse Quantität Wassers trinken.

Die leckerhafte Schwelgerey wurde ein Bedürfniß. Zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts führte man immer einige Dosen mit gezuckerten oder eingemachten Sachen in der Tasche, und man theilte diese aus, wie man heut zu Tage den Schnupftoback austheilt. Der Duc de Guise hatte seine Zuckerbüchse in der Hand, als er zu Blois ermordet wurde. Ludwig XIII. war ein großer Liebhaber vom Zuckerbrod; unter seiner Regierung hatte ein jeder seine Taschen damit angefüllt, und man as davon nach Belieben.

Das übermäßige Essen und Trinken verdirbt den Geschmack; das Alltägliche gefällt nicht mehr, und man nimmt also zur Kunst seine Zuflucht. Man bereitet künstliche Getränke, um die Maschine in eine heftige Bewegung zu setzen. Die meisten Völker bedürfen dergleichen Mittel. Meibom hat die verschiedenen Gährungen aufgezählt, welche die geistreichen Getränke haben leiden müssen.

Die Wilden haben ihre Kräuter, Früchte oder auch Getränke, wodurch sie berauscht werden. Ihre Erfindsamkeit ist in diesem Stück zu bewundern. Mittelst dieser Getränke setzen sie sich in Wuth, wenn sie ihr Kriegsgefechte anfangen. Ihre Liebe nach starken Getränken geht über alles. Die Wilden in Canada geben für ein Glas Brandtewein alles hin, was sie haben. Wenn sie denn berauscht sind, so beißen sie sich mit den Zähnen, wie die Wölfe. Die Moxes verfertigten aus fauligten Wurzeln, über welche sie Wasser goßen, ein starkes Getränk. Das Lieblingsgetränk der Wilden in Amerika ist die Chikta, dessen höchst eckelhafte Zubereitung unter andern Goguet beschrieben hat.

Wenn die Kamtschadalen der Freude nachhängen wollen, so genießen sie eine Art Schwämme, die

bey

bey ihnen die Wirkung des Mohnsafts hervorbringen. Sie essen entweder diese Schwämme, oder sie trinken nur den Saft, den sie aus denselben auspressen. Ein mäßiger Genuß dieses Getränks macht sie froh und beherzt. Sobald sie aber zu viel davon trinken, bekommen sie Krämpfe und Zuckungen, die mit einer Verrückung des Verstandes vergesellschaftet sind. Sie schieben die Schuld von allen schlechten Thaten, die sie verüben, und von allem sie betreffenden Unglück auf diese Pilze; und sie suchen sie gleichwol mit der grösten Gierigkeit auf. Die Korjäken, welche keine Schwämme dieser Art haben, fassen den Urin solcher Personen, die dergleichen Saft getrunken, sorgfältig in Gefäße auf, und sie trinken ihn, um gleichfalls berauscht zu werden. Die Scythen, von welchen Strabo im siebenten Buch seiner Geographie redet, tranken weder Wein noch andre starke Getränke; aber sie berauschten sich durch den Rauch gewisser starkriechender Pflanzen, der sie frölich und vergnügt machte.

Fünftes Hauptstück.

Von den Strafen wider die Ausschweifungen im Essen und Trinken. — Von den Fasten.

Berauschende Getränke bringen zu fürchterliche Wirkungen hervor, als daß sich die Gesezgeber nicht genöthigt gesehn, ihren Genuß durch heilsame Verordnungen einzuschränken, oder ihn ganz und gar, wie ein Gift, welches den Menschen zum wütenden Vieh herabsezt, zu verbieten. Man sah bald ein, daß die meisten Mordthaten in der Trunkenheit begangen, und daß die meisten Streitigkeiten, wodurch die Ruhe der

Gesell-

Gesellschaft gestört wird, durch den unmäßigen Gebrauch dieser Getränke veranlaßt werden.

Die Mexikaner durften, ohne ausdrückliche Erlaubniß ihrer Obrigkeit, keine Getränke dieser Art zu sich nehmen, deren Genuß nur den Alten und den Kranken gestattet wurde. An Tagen, an welchen entweder Feste gefeyert oder gemeinschaftliche Arbeiten verrichtet werden sollten, wurde einem jeden von der Obrigkeit ein kleines Maas zugetheilt. Wer sich besof, dem wurde der Bart öfentlich abgeschoren, seine Güter und Würden wurden eingezogen und sein Haus wurde niedergerissen, um dadurch anzudeuten, daß er nicht mehr würdig sey, in der bürgerlichen Gesellschaft zu leben, weil er seine Vernunft verloren. Die Tlascataner waren in diesem Stück noch strenger; denn sie gestatteten nur solchen Greisen den Genuß starker Getränke, die durch militärische Arbeiten entkräftet werden.

Policirte Nationen haben sich dieser Art von Vergnügungen nicht ganz versagen wollen; sie haben ihren Genuß nur einzuschränken gesucht. Nach einer Verordnung Carls des Großen geräth derjenige in den Kirchenbann, der sich bey der Armee betrinkt.

Die Dänen machten die Lust zum unmäßigen Trinken in England so allgemein, daß man die Schenken niederriß, und in Festungen und kleinern Städten nur eine einzige Schenke stehn lies. Man mußte an jedes Trinkgefäs Nägel und Nadeln anbringen; wer mit einem Zug mehr trank, als ihm durch diese Zeichen vorgeschrieben war, wurde bestraft.

Wenn ein Athener nur ein einzigmal in seinem Leben zu Mittag in einem Wirthshaus gespeiset hatte, so durfte er, wie Athenäus (B. XII.) berichtet, nie wieder vor dem Areopag erscheinen. Auf Malabar verliert ein jeder das Recht, ein gerichtliches Zeugniß abzulegen; sobald er Wein getrunken hat.

An

An andern Orten wurde ein solcher Genuß blos den Weibern untersagt. Bisweilen sind Frauenspersonen, welche dieses Gesetz übertretten hatten, mit der Strafe des Ehebruchs belegt worden.

Sonst haben auch Privatpersonen unter sich der Trunkenheit, durch allerhand Veranstaltungen, vorzubeugen gesucht. Wenn die Scythen mit ihren Freunden zusammentranken, so spannten sie die Senne eines Bogens an, um sich durch den dadurch verursachten Ton gegen die Saufluft warnen zu lassen.

Einige Völker legten ihre tiefe Verachtung der Trunkenbolde auf eine ganz ausgezeichnete Art an den Tag. Die alten Schotten ließen sie, nach Belieben, trinken; ersäuften sie aber, wenn sie trunken waren.

Wenn diesem Mißbrauch mit Strafen nicht abgeholfen werden konnte, so nahm man zu weit wirksameren Mitteln seine Zuflucht. So beredete z.B. ein Oberpriester die Geten, daß sie, ihrer Liebe zum Wein ungeachtet, alle Weinstöcke ausrotten möchten. Die Freyheitsliebe wirkte mit, daß dieser Vorschlag ins Werk gesezt wurde; denn da das Land der Geten nicht Wein genug hervorbrachte, so befürchtete man, diese Gewohnheit möchte sie zu Sclaven machen.

Neben die gebildeten oder rohen Völker, welche die Trunkenbolde verabscheuen und verfolgen, können andre Völkerschaften gestellt werden, die, da ihr Hauptvorzug in der körperlichen Stärke besteht, sich den Ruhm, am meisten trinken und vertragen zu können, streitig machen. Einige tatarische Horden pralten mit der Trunkenheit und Saufluft, und wir sehn aus der Edda, daß die Skandinavier sehr übermüthig wurden, wenn sie recht viel Wein trinken konnten. Chardin berichtet, ein Georgianer, der sich nicht am Oster und Weynachtsfest betrinkt, werde so wenig für einen Christen gehalten, daß er vielmehr in den Bann gethan werde.

Da der Muth und die Herzhaftigkeit durch Völlerey und Trunkenheit geschwächt werden, so konnten sie in einer militärischen und nüchternen Republik nicht geduldet werden. Daher verordnete Lykurg, daß sich die jungen Spartaner jeden zehnten Monat vor einem Aufseher stellen mußten, um gezüchtigt zu werden, wenn sie zu fett befunden wurden.

Einige eigensinnige oder zu vorsichtige Gesezgeber haben die Gastmähler durch zu viele Verordnungen einzuschränken gesucht; der Aberglaube hat sich eingemischt, und so sind die vielen sonderbaren Gesezе, die Enthaltsamkeit betreffend, entstanden. Manche unter ihnen haben indessen auch diätetische Gründe für sich. Einige Beyspiele werden hier nicht am unrechten Ort stehn. Die Caraiben essen keine Spannferkel; denn sie bilden sich ein, diese Nahrung mache kleine Augen. Weder die Hottentoten, noch ihre Weiber wollen Schweinefleisch oder auch Fische ohne Schuppen essen; Hasen und Kaninchen dürfen nicht von den Männern, wol aber von den Weibern genossen werden; die Männer essen das Blut der Thiere und das Fleisch des Maulwurfs, die Weiber nicht. Bekanntlich war den Juden der Genuß des Bluts und des blutigen Fleisches verboten; dieses Gesetz wird, wie uns Jobus Ludolphus (B. III.) belehrt, noch jezt im Orient beobachtet. Die Concilienſammlungen sagen uns, daß die Bulgaren beym Pabst Nicolaus I. anfrugen, ob sie Thiere essen dürften, welche ohne Eisen getödtet werden. Unter allen Verboten dieser Art aber ist folgendes das unbegreiflichste. Das Wasser des Flusses, der durch die Stadt Bocham fließt, ist so ungesund, daß es in den Beinen derer, welche davon trinken, Würmer, von einer Länge von vier Fuß, erzeugt; der Kranke ist in Todesgefahr. Gleichwol darf man nichts anders, als Wasser trinken, und wer dieses Gesetz übertritt, erhält den Staubbesen. Die

Auf-

Aufseher suchen fleißig in den Häusern nach, und derjenige wird bestraft, bey welchem sie Wein oder Brandtewein finden. Dies Gesetz schreibt sich bekanntlich vom Stifter ihrer Religion her.

Der Aberglauben, der in seinen Räsonnements so viele Gestalten annimmt, hat hierinnen noch andre Thorheiten ersonnen. Ein Mönch behauptete, das beste Wildpret sey für die Geistlichen erschaffen worden, und die Rebhüner, Fanasen, Ortolanen würden, wenn sie reden könnten, ganz gewis ausrufen: Diener Gottes, wir wollen von Euch verzehrt werden, damit wir, Eurem Körper einverleibt, dereinst zur ewigen Glückseeligkeit auferstehn, uud nicht mit den Gottlosen in die Hölle hinabgeworfen werden mögen.

Die Aufwandsgesetze, mittelst welcher die Obrigkeiten den Luxus zu unterdrücken suchten, betrafen auch die Mahlzeiten. Jakob I., König von Arragonien, verordnete im Jahr 1234, daß er selbst und ein jeder andere nicht mehr als zweyerley Fleisch essen, und daß beydes auf dieselbe Weise zugerichtet seyn solle. Doch wurden die Jäger ausgenommen, die sich von dem Wildpret, welches sie erlegen, nähren müssen.

Von vielen andern Gesetzen, welche sich auf die Speisen beziehn, läßt sich kein guter Grund ausfinden. Athenäus sagt, bey einigen Gastgeboten der Griechen, habe man, den Gesetzen zufolge, bey jedem neuen Gang die Tafel verändern müssen. Ein Gesetz des K. Ludwig verbietet den Mönchen den Genuß der Aepfel und des Salats, wofern sie nicht zugleich noch andre Speisen genießen.

Die Religion empfahl Fasten, welche zu denen hinzukamen, die schon die Glücksumstände und die Gesundheit den Menschen vorschrieben. Diese Casteiungen sind so natürlich, daß man sie auch bey einigen Wilden antrift. Man glaubte seine Sünden dadurch

gut machen zu können, daß man sich an seinen Vergnügungen einen Theil abbrach.

Zur Zeit der Trauer enthält man sich des Essens aus Schmerz. Bisweilen machen sich ganze Nationen dergleichen gemeinschaftliche Peinigungen zur Pflicht. Als die Lacedämonier einer ihren Bundsgenossen zugehörenden Stadt zu Hülfe zu kommen beschlossen, schrieben sie ein allgemeines Fasten in ihrem ganzen Gebiet aus, wovon nicht einmal die Hausthiere ausgenommen wurden. Die Bewohner von Alba enthielten sich nach dem Kampf der Horazier und der Curiazier, lange aller Speise.

Eine vollständige Geschichte der Bußfertigen, die ihr Fleisch creuzigen und ihre Begierden bekämpfen, würde ein großes Werk erfordern. Denn unsre Erde ist voll von Menschen, die entweder freywillig weinen und klagen, oder durch den Ausspruch des Schicksals dazu verdammt sind. Schon die alten Braminen führten eine sehr strenge Lebensart. Porphyr sagt, sie hielten diese Welt für ein Gefängniß, priesen die Todten glücklich und beklagten die Lebendigen. Die heutigen Fakirs folgen ihrem Beyspiel. In Baktrien und Indien enthielten sich Tausende von Menschen des Genusses von Fleisch, Wein und andern Getränken.

Im Ganzen fasteten die Alten weniger, als wir; sie aßen aber auch nicht so viel, wie wir. Sie speisten des Tags nur einmal; zwo Mahlzeiten wurden schon für Schwelgerey gehalten. Daher nennt Plato die Bewohner Siciliens Schwelger, und Arrian (IV. 16) macht den Tyrrheniern darüber gleichfalls Vorwürfe, daß sie täglich zwo Mahlzeiten hielten.

Die Untersuchung der gewöhnlichen Fasten und Casteyungen gehört nicht in meinen Plan. Hier sind indessen einige Beyspiele, von welchen man auf die übrigen wird fortschließen können. Anfänglich verbot Mahomet, daß man während des Ramadan, vor

Sonnen-

Sonnenuntergang weder ein Glas Wasser trinken noch Taback rauchen dürfe. Allein dieses Gesetz mußte, besonders in Kriegszeiten, gemildert werden. Noch jezt wagen es die Mahomedaner nicht, an diesen Festtagen ihren Mund auszuwaschen, oder ihren Speichel hinabzuschlürfen; ein Kuß oder auch die bloße Berührung einer Frau wird für eine gänzliche Vernachlässigung dieser Fasten angesehn. Die Abyssinier haben ein 50tägiges Fasten, welches sie gemeiniglich so sehr erschöpft, daß ihre Kräfte in zwey bis drey Monaten kaum wieder ersezt werden. Die Türken greifen sie gewöhnlich in dieser Zeit an. Catharina von Cardonna zog einen Einsiedlerhabit an; sie weidete, wie das Vieh, in den Wüsten; und sie hatte sogar Fasttage, an welchen sie weniger Gras, als gewöhnlich, as. Die Flagellanten ersannen folgende Art von Creuzigung des Fleisches, sie stellten Todtenköpfe auf den Tisch, die sie statt der Schüsseln gebrauchten.

Die Aerzte haben die Zeit zu bestimmen gesucht, während welcher ein Mensch aller Speise entbehren könne; allein sie haben die Kräfte der Natur nicht gehörig gekannt; die Erfahrung ist ihren Aussagen zuwider. Selbst le Gendre verdient deswegen getadelt zu werden, daß er viele dergleichen ausserordentliche Fakta aufhäuft, die die Möglichkeit eines so langen Fastens bestätigen würden *). Eine Frau im Elsaß soll in 30, und ein Schweizer in 22 Jahren keine Nahrung genommen haben, u. s. w. Sind diese Fabeln ungereimt; so kann man dagegen gar wol glauben, daß es Menschen gegeben, die nur alle sechs Tage aßen; daß ein Narr zu Harlem sich 40 Tage aller Speise enthielt, blos Taback rauchte und sich den Mund mit Wasser ausspülte, ohne es hinunterzuschlucken **);

*) *Le Gendre* Traité de l'Opinion, Tome III.

**) *Bayle* Nouvelles de la Republ. des Lettres. Février 1685.

und daß ein Venetianer gleichfalls so lange gehungert, wie uns Boccacio berichtet. Endlich erzählt man auch von einem Benediktiner, er habe während mehr denn 15 Fasten weder gegessen noch getrunken. Solang der h. Simeon Stilytes auf seiner Säule stand, soll er es eben so gemacht haben.

Sechstes Hauptstück.

Von den Wirthshäusern.

Die alte Gastfreundschaft paßte nur in den ersten Anfang des gesellschaftlichen Lebens; sie konnte daher auch unmöglich lange bestehn. Seit dem die Nationen mit den entferntsten Ländern Verkehr haben; seit dem sie im Zustand der bürgerlichen Cultur mehr herumreisen, als die rohen Völker thun; seit dem hat man die Landstraßen mit Wirthshäusern versehn. Indessen ist diese so heilsame Erfindung nicht in allen Staaten eingeführt worden; der Grund davon ist eine falsche Politik. Einem Despoten ist daran gelegen, daß seine Sclaven an der Hufe landes kleben bleiben, auf welcher sie geboren sind; er sieht es ungern, wenn sie unter einander Verkehr haben.

Man ist aber zuweilen genöthigt, eine Reise zu machen; was geschieht alsdenn? Die Abyssinier haben keine Wirthshäuser; die sind daher gezwungen, die Reisenden zu speisen. Kömt ein Fremder, sagt Lobo, in einem Flecken an, und hält er sich länger, als drey Stunden in demselben auf; so müssen die Einwohner ihn speisen; thun sie es nicht und der Fremde beklagt sich; so müssen sie zur Strafe zweymal so viel bezahlen, als sie den Fremden Hütten abgeben müssen.

Als Anhang zu diesem Buch will ich noch eine Betrachtung über einen Gegenstand hersetzen, der in der Geschichte des menschlichen Verstandes nicht unerheblich ist. Man beschäftiget sich seit langer Zeit mit der materiellen Wiedergeburt des Menschen; man hat diese Chimäre sogar durch Räsonnements zu erweisen gesucht. Der Mensch, hies es, ist eine lebendige Maschine, warum sollte man es nicht so weit bringen können, ihn zu erneuern?

Dieses System ist vornemlich in Persien gut aufgenommen worden. Die Planeten, die Sonne und die ganze Natur, glaubten die Perser, sey dem Untergang und der Erneurung unterworfen. Am meisten arbeiteten die in die Mysterien des Mitheas Eingeweihten an ihrer Regeneration; sie wandten zu dem Ende allerley thörichte Mittel an; sie nahmen die Benennungen von Gestirnen an; sie ersannen ganz eigne Kleidungen; sie peinigten ihr Fleisch; und ungeachtet ihre Kräfte durch dergleichen Casteiungen verloren gingen, so glaubten sie doch nach diesen Cerimonien, wie Mitheas erweckt, wie die Sonne erneuert und wie das neue Jahr wiedergeboren zu seyn *). Im vorlezten Buch will ich von der Quelle der Jugend, von dem Lebensbalsam und vom Trank der Unsterblichkeit handeln.

*) *Boulanger* Antiquité dévoilée par ses Usages. Tome II.

Zweytes Buch.

Von den Weibern.

Erstes Hauptstück.

Die Weiber werden für unrein gehalten. Von den Reinigungen, denen sie sich unterziehn müssen.

Leser, die ein empfindliches Herz haben, werden diese Abhandlung mit Mißvergnügen lesen; weil sie finden werden, wie sehr die Zärtlichkeit und Schönheit des andern Geschlechts unter den unwürdigsten Belästigungen seufzen muß. Das Weib sollte und könte das rohe Wesen des Mannes mildern, und seine Sorgen und Grillen zerstreuen. Man höre aber, wie es von ihm ist behandelt worden.

Die Weiber haben gewisse Krankheiten, die das männliche Geschlecht nicht treffen können. Aber was hatte man für einen Grund, daß man diese körperliche Unreinigkeit ihrem Charakter auf die Rechnung schrieb; und wie konnte sich dieses Vorurteil auch unter solchen Völkern verbreiten, welche sonst gar keinen Begrif von Reinlichkeit haben?

Plinius schreibt dem Blut, welches durch die monathliche Reinigung abgeht, große Wirkungen zu. (VII. 13.) Dieses Gift, sagt er, macht die Säfte sauer; die Saamenkörner verlieren ihre Fruchtbarkeit;

keit; die Pfropfreiser kommen um; die Gartenpflanzen werden bis zur Wurzel hinab verbrannt; die Früchte von den Bäumen müssen abfallen; der Glanz der Spiegel geht verloren; die Degenspitze wird stumpf; Elfenbein büßt seine Politur ein; Kupfer und Eisen werden rostig; die Hunde werden wütend, wenn sie einige Tropfen davon verschlingen, u. s. w. Offenbar komt in dieser Beschreibung manches ungegründete vor. Genug, es scheint, als wenn die Wilden schon einige von diesen Wirkungen entdeckt, weil sie ihrentwegen die Weiber so hart behandeln. Wenn die Wilden z. B. bemerken, daß die Hunde den Weibern zu einer solchen Zeit nachlaufen; so kann man sich leicht denken, was sie daraus alle für Folgerungen ableiten werden.

Nichts ist so kindisch und ungereimt, als der Gebrauch einiger Völker, die Weiber zu dieser Zeit ganz zu verlassen. Auch die vielen erniedrigenden Veranstaltungen sind kränkend, durch welche gewisse Völker solche Weiber ganz aus der menschlichen Gesellschaft zu entfernen suchen. Die Negern, die Amerikaner, die Bewohner der Inseln Asiens und der Südsee bauen eigne Hütten, die die Weiber zur Zeit ihres Blutflusses beziehn müssen. Die Issinois lassen ihre Weiber, bey der Heyrathscerimonie schwören, daß sie den Männern jedesmal Nachricht geben wollen, wenn diese Periode eintritt, um sich sogleich in das Burnamon zu begeben *). Das Frauenzimmer, welches dies Versprechen nicht pünktlich erfüllt, wird nachdrücklich bestraft; viele sind deswegen gar hingerichtet worden.

*) In jedem Dorf oder Flecken findet man, 100 Schritte vom Hinterhaus, ein eignes abgesondertes Gebäude, welches Burnamon genannt wird. Dahin müssen sich Weiber und Jungfrauen, während ihrer Reinigung, begeben.

Damit man alle mannbaren Mädchen im Königreich Loango kenne, so müssen sie, nach Merolla, sich an dem Ort aufhalten, an welchem sie sich befinden, wenn die Mannbarkeit zum erstenmal durchbricht; hier müssen sie so lange warten, bis sie jemand aus ihrer Familie nach ihres Vaters Haus zurückführt. An andern Orten werden sie wie verpestete Menschen behandelt; man stellt ihnen die Speisen hin, ohne sich ihnen zu nähern. Man stellt sich vor, sie würden das Land vergiften, und eine einzige Frau würde zureichen, um alle ihre Mitbürger anzustecken. Im Königreich Juida dürfen sie, nach Bosmanns Bericht, weder in den Palast des Königs, noch in die Häuser der Grossen eintretten; sie müssen sogar das Haus ihres Vaters oder ihres Mannes verlassen, und allen Umgang mit Menschen unterbrechen. In Loango dürfen sie weder vor den Augen ihrer Männer erscheinen, noch irgend eine Speise anrühren, und wenn sie sich vor ihrer Familie sehn lassen, so muß es mit einem Strick un den Kopf geschehn.

Die christliche Kirche hat hierüber gleichfalls einige Verordnungen gemacht, die aber nicht befolgt werden. Das Nicänische Concilium vom J. 325 verbietet den Frauenspersonen, zur Zeit ihrer Reinigung nach der Kirche zu kommen.

Daß die Wilden sowol, als die policirten Völker sich um diese Zeit des Beyschlafs enthalten, hat seine begreiflichen Ursachen. Aber warum soll man deswegen die Weiber fliehen? Ihre Unpäßlichkeit ist ja nicht ansteckend, was auch Plinius davon sagen mag. Ein solches Betragen macht den Männern wenig Ehre. Die Negressen schieben indessen die Schuld mehr auf den Mond, als auf ihre Männer. Denn Battel hat welche gekannt, die dem Mond den Hintern zukehrten, sobald er in sein erstes Viertel trat,

um

um ihm dadurch ihre Verachtung und Haß zu erkennen zu geben.

Reinigung ist eine Folge von Befleckung. Da man nun die Weiber für unrein hielt, so wurde ihnen ein gesetzmäßiges Abwaschen anbefohlen. Dieses Gesetz trift auch die jungen Mädchen, an welchen man zum erstenmal die Zeichen der Mannbarkeit wahrnimmt, so sehr man sich übrigens über diesen Zeitpunkt freuet. Wenn ein Mädchen auf Amboina mannbar wurde, so wurde dieser Umstand in der ganzen Nachbarschaft bekannt gemacht; man richtete ein großes Mahl zu. Während dieser Zeit hielt sich das Mädchen eingeschlossen, es as kein Fleisch, sondern blos rohe Früchte. Hierauf brachten ihm ihre Gespielinnen einige frische Cocusnüsse, und die Weiber führten es in einen Fluß. Nachdem sie es sorgfältig abgewaschen, brachten sie es wieder geschmückt aber verschleyert zurück; es wurden ihm Früchte auf den Weg gestreuet, und nun gab man ihm ein großes Fest, welches mehrere Tage währte. Dies steht im Valentyn.

Die Cazifen in Guyana gaben auf die Zeit genau acht, da ein Mädchen in ihrem Distrikt zum erstenmal diese Naturveränderung litte. Diese Untersuchung gehörte zu den erheblichsten Geschäften ihres Amts. Allerley Cerimonien wurden dabey vorgenommen, und man beschlos damit, daß man das Mädchen den Bissen der Ameisen Preis gab. Da diese ihm den ganzen Leib zernagten, so lies man das ein gesezliches Waschen seyn. Denn es läßt sich, nach Herrn de Paws Bemerkung, (Band II.) von einem solchen Gebrauch nichts sagen, was weniger ungereimt wäre.

Diese angebliche Verunreinigung oder Befleckung ist nicht auf die Zeit des monathlichen Blutflusses allein eingeschränkt worden. Man hat auch das Wochenbett für unrein gehalten, und neue Reinigungen vorgeschrieben. Sonderbar genug. Ist doch

das

das Leben in den Augen aller Menschen ein so großes Gut; muntern doch die Obrigkeiten ihre Unterthanen zum Kinderzeugen auf; wie können sich denn die Weiber dadurch, daß sie Kinder gebähren, verunreinigen? Dergleichen Widersprüche müßten die Völker endlich einmal von ihren Vorurteilen zurückbringen, da ihnen die Religion darüber ganz freye Hände läßt.

Die Weiber in Loango müssen sich gleich beym Anfang ihrer Schwangerschaft mit einer Baumrinde schürzen, um dadurch allen Menschen ihre Unreinigkeit bekannt zu machen. Der Hottentote darf nur lange nach der Niederkunft seiner Frau wieder bey ihr schlafen. Uebertritt er dieses Gesetz, so ist er unrein. Die Art, wie sich die Weiber der Hottentoten reinigen, ist ganz im Charakter dieses Volks, von welchem wir noch oft werden reden müssen. Nachdem die Hottentotin sich den Leib mit Kuhmist gerieben und mit Fett eingeschmiert, sezt sie sich neben ihren Mann hin, sie erzählt ihm allerley schöne Sachen, und sie rauchen zusammen, bis sie durch den Tabacksdampf in Schlaf gewiegt werden.

Bey den Bucharen darf eine Frau, in den ersten 40 Tagen nach ihrer Niederkunft, nicht einmal beten. Es scheint sogar, daß sie ehedem, 40 Tage vor und 40 Tage nach ihrer Niederkunft, auch die Tempel nicht besuchen durften.

Daß diese Befleckung nicht geschwind abgewaschen werden könne, ist die Meinung der Negern von Burre, welche, wie Labat berichtet, weder während der Schwangerschaft noch in den ersten vier Jahren nach der Niederkunft der Weiber, sich ihnen wieder nähern wollen. Ja diese Unreinigkeit nimmt sogar mit der Anzahl der Geburten immer zu. Wenn eine Negresse von Anta zehn Kinder geboren hat; so muß sie zwey Jahre lang in der Stube zubringen, in welcher sich die Weiber, während ihrer monathlichen Unpäß-

lichkeit

lichkeit aufhalten. Nach Verlauf zweyer Jahre kehrt sie alsdenn wieder zu ihrem Mann zurück. Bosman merkt an, diese Sitte sey diesem Lande eigen, er habe sie sonst nirgend gefunden. Die Moskoviten gingen noch weiter: Alles, was eine Frau getödtet hatte, war unrein. Wenn sie daher ein Geflügel abschlachten wollten, und allein zu Hause waren, so stellten sie sich an die Thüre hin, und ersuchten einen Vorübergehenden, daß er ihnen doch diesen Dienst erweisen möchte.

Fast bey allen Völkern werden die Weiber für profan gehalten; sie nehmen keinen Theil an der Verrichtung religiöser Gebräuche; das Innere der Tempel dürfen sie nicht betreten. So giebt es z. B. in den Tempeln der Lappen Thüren, durch welche sie nicht gehn dürfen. In Marocco müssen sie zu Hause oder bey den Gräbern beten; weil man daselbst glaubt, sie seyen nur dazu von Gott geschaffen, um das menschliche Geschlecht fortzupflanzen, und um den Männern unreine Gedanken einzuflößen; sie müssen also aus den Moscheen wegbleiben.

Im Anfang der gesellschaftlichen Verbindungen werden die Weiber blos verachtet; man flieht sie noch nicht. Nach und nach sieht man sie für gefährliche Wesen an, die man als Versucher zum Bösen, meiden müsse. Jezt ist der Gedanke da, daß die Absonderung beyder Geschlechter zur Glückseeligkeit des menschlichen Geschlechts erforderlich sey. Da sich aber die Gesetzgeber immer mehr um die Männer als um die Weiber bekümmern; so werden diese ihrem Schicksal überlassen.

Die harten und ungerechten Beschuldigungen, wodurch man den Männern einen Abscheu gegen die Weiber einzuflößen gesucht hat, sind kränkend. Man hat sich alle möglichen Deklamationen darüber erlaubt, von welchen ich in der Note ein Paar anführen

will

will *). Einige mißverstandene Stellen der heiligen Schrift scheinen diese Deklamationen zu begünstigen; und daher die vielen Verbote, daß man sich nicht mit ihnen abgeben müsse.

Die Geistlichen, deren Stand und Amt eine größere Eingezogenheit erfordert, als die Layen nöthig haben, mußten sich noch mehrere Einschränkungen gefallen lassen. Anfänglich hielt man sich ziemlich genau an diese Vorschriften; allein da der Strom der Gesellschaft nicht aufgehalten oder nach einer entgegengesezten Richtung hingeleitet werden konnte; so sprach man auch nicht mehr von den alten Canonen. Ich theile indessen einige derselben hier mit.

Die erste Kirchenversammlung zu Macon im J. 581 verbot den Weibern den Eintritt in das Schlafgemach der Bischöfe, wofern sie nicht von zwey Priestern oder Diakonen begleitet würden. Pabst Gregor I. verbot ihnen, in der Gegend zu wohnen, wo Mönchsklöster stunden. Das vierte Concilium zu Toledo befiehlt den Bischöfen, alle Weiber, welche bey den Geistlichen sich aufhielten, gefangen zu nehmen und zu verkaufen.

Einige Ketzer haben sich indessen der Weiber angenommen. Die Montanisten versagten ihnen weder die priesterliche, noch die bischöfliche Würde. Die Gottheit, sagten sie, theilt ihre Gaben an beyde Geschlechter

*) Innocenz III. sagt in seiner Rede, welche er im fünften Lateranischen Concilium hielt: Mulierem semper praecedunt ardor et petulantia, semper comitantur foetor et immunditia, semper sequuntur dolor et poenitentia. —— Etwas bescheidener ist der h. Chrysostomus, wenn er gleich von einem ähnlichen Eifer beseelt war, als er folgende Stelle (Homil. 2.) hinschrieb: Quid est mulier, nisi amicitia inimica, ineffabilis poena, necessarium malum, naturalis tentatio, desiderabilis calamitas, domesticum periculum, delectabile detrimentum, mali natura boni decore depicta.

schlechter in gleichem Maas aus, warum sollten sie denn nicht beyde die Canzel besteigen dürfen? Oder haben die Weiber weniger Verstand, Klugheit und Herzhaftigkeit, als wir? Dies System fand seine Anhänger, wie alle fanatischen Träumereyen. Montanus machte es, wie alle Reformatoren; das weibliche Geschlecht wurde unterdrückt; er suchte es aus dieser Sclaverey zu erlösen. Anstatt aber da stehn zu bleiben, wo er nothwendig hätte stehn bleiben sollen, schritt er über alle Gränzen weg.

Zweytes Hauptstück.

Von der Verachtung sowol, als von der tiefen Achtung der Weiber.

Zuerst einige Grundsätze, nach welchen die anzuführenden Facta beurteilt werden müssen. Wenn man den Zustand des weiblichen Geschlechts gehörig kennen lernen will; so muß man vorher den Grad von Cultur untersuchen, den eine Nation erreicht hat. Von der Stufe an, auf welcher sich einige amerikanische Völkerschaften bey der Entdeckung der neuen Welt befanden, bis zum höchsten Grad der Ausbildung, giebt es eine große Anzahl von Zwischenstufen, in welchen auch die Lage, Schicksale und die Achtung des andern Geschlechts verschieden ist. Es wird mehr oder weniger geschätzt, je nachdem sich die Menschen mehr oder weniger vom Zustand der Wildheit entfernen. Selten machen Politik und Religion eine Ausnahme von dieser Regel.

Das mächtige Bedürfniß, welches die beyden Geschlechter an einander kettet, reicht für sich allein

nicht

nicht zu, um den Weibern Achtung zu verschaffen; sie werden überhaupt gerade von denen am meisten gemißhandelt, die blos eine augenblickliche Begierde zu befriedigen wünschen. Die Wilden haben gar keinen Begrif von den Vorzügen und Reizen ihrer Weiber; sie kennen blos das Physische der Liebe; ihre zu freyen und ausgelassenen Sitten sind der Würde des weiblichen Geschlechts höchst nachtheilig. Da sie nur den Muth und kriegerische Thaten schätzen, so werden die Weiber für nichts geachtet, und sie müssen sich alle Kränkungen gefallen lassen, womit der Starke dem Schwachen beschwerlich fällt. Selbst unter uns findet man, daß dem Frauenzimmer in den Städten mit weit mehr Achtung begegnet wird, als auf den Dörfern.

Je mehr sich der Mensch verfeinert, desto lebhafter fühlt er sein Unglück; er will Trost haben. Jezt leuchtet ihm der hohe Werth einer Gesellschafterin ein, und man kann wol sagen, daß die aufgeklärtesten und rechtschaffensten Menschen die Kunst zu lieben am besten verstehn. Nur auf ein Herz, welches durch eine gute Erziehung empfindlich geworden, wirkt die Zärtlichkeit, die Sanftheit und Liebe des andern Geschlechts, wie sie wirken soll. Die Weiber werden daher alsdenn erst aus ihrer Sclaverey erlöset, wenn die Männer den Stand der Wildheit verlassen, und in der bürgerlichen Gesellschaft ihre Freyheit und Herrschaft einbüßen.

Ich habe bisher nur die beyden äussersten Ringe an der Kette des gesellschaftlichen Lebens berührt, meine Leser werden die Zwischenglieder nach Belieben hinzufügen. Ich schreite zur Betrachtung der mancherley Verachtungen des weiblichen Geschlechts fort.

Man ist in dieser Verachtung desselben so weit gegangen, als man nur immer kommen konnte; man hat ihnen sogar ihre menschliche Natur streitig gemacht. Auf einer Kirchenversammlung zu Macon behauptete

ein Bischof in allem Ernst, man müsse die Weiber nicht als menschliche Creaturen betrachten. Man stritte sich in mehreren Sitzungen über diese Frage; endlich behielten, nach sehr lebhaften Erklärungen, die Vertheidiger und Freunde des schönen Geschlechts Recht *). Wenn schon dieser Bischof mit seiner närrischen Grille wenig Proselyten machte; so werden doch die Weiber noch jezt, bey ganzen Nationen, für geringere Wesen angesehn, als die Männer sind. Die Commentatoren des Corans glauben, die Weiber werden im Augenblick ihres Todes vernichtet; als wenn sie die Vorsehung nur dazu erschaffen, daß sie den Männern auf dieser Welt Vergnügen schaffen sollen.

Im vorhergehenden Kapitel habe ich auf die Behandlungsart aufmerksam gemacht, welche sich diejenigen Nationen erlaubten, die die Weiber, als der christlichen Tugend nachtheilige Geschöpfe betrachteten. Aber auch Menschen, die diese Begriffe nicht besaßen, und die übrigens unsre ganze Achtung verdienen, haben ähnliche Ausfälle auf das andre Geschlecht gewagt. So sagte z. B. Cato: Wären keine Weiber in der Welt, so würden die Männer mit den Göttern umgehn. Ein Römischer Censor fängt seine Rede in der feyerlichen Versammlung des Senats mit folgenden Worten an: Wenn es uns nur irgend möglich wäre, ohne Weiber zu leben; so würden wir dieser Last gern überhoben seyn.

Diese Denkungsart muß auch in Griechenland sehr gewöhnlich gewesen seyn; weil Melpomene auf der Bühne den Göttern, in einem sehr weinerlichen Ton, ähnliche Vorwürfe machte: Derjenige unter den Göttern, heißt es beym Euripides, der das Weib in die Welt sezte, kann sich rühmen, die schlechteste unter allen Creaturen hervorgebracht zu haben. O Jupiter!

so

*) *Gregorius Turonens.* Lib. VIII.

so ruft eben dieser Dichter in einer andern Stelle aus, was hat Dich zur Erschaffung der Weiber bewegen können? Wenn es nur darauf ankam, daß das menschliche Geschlecht fortgepflanzt würde, so gab es ja andre weit einfachere Mittel zu diesem Zweck, u. s. w.

Auf diesem Gedanken, daß unser Geschlecht bey weitem vorzüglicher und besser sey, als das weibliche, beruht die Gewohnheit, daß man zuweilen, aus Verachtung, den Mann mit einem Weib verglich. Charondas bestrafte die Thurier, welche ihre Fahne verlassen oder fürs Vaterland zu kämpfen sich weigern würden, damit, daß er sie täglich dreymal in Weiberkleidern auf dem öfentlichen Markt zur Schau ausstellen lies. Die Sinesen nennen Europa, das Königreich der Weiber, weil sie in diesem Welttheil regierungsfähig sind.

Sitten und Gewohnheiten beweisen diesen Abstand des weiblichen vom männlichen Geschlecht noch deutlicher. Keine Lappländerin darf sich mit der Jagd beschäftigen; die Häuser der Lappen haben gewöhnlich zwo Thüren; die Weiber dürfen nie zu der Thür aus oder eingehn, welche dem Vater der Familie zugehört. Die Eskimaux, die sonst bey den Unglücksfällen ihrer Brüder viel Mitleid fühlen sollen, beweisen sich doch gegen die Weiber hart und unbarmherzig, weil diese zu einem unendlich niedrigern Geschlecht gerechnet werden, als zu welchem die Männer gehören. Die Wilden an der Hudsonsbay trinken, nach Ellis's Bericht, nie aus dem Geschirr, aus welchem ihre Weiber trinken, wenn sie gleich übrigens einen sehr ärmlichen Hausrath besitzen.

Selbst die Sclaverey, die doch alle Rangordnung aufhebt, und sich ganz nach den Launen des Tyrannen richten muß, hat dieses Vorurteil nicht ausrotten können. Die Negern behandeln ihre Weiber auch in den Colonien mit Härte und Verachtung. Ich

stellte einstens, sagt Labat, einem von meinen Sclaven, der allein speiste, und der, nachdem er abgespeist, seiner Frau und Kindern, in einem ernsthaften stolzen Ton, andeutete, „daß sie nun auch essen könten, „vor, der Gouverneur speise doch täglich mit seiner Gemalin. Ich erhielt zur Antwort: der Gouverneur sey deswegen nicht klüger, als er; er wisse wol, daß die Weissen ihre guten Gründe, daß sie aber auch die ihrigen hätten; die Weiber der Weissen seyen eben deswegen stolz, und sie richten sich wenig nach dem Willen ihrer Männer, da hingegen die Negern, die ihre Weiber immer in der Unterwürfigkeit erhalten, Vernunft und Gerechtigkeit auf ihrer Seite haben.

Die Gesetze erlaubten den Kindern, der Ehrfurcht für ihre Mütter zu entsagen; im Fall eines Ehebruchs wurden sie ihre Ankläger vor Gericht *), und die ausgearteten Söhne verlangten, daß die Personen, denen sie ihr Leben zu verdanken hatten, mit dem Tod bestraft würden. Im Königreich Juida sprechen die Weiber mit ihren Männern nicht anders, als auf den Knien; das Gesetz, welches den Kindern eben dieses Betragen gegen ihre Väter zur Pflicht macht, spricht sie in Ansehung der Mütter davon frey. Die Hottentoten gestatteten ihren Kindern die unerhörtesten Beleidigungen ihrer Mütter. Wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, so mißhandeln und prügeln sie ihre Mütter, und es gereicht ihnen zur Ehre, wenn sie ihrer gar nicht schonen. Kolben wollte ihnen begreiflich machen, daß diese Gewohnheit doch unnatürlich sey. Man gab ihm zur Antwort: So machen's nun einmal die Hottentoten. Ich will eher glauben, daß wenn die Kinder der Hottentoten, nachdem sie ein gewisses Alter erreicht, ihre Mütter prügeln, dies eine bloße Cerimonie sey, womit angezeigt

*) M. s. die Gesetze der Wisigothen, B. III. Tit. 4. §. 13.

wird, daß sie nunmehr aus ihrer Vormundschaft treten. Diese Hiebe dürften demnach nur ein Zeichen ihrer Befreyung von der mütterlichen Gewalt seyn, so wie ehedem die Sclaven von ihren Herren dergleichen erhielten, wenn diese ihnen die Freyheit schenkten *).

Die bisher von mir angeführten Beyspiele von Verachtung und Mißhandlung des weiblichen Geschlechts sind noch nicht die von der schlimmsten Art. Man ist in dieser unwürdigen und grausamen Behandlung desselben noch gar viel weiter gegangen. Als einige Rhodische Jünglinge sich die Herrschaft ihrer Insel mit Gewalt anmaßten, so sollen sie, dem Bericht des Athenäus zufolge (X. 12.) ein Spiel ersonnen haben, bey welchem sie sich über folgende Punkte verglichen, daß derjenige, welcher das Spiel verlieren würde, seinem Ueberwinder die Frau überlassen müsse, die dieser haben wolle, und daß die Mitspieler ihm, wenn sich dabey Hindernisse fänden, mit Gewalt dazu verhelfen sollten. Man versichert auch, daß viele Korrischiten ihre Töchter gleich nach der Geburt in einen nahe bey Mekka gelegenen Berg begruben, weil ein so verworfenes Geschlecht, als das weibliche sey, gar nicht verdiene zu leben. Hat es je eine so barbarische Gewohnheit gegeben, so hat sie, meiner Meinung nach, nur bey Räubern vorkommen können, deren Rotte sich nicht lange fortpflanzen konnte.

Was für einen Begrif muß man sich von einer Frau machen, der man zumuthen kann, daß sie eine Schlange zu ihrem Mann haben solle? Die Schlangen

*) Es wäre nemlich natürlicher gewesen, wenn der Römische Sclave, bey seiner Loslassung, seinem Herrn die üblichen Streiche versezt hätte. Da dies aber leicht als eine Verletzung der herrschaftlichen Würde hätte angesehn werden können; so mußte auch sogar bey dem Akt der Loslassung der Sclaven die natürliche Ordnung verkehrt werden.

gen werden bekanntlich in Juida angebetet; die Priester vermählen die schönsten Mädchen mit den Schlangen, und keine Negresse schlägt eine so große Ehre aus. Sie müssen in eine Gruft hinabsteigen, und sich zwey bis drey Stunden in derselben aufhalten; wenn sie wieder heraufkommen, so werden sie als Frauen der großen Schlange ausgerufen.

Auf der von den Russen entdeckten Insel Umanak sind es die Weiber, was die Stelle des Geldes vertritt. Der Kaufpreis der Waaren wird nach Weibern berechnet; dieser Artikel, heißt es daselbst, kostet so und so viel Weiber. Der Abbe Chappe merkt an, daß der Zustand der Weiber in Rußland wirklich kläglich seyn müsse, weil, wenn schon dies Reich seit einem halben Jahrhundert von Weibern beherrscht worden sey, sie daselbst doch keiner Achtung sich zu erfreuen haben.

Das weibliche Geschlecht bietet uns in den Ländern, in welchen es geachtet wird, ein angenehmeres Schauspiel dar. Ich habe schon oben angemerkt, daß die Weiber mit dem Fortgang der Cultur aus ihrer Sclaverey erlöset werden, die sie in den ursprünglichen rohen Gesellschaften dulden mußten. Cultivirten Menschen ist an den Bequemlichkeiten eines vergnügten Lebens gelegen; und wer kann diese Vergnügungen mehr erhöhen, als die Weiber? Was die hier eingreifenden Facta betrift, so muß ich erinnern, daß man sehr oft auf Abwege geräth, wenn man den Grund und die Entstehung solcher Thatsachen und Gewohnheiten angeben will, bey deren Ursprung man nicht zugegen war, und daß es hauptsächlich deswegen so schwer ist, wahrscheinliche Vermuthungen darüber zu ersinnen, weil man bey großen Begebenheiten zu wenig auf ganz kleine Ursachen zu denken pflegt. Der Aberglaube hat übrigens auf alle Gebräuche einen so großen Einfluß; er nimmt so viele Gestalten an, mischt sich in alles ein,

und lenkt und leitet aus der Finsterniß, in welche er sich verhüllt, Dinge, die ihn gar nichts anzugehn scheinen. Ein enthusiastisches oder verrücktes Weib sezt sich auf einen Dreyfuß hin und orakelt; neugierige Menschen suchen sie auf; gleich spricht man von ihren Wunderthaten; man macht Systeme, und der Schritt zur Behauptung ist nun sehr leicht, daß sich die Gottheit dem weiblichen Geschlecht leichter, als dem männlichen mittheilt.

Weiber zu verführen, ist ein leichtes Geschäfte; ihre reizbare Einbildungskraft ergreift alles, was man ihr vorhält; ihr Enthusiasmus ist lebhafter; sie sprechen und predigen mit Dreistigkeit, weil sie von allem fest überzeugt sind; sie lassen sich es angelegen seyn, Proselyten zu machen; sie machen Betrügereyen, Lügen und Irrthümer bekannt, ohne roth zu werden; dies haben sich die falschgläubigen Priester zu Nutz zu machen gewußt; ihr Interesse erfordert es, daß sie den Leuten von den Weibern einen hohen Begrif machen und ihnen Achtung verschaffen. Die meisten Ketzer haben sich dieses Mittels bedient, und es hat gute Dienste gethan. Dies ist der Grund, warum die Weiber in der Geschichte der Spaltungen der Kirche meistens eine so große Rolle spielen.

Ich würde zu weitläufig werden, wenn ich den ganzen Detail von Umständen anführen wollte, unter welchen sie sich entweder über die Männer erheben, oder ihnen doch gleich kommen können. Die Serails der Sultane machen immer eine Ausnahme, so wie auch die Befehle solcher Fürsten, die mit einem einzigen Machtwort das Schicksal aller Weiber in ihren Staaten mildern können. Sollte es aber unter der großen Menge von Völkern auf dem Erdboden nicht auch einige gegeben haben, die den Weibern, aus vernünftigen Grundsätzen und aus Neigung dasjenige wieder

zutheil,

zutheilten, was ihnen die Tyranney und Mißbrauch der Gewalt entrissen hatten?

So wie gewisse Völker sich darüber gestritten haben, ob die Weiber zu den menschlichen Creaturen gehören, eben so hat es auf der andern Seite Völker gegeben, die etwas Göttliches in ihnen wahrzunehmen glaubten. Die alten Deutschen behaupteten, die Gottheit fleische sich von Zeit zu Zeit in einige Weiber aus ihrer Völkerschaft ein *). Bey den Griechen und Römern orakelten die Weiber, und die Hebräer hatten eine große Achtung für die Sibyllen und Wahrsagerinnen. Die Weiber der Gothen verkündigten gleichfalls die zukünftigen Ereignisse; bey den Skandinaviern trieben sie die Magie; die Germanier hatten keine andern Aerzte, als Weiber. Diese drey Beschäftigungen golten in den Zeitaltern der Barbarey immer sehr viel.

So leichtgläubig ist der Mann im Durchschnitt nicht; er glaubt nicht so leicht an göttliche Eingebungen. Es hat wirklich eine Zeit gegeben, da die Narren nicht zugeben wollten, daß die Gottheit unmittelbar mit ihnen sich unterhalte; sie nahmen vielmehr eine Nymphe zur Mittlerin an, die den Völkern den göttlichen Willen ankündige. Die alten Gesezgeber haben sich sehr oft eines solchen erdichteten Vorwandes bedient. Man ist aber mit der Zeit immer dreister und klüger geworden, und man hat den Weibern den Vorzug, das Organ der Gottheit bey den Offenbarungen zu seyn, genommen.

Sogar zum Herrschen und Regieren sollen, nach der Meinung einiger Völker, die Weiber geschickter seyn, als die Männer. Der Erbreiche, in welchen die Krone bisweilen den Weibern zufällt, nicht einmal zu gedenken, so giebt es wirklich Barbaren, die in dem

*) Man vergleiche hiebey die Muthmaßungen des Herrn Thomas über den Ursprung dieser Idee, in seinem Essai sur les Femmes.

milden Charakter des andern Geschlechts mehr Anlage und Würdigkeit zum Herrschen finden, als bey den Männern. So ist z. B. bey mehreren Huronen die Würde des Hauptes der Nationen auch für die Weiber erblich. Geht das regierende Haus aus; so ist die Wahl eines neuen Oberhauptes in den Händen der edelsten Matrone. Diese Folge in der Regierung ist in mehreren Ländern eingeführt worden. Man hat diesen Ausweg getroffen, um die Herrschaft immer einem Abkömling von königlichem Geblüt anzuvertrauen. Daß die Völker es nicht gern sehn, wenn ein ander Haus sich die Regierung anmaßt, dies ist eine natürliche Folge von solchen Vorurteilen, die sich des Verstandes derselben bemeistern, wenn sie die ursprüngliche Form der Wahl vergessen. Gewis aber ist es, daß die Nachtheile der Anarchie auf halbwilde Völkerschaften, die eine solche Idee annehmen, einen sehr tiefen Eindruck machen müssen.

Nichts gleicht der Härte und Grausamkeit der Wilden, wenn man sie mit Ansehn und Gewalt ausrüstet. Um sich nun von einer solchen Tyranney zu befreyen, hat man geglaubt, die Herrschaft der von Natur sanften Weiber werde gleichfalls sanfter und erträglicher seyn. Daher sind sie die Beherrscherinnen der Völker, welche die Huronensprache reden, einige Cantons ausgenommen, wo die höchste Gewalt unter beyden Geschlechtern abwechselt. Diese Einrichtung, die, bey einem rohen Volk, nur durch einen Zufall hat eingeführt werden können, müßte man billig abändern, sobald von der Ausrichtung der Befehle die Rede ist. In der That lassen die Männer den Weibern auch blos den Schatten von Gewalt. Wenn gleich alles in ihrem Namen geschieht, und die männlichen Befehlshaber nur untergeordnete Bediente sind, so werden doch erhebliche Geschäfte selten den Weibern vorgelegt.

Battel berichtet einen ganz unglaublichen Gebrauch: der König von Loango hat tausend Frauen; er wählt die klügste und erfahrenste unter ihnen aus, und beehrt sie mit dem Namen „Mutter„; von nun an hat eine solche Matrone ein großes Ansehn und der König selbst muß sich ihre Rathschläge gefallen lassen. Thut er es nicht, oder schlägt er ihr ab, was sie von ihm verlangt hat, so hat sie das Recht, ihn mit eigner Hand zu ermorden.

Durch die Sitten und durch die Beschaffenheit eines Landes kann die Gemüthsart der Weiber durchaus verändert werden; daher sie denn auch bisweilen solche Geschäfte verrichten, die den Männern ausschließend zuzukommen scheinen. Bey den Brittaniern z. B. waren Weiber die Anführerinnen der Armeen *). Die rohen und groben Gallier überließen die Angelegenheiten ihres Staats einem Weibersenat, auf dessen Befehl Krieg geführt und Friede geschlossen werden mußte. Sie schlichteten auch die Streitigkeiten unter Privatpersonen. In einem Vertrag, welchen Hannibal mit den Galliern schlos, heißt es: Wenn ein Carthaginienser von einem Gallier beleidigt wird; so soll der Streit vom höchsten Senat der gallischen Weiber entschieden werden. Der Präsident Fauchet hat den Ursprung dieses großen Ansehns des weiblichen Geschlechts bey den Galliern aufgesucht. Es entstund nemlich unter diesem Volk ein Aufruhr, den die Weiber dämpften; seit dieser Zeit lies man sie an der Besorgung der Staatssachen Theil nehmen. Mißvergnügte und herrschsüchtige Druiden zerstörten dieses Weibertribunal; sie ertrozten die höchste Gewalt im Staat und rächten sich an dem weiblichen Geschlecht,

*) *Tacitus* Annal. Lib. XIV. Solitum quidem Britannis foeminarum ductu bellare; und in einer andern Stelle sagt eben dieser Geschichtschreiber: neque enim sexum in imperiis discernunt.

welches sie immer verfolgt haben. Dabey ist es denn doch merkwürdig, daß die Gallier unter dem Weiberregiment Rom eroberten und Italien in Furcht und Schrecken sezten, und daß sie hingegen unter der Priesterregierung von den Römern unterjocht wurden.

Die Provinz Patana, welche von Siam abhängt, steht unter der Herrschaft einer Frau; das Volk wahlt sie, nach Loubere's Aussage, immer aus einer und eben derselben Familie. Man sucht allemal eine alte Wittwe dazu aus, damit sie keines Mannes bedürfe. Zu Gesandschaften gebraucht der König von Java immer Weiber und zwar Wittwen. Weil sie sich von Kindheit auf im Verstellen üben; so sollen sie zu Unterhandlungen tauglicher seyn, als die Männer. Die freygebornen Javaner werden doch durch ein Gesetz gezwungen, einer jeden von ihren Frauen zehn Sclaven zur Bedienung zu geben.

Die bisherigen Gewohnheiten haben nur einzelne Weiber zum Gegenstand, und sie äussern auf das weibliche Geschlecht im Ganzen nur auf eine indirecte Weise einigen Einfluß. Wir müssen daher auch von solchen Völkern einige Nachrichten mittheilen, bey welchen das ganze Geschlecht eine vorzügliche Achtung genießt.

Wenn die Trogloditen sich zankten und es zu einem Gefechte kam; so traten einige alte Weiber mitten aus der Versammlung hervor; die Streitenden giengen aus einander, sobald diese Weiber zum Vorschein kamen *). Noch heut zu Tage findet man auf Maltha einen ähnlichen Gebrauch, der aber durch die höflichen Sitten der Ritterzeiten vervollkommet worden. Der Zweykampf ist auf dieser Insel, nach Brydone's Angabe, erlaubt; gleichwol müssen die Duellanten die Waffen niederlegen, sobald es ihnen von einem

*) *Diodorus Sicul.* III. 17.

einem Priester, einem Ritter, oder einer Frau anbefohlen wird.

In Monomotapa werden die Weiber so sehr geehrt, daß wenn auch der älteste königliche Prinz einem Frauenzimmer begegnet, er diesem den Vortritt gestatten und so lang stille stehn muß, bis es vorbeygegangen.

Die Franken pflegten gern viel zu trinken und dann ihre Obrigkeit etwas frey zu beurtheilen; nur den Weibern durfte niemand was Böses nachreden. Wer es that, wurde aus der Versammlung hinausgeworfen, und von den Turnieren ausgeschlossen.

Demohngeachtet leuchtet die Verachtung der Weiber bey den meisten Nationen auch durch die Art von Ehrerbietung durch, welche man ihnen zu erweisen sich anstellt. Insbesondere beweisen die Nachrichten von den Zingalesen deutlich, daß sie bey aller Achtung doch immer in Unterwürfigkeit und Zwang erhalten werden. Auf Selan nemlich sind die Weiber von allen Zöllen frey, auch von ihren liegenden Gründen entrichten sie keine Abgaben. Man hat daselbst sogar ein Gesetz, welchem gewis kaum eine ähnliche Verordnung irgend eines andern Volks an die Seite gestellt werden kann, daß nemlich von allem, was ein weibliches Lastthier trägt, kein Zoll bezahlt wird. Um indessen, wie Knox sagt, die natürliche Unterordnung der Geschlechter zu erhalten, ist allen Weibern, ohne Rücksicht auf Stand und Würden, verboten, sich in Gegenwart eines Mannes auf einen Stuhl niederzusetzen.

Nicht selten hat man gewisse Gewohnheiten zum Vortheil des andern Geschlechts deuten wollen, die gar wol einen andern Ursprung haben dürften. Es ist auch nöthig, daß man die Sitten der Inselbewohner von den Einrichtungen der Bewohner des festen Landes sorgfältig unterscheide. Die Insulaner haben nicht die Politik und Bedürfnisse der Nationen, welche von

allen

allen Seiten von benachbarten Völkern eingeschlossen werden. Dieser einzige Umstand veranlaßt eine Menge sonderbarer Gebräuche, welche sich nicht aus einem Grundsatz allein herleiten lassen. Wenn z. B. den Insulanern ihre Weiber weggenommen werden, so werden sie sie um einen theuren Preis wieder loskaufen müssen. Kein Wunder also, daß die Bewohner der Balearischen Inseln den Freybeutern für jedes Weib zwey bis drey Männer wieder herausgaben *). In andern besonderen Fällen war es vielleicht umgekehrt. Dennoch behaupten die Geschicht und Reisebeschreiber, die ohnehin gern alles verallgemeinern, das Verhalten in dem bestimmten einzelnen Fall sey eine allgemeine Gewohnheit gewesen. Durch eine solche Verallgemeinerung solcher Thatsachen, die sich nur einmal ereignet haben, hat man in die Geschichte der Menschheit große Verwirrungen gebracht.

Viele Scythen wurden durch die beständige Uebung im Reiten so sehr geschwächt, daß sie keine Kinder zeugen konnten. Dergleichen geschwächte Männer legten Weiberkleider an, und sie wurden von dem gemeinen Volk verehrt. Hieraus hat man geschlossen, daß die Scythen die Weiber hochgeschäzt, da sie doch nur die Veteranen, die ihre Kräfte in den Kriegen eingebüßt, zu ehren pflegten.

Die Epoche, da in Athen die Kämpfe zur Ehre der weiblichen Schönheit eingeführt wurden, von welchen Athenäus (B. XIII.) redet, ist mir nicht bekannt. Es ist auch wahr, daß die Griechen ihren Beyschläferinnen bisweilen Statuen setzen ließen; dabey aber war die häusliche Sclaverey ihrer Weiber drückend und erniedrigend genug.

Das schöne Geschlecht hat nie mehr Achtung genossen, als im Zeitalter der Chevalerie, worüber meine Leser das Werk des Herrn de Sainte Palaye nachlesen

*) *Diodorus Sicul.* V. 12.

lesen können. Gar bald aber verrückte der Enthusiasm für Schönheit den Rittern den Kopf. Da der Mensch selten die Mittelstraße wandeln kann; so verschlimmert er in kurzer Zeit die weisesten Anordnungen. Die Thorheit der Ritter gieng so weit, daß sie nicht blos in ihrem Vaterland die angebliche Schönheit ihrer Gebieterinnen vertheidigten, sondern sogar die Ausländer zum Zweykampf aufforderten, um sie mit der Degenspitze davon zu überzeugen. Der Herzog Jean de Bourbonois lies im Jahr 1414 in ganz Europa bekannt machen, er habe beschlossen, mit sechszehn Rittern nach England überzusetzen, um sich mit sechszehn englischen Rittern, zur Ehre seiner Gebieterin, zu schlagen. Die Nationen Europens waren damals noch zu barbarisch, als daß sie das schöne Geschlecht auf eine anständige feine Art hätten ehren können. Der Luxus und die Ruhe der Reiche haben endlich auf die Sitten gewirkt, und für die Weiber eine günstige Revolution hervorgebracht. Niemand wird eine Auseinandersetzung der Beweise von Achtung, welche man ihnen heut zu Tage in ganz Europa wiederfahren läßt, von mir erwarten; sie werden sich ihrer gewis solange zu erfreuen haben, bis die jezigen Staaten etwa sehr große Veränderungen erleiden werden.

Drittes Hauptstück.

Von der Sclaverey der Weiber. — Von den harten Bedingungen, die sie sich müssen gefallen lassen. — Von den ihnen zugestandenen Rechten.

Bey den Wilden, die noch zu wenig von der Natur abweichen, um die Sclaverey zu kennen, sind die Weiber die Knechte ihrer Männer. Diese legen ihnen die müh-

mühseeligsten Arbeiten auf, und sie befolgen alle eigensinnigen Einfälle der Männer, welche sie wie harte Herren behandeln. In solchen Ländern hingegen, in welchen man in der Cultur etwas weiter gekommen, um schon einen Unterschied unter Freyheit und Sclaverey wahrnehmen zu können, sind sie die Sclavinnen ihrer Männer. Der Mann maßt sich sogar das Recht über Leben und Tod an; er verkauft sie, jagt sie weg und nimmt mit ihnen vor, was er immer will.

In den Republiken, wo die Größe der Seele im Patriotism besteht, werden alle die schönen Kleinigkeiten verachtet, die ein sclavisches Volk erfunt, um sich zu zerstreuen. Rohheit und Gewalt scheint die Brustwehre der Freyheit und des gemeinen Besten zu seyn. Man fürchtet sich vor dem Einfluß der Weiber in die Staatsgeschäfte, und man unterhält sich sogleich mit ihnen so wenig, als nur immer möglich ist.

Unter dem Joch des Despotismus darf nicht einmal in den Sitten ein Schatten von Freyheit übrig bleiben. Der Umgang mit Weibern macht die Männer unternehmend und kühn, muthwillig und frech. Lauter Gemüthseigenschaften, denen der Tyrann feind ist. Die Weiber müssen also eingeschlossen, es müssen Serails gebauet werden.

In den Monarchien mischt sich die Nation nicht in die Staatsverwaltung. Womit würden nun die Müßiggänger sich beschäftigen, womit würden sie die leeren Augenblicke ausfüllen, die ihnen bey der Besorgung ihrer Privatgeschäfte übrig bleiben, wenn sie nicht mit ihren Frauen vertraulich leben sollten? Es ist gut, wenn die Unterthanen recht viel an Zerstreuungen und Vergnügungen denken, und das würde gewis ein Hauptwerk der Politik seyn, wenn monarchische Staaten so weit gebracht würden, daß die Unterthanen die Republiken mit mitleidigen Augen betrachteten, ohne das mindeste von den Gefahren der Anarchie zu kennen.

In

In wilden Monarchien werden demnach die Weiber mehr Freyheit haben, als unter andern Regierungsformen.

Auf Amboina dienen die Weiber ihren Männern wie Sclaven; sie dürfen nicht mit den Männern speisen. Die Caraibinnen durften nicht einmal in der Männer Gegenwart essen. Am Senegal müssen sie, nach Brue, einen Schleyer vornehmen, so lang Männer gegenwärtig sind; sie legen aber den Schleyer weg, wenn diese sich entfernen. Der tiefste Grad von Sclaverey ist der, wenn der Sclave nicht einmal den Namen seines Herrn auszusprechen wagt. In diesem Fall befinden sich die Weiber in Madura; wollen sie von ihren Männern reden, so bedienen sie sich allerley Umschreibungen, wodurch sie ihren tiefen Respect ausdrücken.

An andern Orten ist es dem Mann erlaubt, die Frau, beym mindesten Argwohn von Untreue, zu verkaufen. Diese barbarische Gewohnheit ist in den Ländern sehr gemein, in welchen die Europäer ihren Sclavenhandel treiben. Brue erzählt, er habe einstens eine Sclavin gekauft, deren Eltern ihn nachher inständigst baten, er möchte sie doch gegen ein ander jüngeres Mädchen austauschen, an welchem er mehr gewinnen werde. Ich lies mir es gefallen, sagt dieser Reisebeschreiber; das Mädchen, welches ich zurückgab, wurde in der Stille aus den Staaren des Dames weggeschaft; denn wenn es die Policey erfahren hätte, so wäre sie hingerichtet worden.

In den meisten afrikanischen Reichen erkaufen die Männer ihre Weiber durch einige Geschenke. Es trift sich oft, daß der Neger mit seiner Frau unzufrieden ist. Da er aber den Preis, welchen sie ihn gekostet, nicht einbüssen mag, so verkauft er sie um denselben Preis an einen jüngern Mann seiner Familie.

Broeck hat am grünen Vorgebürge sehr oft schwangere Negressen gesehn, welche fünf bis sechs Ochsenhäute auf dem Kopf und ein Kind auf dem Rücken schleppen mußten, während daß der Mann nur seine Waffen trug.

Wenn ein Mandingo einige Tage aus seinem Hause abwesend war, so empfängt ihn die Frau, bey seiner Zurückkunft kniend. In dieser Stellung muß sie ihm auch zu trinken reichen, so oft er Durst hat. Selbst solche Männer, die nicht würdig sind zu herrschen, und denen Geburt und Erziehung jede Art von Herrschaft versagt hat, wollen doch mehr seyn, als die Weiber. Nach Tavernier hat ein Bauer in Asem oft vier Frauen. Zu der einen sagt er, wenn er sie heyrathet: Du wirst in meiner Haushaltung dies Geschäfte besorgen; zu der andern: Das sey deine Arbeit, u. s. w. Auf solche Weise weis eine jede, was sie zu thun hat, ohne daß Streit unter ihnen entstünde.

Wenn Männer eine von ihren Frauen über die übrigen erheben, so hat die Eifersucht gar keine Gränzen, und die Dienstbarkeit wird alsdenn ganz unerträglich. Die erste Beyschläferin des Königs von Ardra hat ein großes Ansehn; die übrigen Beyschläferinnen sind sämtlich ihre Sclavinnen; sie kann sie sogar an die Europäer verkaufen. D'Elbee hat wirklich gesehn, daß ihrer acht auf diese Weise verkauft wurden.

Zu den verschiedenen Arten von Sclaverey, von welchen ich bisher gehandelt habe, muß man noch diejenigen hinzufügen, die die Tyranney der Fürsten erfindet; woraus man denn abnehmen wird, daß die Weiber von einer politischen Sclaverey gedrückt werden, die sich durch kein Bitten und Flehn mildern läßt. So erbt der König von Achem alle Güter seiner Unterthanen, wenn sie keine Söhne hinterlassen. Ein Vater darf seine Töchter bey seinen Lebzeiten ver-

heyrathen; stirbt er hingegen, ehe sie versorgt sind, so sind sie ein Eigenthum des Königs, der die schönsten in sein Serail aufnimmt. Dies berichtet Beaulieu. Aehnliche Rechte hat der König von Bantam, nach Houtman's Bericht; die Väter aber verheyrathen ihre Töchter bisweilen in ihrem achten Jahr, um sie nur aus der Sclaverey des Königs zu erlösen.

Ausserdem giebt es Länder, in welchen sie, so zu sagen, die Sclaven des Publikums sind, und wo ihre Ehre und Schaam dem ersten dem besten Preis gegeben wird. Dies geschieht, nach Merolla, in Loango. Die Frau, die einen Fremden in ihrem Hause aufnimmt, muß die zwo ersten Nächte bey ihm schlafen. — Die Tataren in Dagestan nehmen die Weiber, wie die Bedienten, zur Pracht; je mehr einer Weiber hat, desto mehr Ansehn hat er.

Einem Gesetz des Romulus gemäs gab ein Ehemann seiner Frau den Abschied, oder er bestrafte sie gar mit dem Tod, wenn er sie des Ehebruchs, der Giftmischung, des Weintrinkens überführen konnte. Die Frau hingegen durfte den Mann unter gar keinem Vorwand verlassen. In der Folge wurde sie gar seine Sclavin, die er verkaufen und hinrichten konnte; sie wurde zu gleicher Zeit die Sclavin der ganzen Familie; weil ein Vater seine Tochter zwang, sich von ihrem Mann zu scheiden, wenn er gleich in die Ehe eingewilligt hatte. Von den Galliern berichtet Cäsar gleichfalls, daß sie das Recht über Leben und Tod ihrer Weiber hatten. Der Name dessen, der in Rom diese harten Gesetze eingeführt, ist nicht auf uns gekommen. Es muß ausser diesen auch Gesetze gegeben haben, die sie zur Heyrath zwangen. Der ganzen Nation war die Idee geläufig, der verworfenste Mann darf seine Frau, ohne allen Grund, umbringen. Unter den Wilden werden dergleichen Beyspiele selten seyn. Einige rohe Völker verkaufen zwar die Weiber,

wenn sie ihrer überdrüßig sind; aber sie haben kein Recht, sie hinzurichten.

Bey den Serails und dem Handel mit der Schönheit, der bey so vielen Völkern üblich ist, darf ich mich nicht lange aufhalten, weil ich das Allbekannte nicht wiederholen mag. Ich werde unter der großen Menge von grausamen Sitten nur die anzichendsten auswählen. Die Weiber im Serail des Königs von Achem müssen sehr vorsichtig seyn, weil das mindeste Versehn mit dem Tod bestraft wird; keine Sclavin kann unter seine Beyschläferinnen aufgenommen werden; wenn ein Kaufmann ihm ein Mädchen zum Verkauf anböte, welches schon an andre feil geboten worden, so würde er den Kopf darüber einbüssen; die Kinder werden sehr weit vom Serail erzogen und sie sehn ihre Mütter nicht wieder. Der erste Verschnittene der Gemahlin des Kaisers Justinian drohte ihr, er wolle sie eben die Züchtigung empfinden lassen, womit man die Kinder in den Schulen bestraft. Wenn eine Frau des Königs von Loango schwanger ist, so wittert der Tyrann, so klug auch ihr Betragen seyn mag, immer Untreue; eine Sclavin muß den Bonda trinken; erliegt sie der Gewalt dieses Giftes, so wird sie noch lebendig begraben und die Frau wird zum Scheiterhaufen verurtheilt.

Einige Fürsten tragen ihren Weibern auch das Amt des Henkers auf. Der König von Juida schickt bisweilen, nach Desmarchais, drey bis vierhundert Weiber aus; diese rauben und stürzen die Hauser der Unterthanen um. Da man sie, bey Lebensstrafe, nicht anrühren darf; so führen sie ihre Aufträge ganz ruhig aus. Ein andermal ziehn sie Heerweise aus; jede ist mit einem langen Stab bewafnet; sie machen die Befehle des Königs in den entlegensten Provinzen bekannt. Wenn irgend ein Großer des Reichs nicht Sclave genug ist, so werden seine Güter von zwey bis

dreytausend solcher Weiber verwüstet. Da sie kein Mensch, ohne ein neues Verbrechen zu begehn, anrühren darf; so werden die Rebellen auf diese Weise leicht gebändigt.

Eben diese Serails sind mit Mord und Blut befleckt. Abdelchan, ein General im Königreich Visapour, zog sich, des Kriegeshandwerks müde, in sein Serail zurück, in welchem er zwölfhundert schöne Weiber beysammen hatte. Hier genos er alle Arten von Vergnügungen, als ihm der König befahl, er müsse die Armee wider Sevagy anführen. Er war aber ausserordentlich eifersüchtig; er schlos sich eine Woche lang in sein Serail ein, überlies sich dem beständigen Genus seiner Weiber, die er aber in dem Augenblick seiner Abreise sämtlich vor seinen Augen hinrichten lies. Diese Nachricht steht im Carre.

Die Härte und Grausamkeit der Kaufleute, die die Harems mit Mädchen versehn, läßt sich nicht beschreiben. Der eben genannte Carre erzählt eine rührende Geschichte, die ich hier einrücken will. „In der arabischen Wüste, sagt er, traf ich einen Mann an, der sehr niedergeschlagen und nur so höchst unglücklich zu seyn schien, daß ich ihm Trost einzusprechen wünschte. Ich fragte ihn, was sich denn mit ihm ereignet habe? Er antwortete: begieb dich mit deinem Führer hinter diesen Hügel, du wirst daraus meine traurige Lage kennen lernen und mir vielleicht zu helfen suchen. Kaum hatten wir den Hügel erstiegen, als wir eine Caravane erblickten, welche aus vielen Knechten und ungefähr aus hundert Cameelen bestand, auf welchen sich zweyhundert schöne Mädchen von zwölf bis fünfzehn Jahren befanden. Die traurige Lage dieser Unglücklichen flößte uns Mitleiden ein. Sie hatten sich auf die Erde hingeworfen, schwimten in Thränen und Verzweifelung saß auf ihrem Gesicht. Einige klagten und riefen; andre rissen sich die Haare aus. Nie hat

mich ein Schauspiel so tief gerührt. Als der erste Anfall von Schmerz vorüber war, fragte ich den türkischen Kaufmann um den Grund vom Gewinsel so vieler Unglücklichen. Er gab mir zur Antwort: ich bin eigentlich der Unglückliche, und meine Verzweifelung ist hundertmal größer, als das Unglück dieser Creaturen zusammengenommen. Zehn Jahre lang habe ich sie in Aleppo mit vielen Sorgnissen und Kosten aufgezogen, nachdem ich sie theuer gekauft. Ich habe das schönste Blut aus Griechenland, Circassien und Armenien zusammengebracht; und jezt, da ich diese Mädchen zum Markte nach Bagdad führen will, wo Perser, Araber und Mogolen sie einkaufen, sehe ich sie für Durst sterben, weil ich den Weg durch diese Wüste nahm, der mir der sicherste zu seyn schien. Diese Nachricht jagte mir Schrecken ein, und ich verabscheute den Mann und sein Gewerbe. Da ich aber seine ganze Geschichte zu wissen wünschte, so stellte ich mich an, als wenn mir sein Schicksal nahe gieng. Er fuhr daher fort: siehe die Gräber da; ich habe schon mehr als zwanzig Frauenzimmer und zehn Verschnittene begraben; sie starben, weil sie Brunnenwasser getrunken hatten, welches mit verfaulten Heuschrecken angefüllt ist, deren Gestank alles ansteckt. Dieses Wasser ist für Menschen und Thiere ein tödliches Gift. Jezt müssen wir alle von Cameelmilch leben; und wenn ich nicht durch einen Zufall Hülfe erhalte, so büße ich mein ganzes Vermögen in dieser Wüste ein. Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, als ich neun bis zehn dieser unglücklichen Mädchen vor meinen Augen sterben sahe, und die Zuckungen des Todes auf ihrem schönen Antlitz erblickte. Ich näherte mich einem sterbenden Mädchen, riß den Strick entzwey, an welchem unsre Wasserschläuche angebunden waren, und eilte, ihm einen Trunk Wassers zu reichen. Darüber wurde mein arabischer Wegweiser

wütend, und ich konnte aus seinem Toben die Härte seiner Nation abnehmen; der Grausame schos einen Pfeil auf die Unglückliche ab, der ich zu Hülfe kommen wollte, und tödtete sie; er schwor sogar, er wolle alle übrigen erschießen, wofern ich mir es einfallen ließe, unsre Lebensmittel mit ihnen zu theilen. Siehst du nicht, rief er mir mit Bitterkeit zu, daß, wenn du das bißchen Wasser, welches wir noch übrig haben, auf eine solche Art verschwendest, wir bald ein ähnliches Schicksal zu befürchten haben? Er gab indessen dem türkischen Kaufmann den Rath, er möchte einige von seinen Leuten nach den nicht gar weit entfernten Sümpfen von Taiba senden, wo sie vielleicht Quellen finden würden, deren Wasser nicht verdorben sey. Aber der Türke fürchtete, daß die daselbst wohnenden Araber ihm den Rest seiner Waaren rauben dürften; er machte sich also jenen Rath nicht zu Nutz, und wir verließen die Caravane, ohne zu wissen, wie es ihr nachher gegangen. Jezt verloren diese unglücklichen Schlachtopfer alle Hofnung. Bey unserm Abschied klagten sie so laut, daß ihr Klaggeschrey noch jezt in meinem Herzen ertönt.„

Was den Kaufpreis der Schönheit des andern Geschlechts betrift, so ist der oft sehr gering Chardin berichtet, daß die schönen Mädchen in Mingrelien zwischen 13 bis 18 Jahren, nicht mehr als 20, die Weiber aber blos 12 Thaler kosten. Die Herren eines Serails verlangen, daß ihre Weiber keine andre Bedürfnisse und Wünsche haben sollen, als welche ihnen die eigensinnigen Launen ihrer Herren gestatten. Die Leidenschaft der Liebe, die sie doch von der Natur selbst erhalten haben, ist in ihren Augen ein Verbrechen; sie sollen einem Tyrannen getreu seyn, den sie oft nicht einmal zu sehn bekommen. Einige Könige der Negern heyrathen, nach Jobson, sechszehn Weiber, die sich einzig und allein mit den Vergnügungen

des Fürsten beschäftigen. Die Anzahl ihrer Beyschläferinnen ist nicht festgesezt, aber der geringste Verdacht von Untreue hat den Tod zur Folge.

Es gehört zum Zustand des Sclaven, daß er kein Eigenthum besitze, sondern ganz und gar seinem Herrn zugehöre. Dies ist auch in vielen Gegenden der Fall mit den Weibern. Am Vorgebürge der guten Hofnung, im Königreich Benin, und überhaupt auf der ganzen westlichen Küste von Afrika kann ihnen keine Erbschaft zufallen. Ein ähnliches Gesetz findet man bey den Tataren, so wie auch bey den alten Bewohnern von Chaldäa und Arabien. Das bekannte rechtliche Urtheil des Moses (4. Buch. XXVII.) belehrt uns, daß bis auf diese Zeit die Weiber nie in der Erbschaft gefolgt; dieser Gesezgeber gestattete ihnen überhaupt nur in dem Fall ein Erbrecht zu, wenn in gleichem Grad kein männlicher Erbe vorhanden war.

Man gelangt zum Besitz und Genuß einer Frau, wie man sich in den Besitz andrer Hausgeräthe sezt; man kauft sie. Sobald eine Frau ein Jahr mit einem Römer zugebracht, so gehörte sie ihm zu.

Wenn endlich der Mann starb, so hat auch dieser Sclave, die Frau, bisweilen mit ihm in die andre Welt wandern müssen, um ihn daselbst zu bedienen. Ein in Absicht auf die Volksmenge dem Staatsinteresse so ganz zuwider laufendes Gesetz ist gleichwol bey vielen Völkern eingeführt worden. Die Weiber der Heruler, die sich nicht gleich auf dem Grab ihrer verstorbenen Männer erwürgten, wurden für infam erklärt. Die Dänen machten die gesezliche Verordnung, daß beym Tod eines Mannes alle seine Weiber mit ihm verbrannt oder begraben werden müßten. In andern Ländern merkte man wol, daß die Dienstbarkeit der Weiber noch kein hinlänglicher Grund sey, um sie den Seelen ihrer Männer zu opfern. Man suchte diesem Opfer daher durch Scheingründe einen Anstrich

von

von Vernunftmäßigkeit zu geben; und es hies nun, alle Weiber müßten aus Liebe ihre Männer in die andre Welt begleiten. Hätte man es bey der Ausbreitung dieses Vorurtheils bewenden und einer jeden die Freyheit gelassen, ob sie sich nach demselben richten wolle, oder nicht; so würde nur halb so viel Unglück daraus entstanden seyn. Man mußte sich aber darnach bequemen, wenn man nicht verachtet seyn wollte. Es kam noch hinzu, daß die Priester alle listigen Kunstgriffe gebrauchten, um es den Weibern unmöglich zu machen, sich einer solchen Aufopferung nicht unterziehn zu wollen. So verhält sich die Sache auf Malabar und in andern Ländern des Orients.

Besteht die Dienstbarkeit in der Selbstverläugnung, so kann man sagen, daß die Weiber bey den meisten Völkern ihr ganzes Leben hindurch diese Tugend üben. Ausser den allgemeinen Gesetzen, die in allen Ländern zu ihrem Nachtheil vorhanden sind, hat man sie auch noch mit einer Menge besonderer Verordnungen belästigt. Es ist wahr, viele derselben beziehen sich auf die Regierungsform, auf Clima und die Gemüthsart der verschiedenen Nationen; aber der Eigensinn der Männer war demohngeachtet, in den meisten Fällen, der Maasstab, wornach man ihnen ihre Vorschriften bestimmte. So durften z. B. die Weiber der alten Marseiller keinen Wein trinken; die Römerinnen, welche diese Verordnung übertraten, wurden, wie schon oben angemerkt worden, mit der Strafe des Ehebruchs, das ist, mit dem Tode belegt.

Was ich bisher von der Sclaverey der Weiber gesagt habe, führt mich auf die Untersuchung ihres einsamen und eingezogenen Lebens, welches sie in so vielen Ländern führen müssen. Politik, Schicklichkeit und Eifersucht sind es, die ihnen diese Ketten anlegen; und ein solches Gefängniß muß noch unerträglicher seyn, als die Dienstbarkeit selbst. Frägt man die Natur;

so scheint es, als wenn kein Wesen so sehr zur Gesellschaft gemacht sey, wie das Weib. Zieht man aber die Geschichte zu Rath, so ergiebt sich's, daß die menschlichen Verordnungen gar nicht auf dieses Principium gegründet worden.

Griechenland war voll von feilen Dirnen; alle griechischen Städte hauchten Liebe, und demohngeachtet wurde den Weibern eine erniedrigende Eingezogenheit zugemuthet. Die Griechinnen giengen nie unverschleyert vor die Thür; bey öfentlichen Schauspielen durften sie nicht zugegen seyn; sie durften nicht einmal, ohne Erlaubniß, aus einer Stube in die andre gehn; die Häuser wurden dabey doch von großen Hunden bewacht, um die Ehebrecher abzuwehren. Weiber, sagte Perikles, Eure Hauptsache sey diese, zu verhindern, daß das Publikum nicht von Euch rede; Euer gröster Lobspruch, den Ihr verdienen könnet, ist dieser, daß Ihr weder ein Gegenstand des Tadels noch des Lobes werden möget. In der Andromache des Euripides werden einer Dame darüber sehr bittere Vorwürfe gemacht, daß sie sich ausser Hause habe sehn lassen. Lysias führt in einer von seinen Reden eine Wittwe redend ein, die es für das gröste Unglück, was sie habe treffen können, hält, daß sie an einem öfentlichen Ort erscheinen müsse. Solon suchte die Weiber dadurch zur Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten, daß er verordnete, keine Matrone solle aus ihrem Haus gehn, wenn sie mehr Kleider und mehr Lebensmittel bey sich habe, als man für einen Obolus kaufen könne. Er befahl auch, daß jede Frau, wenn sie ausgehe, eine Magd bey sich haben müsse, welche eine Fackel vor ihr hertragen solle.

Aehnlich war die Denkungsart der Römer in diesem Stück, die eine wol noch größere Vorsicht gebrauchten. Sie begnügten sich nicht, die Weiber im Schoos ihrer Familien zu behalten; sie unterwarfen

sie

sie sogar einer Vormundschaft, die erst mit dem Tod aufhörte, und ihr heftiger und eifersüchtiger Charakter verführte sie bald zu einer Strenge, in welcher sie die Griechen bey weitem übertrafen. Sie erfanden verschlossene gläserne Sessel, die Damen arbeiteten in denselben und besprachen sich mit denen, die sie besuchten. Es ist war, an der Tafel wurden sie von den Männern geschäzt und bewundert; aber sie durften nicht liegen, sondern blos sitzen, und das unverheyrathete Frauenzimmer war ganz davon ausgeschlossen.

Eben diese Denkungsart und Gesetze findet man auch bey den übrigen Völkern Europens, deren Verfassung doch sonst von der Verfassung der Griechen und Römer durchaus abweicht. Daher ließen sich die Weiber in England, bis auf die Zeit der Revolution, nie ohne Masken auf der Straße sehn *), und es sind keine 50 Jahre her, daß keine Schottländerin unverschleyert ausgieng. Noch jezt leben die Engländerinnen einsamer, als die übrigen Europäerinnen; weil dort die Regierungsform die Freyheit in diesem Stück eingeschränkt hat, die das andre Geschlecht beym Fortgang der Cultur genießen sollte. Da sich alle Britten mit der Staatsverwaltung beschäftigen; so sind sie seltener bey ihren Frauen, die weit eingezogener und furchtsamer sind, als in andern Ländern.

Ehedem durfte in Sicilien keine Frau in einem Gasthof beherbergt werden, wofern sie nicht authentische Scheine und Attestate vorzeigen konnte, oder wofern sie der Wirth nicht genau kannte. Die Betten in den Gasthöfen wurden bey der Nacht von der Wache untersucht. Damals hielten sich die Sicilianer für frey; und dies Factum ist also eine Bestätigung meiner Behauptungen.

*) S. Home's Sketches of the History of Man. Vol. I. Im glücklichen Arabien zeigen sich vornehme Damen nie anders, als verlarvt. Der Gewährsmann ist Van den Broeck.

In andern Ländern behandelt die Eifersucht das weibliche Geschlecht noch härter, als dieser Patriotismus; und das ist ganz natürlich. In Aegypten durfte kein Schuster bey Lebensstrafe den Weibern Schuhe machen; der Kalif Hakim hat diese alte Gewohnheit wieder eingeführt, die die Sinesen noch nicht für zureichend hielten; daher sie denn die Füße der Weiber lieber ganz unbrauchbar machten, um ihnen die Lust zum Ausgehn ganz zu benehmen. Man sollte es kaum glauben, wenn Herodot nicht der Gewährsmann wäre, daß die Eifersucht in Aegypten so weit gegangen, daß man den Einbalsamirern der Leichen nicht trauen wollte. Man fürchtete, diese Menschen könten die weiblichen Leichen mißbrauchen, die man ihnen daher nicht früher anvertrauete, als bis sie in Fäulniß übergiengen. In Persien ist der Ort, wo die Beyschläferinnen des Schachs hinbegraben werden, niemanden bekannt; man hält dies geheim, sagt Boulaye, damit der Kaiser nicht eifersüchtig zu seyn brauche. An einigen Orten dürfen die Mütter nicht einmal von ihren Söhnen Besuche annehmen, weil man befürchtet, die leztern könten sich zu weit mit den erstern einlassen. So hält man es unter andern in Bantam, nach Houtman's Bericht; und in Sina dürfen sich die Freunde und Verwandten einer Dame, nicht ohne Erlaubniß, mit ihr unterhalten; nur den Vettern, welche um vieles jünger sind, wird es gestattet, und ein Schwiegervater sieht, wie Navarette erzählt, nach dem Hochzeitstag das Angesicht seiner Schwiegertochter nie wieder. Die Sinesen sind überhaupt so mißtrauisch, daß nicht einmal Brüder und Schwestern mit einander umgehn dürfen.

In Persien wurde den Weibern durch ein Gesetz verboten, sich auswärtigen Mannspersonen zu zeigen *). Bey den barbarischen Völkern, welche Europa im

*) *Josephus* Antiquit. Judaic. III. 9.

im vierten und fünften Jahrhundert überschwemmten, findet man eine ähnliche Verordnung. Die Westgothen, die sich in Spanien, wo die Wärme des Clima's die Menschen eifersüchtiger macht, niederließen, machten es ihren Aerzten zur Pflicht, keiner Frau die Ader zu öfnen, woferne nicht ihr Mann, Bruder, Sohn oder Vater und Mutterbruder zugegen wäre.

In den morgenländischen Provinzen, wo der Despotism alles verdorben hat, besorgten die Männer viel Unheil von unsichtbaren Wesen, und den Weibern geschah mehr als einmal unrecht, weil man Sylphen und Genien erdichtet hatte. Wenigstens läßt sich kein andrer Grund von der vormaligen Behandlungsart der Weiber bey den Mogolen angeben. Ihr Antlitz war sogar in ihrer eignen Behausung mit einem feinen Schleyer überzogen, und sie durften nicht anders als in Gegenwart ihrer Männer, Kinder, Väter, Mütter oder einer andern zuverläßigen Person aus dem Bett aufstehn. Tavernier erzählt, sie würden in Armenien so sorgfältig eingeschlossen gehalten, daß viele Männer das Angesicht ihrer Weiber nie gesehn. Vermuthlich sind dies sehr reiche Leute, die mehr Weiber in ihren Harem aufnehmen, als sie nöthig haben, und die diese Waare von ihren Commissionairs kaufen, ohne sie näher zu untersuchen. Nach Chardin ist es ihnen in Persien eben so wenig, wie den Kindern erlaubt, sich ihre Kleider auszusuchen; keine Frau weis am Morgen, was für ein Kleid sie den Tag über tragen werde.

Offenbar trägt die Erziehung an vielen Orten zu einer so kindischen Dienstbarkeit vieles bey. Die jungen Mädchen erlernen weder Gesang, noch Musik, noch Tanz; womit sich nur die feilen Dirnen abgeben. Man unterrichtet sie nicht im Schreiben, sondern höchstens im Lesen, damit sie allenfalls den Koran lesen mögen, den sie nicht verstehn. So vorsichtig

und besorgt ist die Eifersucht nicht immer gewesen; unter Heinrich VII. war man in diesem Stück ungleich strenger; denn man verbot den Weibern die Lesung des N. Testaments in der Muttersprache.

Noch müssen wir die äussersten Ausschweifungen der Eifersucht mit zwey Worten berühren, und von der Art, wie im Orient die kranken Weiber behandelt werden, Nachricht geben. In Sina bewickeln sie bisweilen ihre Hand mit einem seidenen Faden, dessen äusserstes Ende der Arzt anfaßt. Dieser beurtheilt nun die Beschaffenheit des Pulses aus den Schwingungen des Fadens, und er verordnet die Heilmittel auf gut Glück. Als Tournefort in das Serail des Grosvezirs geführt wurde, konnte er die Kranken weder sehn noch sprechen; er war durch eine Wand von ihnen geschieden; in diese Wand hatte man Löcher gemacht, und die kranken Weiber mußten ihren Arm durch diese Oefnungen durchstecken. Wenn eine Frau mit dem Tode ringt, so müßte doch wol die ausschweifendste Eifersucht den Arzt zulassen; gleichwol glauben diese Despoten, der Blick eines Fremden beflecke eine Frau, und sie sey ihrer Umarmungen nicht würdig, wenn sie nur ein einzigmal von andern Männern gesehn worden.

So lang es noch irgend ein physisches Mittel zur Sicherung der Keuschheit gab, ruhete die Eifersucht nicht. Soll eine Stute nicht trächtig werden, so braucht man eine Art von Infibulation. Eben diesen Handgrif hat man auch bey den Weibern angewandt. Es giebt verschiedene Arten von Infibulation; einige sind schmerzhaft und blutig; andre sind blos beschimpfend. Die gewöhnliche Operation ist diese. Man umgiebt ihre Hüften mit einem Gürtel, der aus eisernem Drat besteht; dieser Gürtel wird mittelst eines aus beweglichen Reifen zusammengesezten Schlosses angeschlossen; auf diesen Reifen ist eine bestimmte An-

zahl

zahl von Charakteren eingegraben, unter welchen nur eine einzige Combination möglich ist, wenn man die Feder vom Vorlegeschloß zusammendrücken will, und diese Combination ist einzig und allein dem Ehemann bekannt. Man giebt den heurigen Italiänern Schuld, daß sie von diesem Instrument Gebrauch machen sollen.

Wenn gleich an einigen Oertern die Weiber nicht durchaus Sclavinnen ihrer Männer sind; so verstatten sie den Jünglingen und Mädchen, die einander heyrathen wollen, dennoch keinen nähern Umgang. Ohne sich um Gleichheit des Charakters und der Bildung zu bekümmern, müssen sie durch Procuratoren lieben. Bey den heutigen Griechen kömmt das junge Frauenzimmer vor seinem Hochzeitstag gar nicht aus seinem Hause, und ihre Liebhaber müssen sie durch Bothen abholen lassen.

Wenn man aus den bisher angeführten Thatsachen die Folge ableitet, daß der Zustand der Weiber in Europa nicht so bejammernswürdig ist, als die Lage derselben in den andern Welttheilen; so dringt sich einem die Bemerkung auf, daß das Christenthum zu dieser glücklichen Veränderung gar vieles beygetragen. Diese Religion, welche allgemeine Menschenliebe empfiehlt, hält doch das andre Geschlecht für Etwas; den Weibern sind dieselbigen Gesetze vorgeschrieben und dieselbigen Verheissungen gemacht; sie stehn auch mit den Dienern derselben in einiger Verbindung. Aber unter den kirchlichen Cerimonien kommen einige vor, die bey den Morgenländern nie Eingang finden werden, z. B. die Ohrenbeichte und die lezte Oelung. Die Weiber sollten indessen die mahomedanische Religion in jeder Rücksicht verfluchen, und ihr die christliche, der Strenge ihrer Vorschriften ungeachtet, vorziehn, weil diese ihnen die Freyheit schenkt.

Ich komme zum zweyten Hauptpunkt dieses Abschnitts, zu den Rechten, welche man den Weibern zuge-

zugesteht. In den Ländern, in welchen ihre Zahl geringer ist, als die Anzahl der Männer, haben sie einige Vortheile über die leztern. Diese müssen sich ihnen gefällig zu machen suchen, um ihre Geneigtheit zu erwerben. Die Beyspiele sind auf dem festen Land sowol, als besonders auf den Inseln nicht selten: da eine Frau mehrere Männer nimmt. Der Ursprung dieser Gewohnheit, die so vielen Reisenden ganz unbegreiflich ist, hat seinen Grund vermuthlich in der Seltenheit der Weiber.

Wenn die Ausgelassenheit der Sitten zu einem gewissen Grad gediehen ist; so werden reiche Weiber öfentlich mehrere Liebhaber unterhalten können, welches an andern Orten bisweilen nur heimlich geschieht. Dies merke ich an, weil viele Schriftsteller, welche die Sache nicht genau untersuchen, das Concubinat mit der Vielheit der Männer verwechseln. In der Folge werde ich hierüber noch einiges beybringen müssen.

Wenn eine Frau, welcher die Nation das Ruder des Staats anvertraut hat, das ihrem Geschlecht vom männlichen angethane Unrecht tief fühlte, es rächen und ihrer Gewalt mißbrauchen wollte; so würde sie solche Gesetze geben, die diesem Grundsatz gemäs seyn würden; und diese Gesetze würden befolgt werden müssen. Wenn sie unter andern folgendermaaßen räsonnirte: die Männer haben mehrere Weiber genommen, um ihr Bedürfniß zu stillen; nun haben die Weiber ähnliche Bedürfnisse; sie müssen folglich auch mehrere Männer haben. Wenn sie also sagte: ich erlaube die Vielmännerey in meinen Staaten; so würden sich die Weiber diese zu Nutz machen. Allein eine solche Verordnung würde sich nicht lange erhalten können, die Weiber würden in ihre vormalige Dienstbarkeit gerathen; und die Geschichte lehrt, daß eine solche Ver-

ſtattung der Vielmännerey nie lange gedauert hat. Hier ſind einige Beyſpiele.

Die Weiber in Medien nahmen eine gewiſſe Anzahl von Männern. Strabo ſagt ſogar (B. II.) ein Weib, welches nur fünf Männer habe, werde ſo angeſehn, als wenn es noch ſchlecht verſehn ſey. Cäſar berichtet, (Buch V.) in England ſey dieſelbige Sitte eingeführt geweſen; ich werde aber an einem andern Ort zeigen, daß auf dieſer Inſel eigentlich die Gemeinſchaft der Weiber üblich war, und daß man vermuthlich daraus geſchloſſen, daß die Vielmännerey durch die Geſetze verſtattet werde. Die Weiber aus dem edlern Caſten in der Gegend von Calinit dürfen ſich mehrere Männer nehmen; einige unter ihnen haben zu gleicher Zeit zehn Männer, die ſie als Sclaven ihrer Reize behandeln *). Den alten Gebräuchen der Gentnos zufolge, dürfen die Weiber ſo viel Männer nehmen, als ſie wollen; zwar ſuchen die Nambouris, die Braminen und die Nairen ſie durch gütige Vorſtellungen und durch Geſchenke zu bewegen, daß ſie ſich mit einem einzigen Mann begnügen mögen; aber zwingen dürfen ſie ſie nicht. Dellon ſezt hinzu, dieſe Vielmännerey veranlaſſe nie einige Unordnung; derjenige, welcher der gemeinſchaftlichen Frau einen Beſuch mache, ſtelle ſeine Waffen an die Thür, durch dieſes Zeichen halte er die übrigen Mitmänner ab. Nun darf man ſich nicht wundern, daß die Kinder ihre Väter nicht erben können; denn auſſer der Schwierigkeit, ſie auszukennen, glaubt man daſelbſt, daß ſie der Mutter allein zugehören. Wahrſcheinlich leben dieſe Männer, denen man mit Unrecht den Namen Ehemänner giebt, nicht in dem Haus der Frau beyſammen; vielleicht haben ſie auch weiter keine Verbindlichkeit für die Frau; ſie fordern von ihr blos gewiſſe Gunſtbezeugun-

*) M. ſ. den Brief des P. Tachard, im erſten Band der Lettres édifiantes.

gungen, und wenn sie die erhalten haben, so bekümmern sie sich weiter nicht um ihre übrige Wirthschaft. Auch in Tibet ist die Vielmännerey erlaubt; die Weiber verheyrathen sich daselbst mit mehrern Männern, die fast sämtlich Anverwandte, bisweilen gar Brüder sind. Das erste Kind gehört dem ältesten Mann zu, die folgenden den übrigen Männern, nach der Folge ihres Alters. Macht man den Lamas hierüber Vorwürfe, so geben sie zur Antwort: Wir haben nicht Weiber genug.

Das bißherige wird durch folgende Bemerkung einiges Licht erhalten. Die Vorurtheile, den Unterschied der Casten betreffend, werden in Hindostan durch die Religion geheiligt. Kein Mann aus einer edlern Caste giebt sich mit einem Weib ab, welches zu einer niedrigern Classe gehört. Wenn nun die Weiber einer Caste nicht so zahlreich sind, daß ein jeder Mann eine Frau habe, so müssen nothwendig mehrere Männer eine und eben dieselbe Frau gebrauchen.

Es ist ein Satz, der keine Ausnahme leidet, daß die Insulaner sich nicht so weit von der Natur entfernen, als die Bewohner des festen Landes, und daß jene auch mehr Versuche machen, sich der Natur zu nähern, als diese. Auf den Marianen hat die Frau die Herrschaft über das Hauswesen in Händen; der Mann kann ohne ihre Einwilligung darüber nichts verordnen. Führt er sich nicht gut auf, ist er mürrisch, beweiset er seiner Frau nicht alle Ergebenheit, die sie von ihm verlangt; so mißhandelt und verläßt sie ihn; sie nimmt ihr Vermögen mit; ihre Kinder folgen ihr, und sie achten den neuen Mann ihrer Mutter so hoch, wie ihren Vater. Der Mann muß sich ganz nach dem Eigensinn der Frau bequemen. Wird sie ihm untreu, so muß er sich blos an ihrem Liebhaber zu rächen suchen. Wird hingegen die Frau von ihrem Mann in diesem Stück hintergangen, so erzählt sie es den Weibern

ihres Orts; diese versammlen sich mit Lanzen bewafnet, sie verwüsten ihm seine Aecker und alles, was ihm zugehört; sie reissen seine Bäume und Früchte aus, tretten sie mit Füßen, und zulezt greifen sie ihn selbst an, und jagen ihn mit Schimpf und Schande aus seinem Hause weg. Eine solche Sitte konnte sehr leicht auffkommen; ein beleidigtes Weib durfte nur ihre Nachbarinnen aufwiegeln; gleich war die Verschwörung zur Rache da; sie züchtigten den Treulosen auf eine ausgezeichnete Weise, und das Andenken einer solchen Begebenheit konnte den Männern mehrere Jahrhunderte hindurch Schrecken einjagen. Man darf sich hiebey nur an das Beyspiel einiger Europäerinnen erinnern, die den Mann, der seine Frau schlägt, auf den Esel setzen.

Charondas erlaubte den Weibern, ihren Mann wegzuschicken, und sich an einen zweyten zu verheirathen. Später wurde ihnen aber (nach Diodor. XII. 7.) verboten, einen jüngern zu heirathen, als der erste war. Wenn eine Verordnung blos sonderbar ist; so darf man wol annehmen, daß sie vormals politische Gründe für sich hatte. Das Interesse der Staaten ist so vielen einzelnen Umständen unterworfen, daß man die Gesezgeber nie nach allgemeinen Maximen beurtheilen darf.

Viertes Hauptstück.

Von den Beschäftigungen und den Arbeiten, die den Weibern aufgebürdet werden.

Aus dem, was ich bißher von der Lage der Weiber in verschiedenen Ländern beygebracht habe, wird man die Geschäfte leicht errathen können, welche sie in ei-

nem jeden von diesen Ländern zu besorgen haben. Da, wo sie nur Sclavinnen und Dienstmägde sind, bürdet man ihnen die beschwerlichsten Arbeiten auf, und der faule Mann verrichtet, was er will. Das weibliche Geschlecht ist bey einem solchen Volk so sehr niedergedrückt, daß z. B. die jungen Canadierinnen nicht blos ihre Männer, sondern auch ihre Verwandten versorgen müssen. Die Negern sitzen oft ganz sorgenlos mitten unter ihren Weibern, die ihnen die Fliegen abwehren, Pfeife und Taback darreichen müssen. Wenn die Grönländer ihre Cabanen bauen, so ist das Mauren die Arbeit der Weiber, das Zimmern aber der Männer, welche sie, nach Cranz, ganz kalt anblicken, wenn sie große Steine herbeyschleppen. In Macassar besuchen nur die Weiber die Märkte; kein Mann läßt sich da sehn, weil ihn die Kinder verspotten würden, die es schon wissen, daß die Männer zu weit ernsthaftern und erheblichern Geschäften geschaffen sind. Wenn die Caravanen in der Gegend von Patana und an einigen andern Cantons von Hindostan ankommen; so tragen Weiber und Mädchen die Kaufleute, ihre Waaren und Lebensmittel zwischen zween Abgründen weg, die sich auf neun bis zehn Tagreisen weit erstrecken. Auf dem Rücken führen sie ein Küssen, worauf sich die Person sezt, die sich von ihnen tragen läßt. In Loango bestellen Weiber die Aecker des Königs und der übrigen Großen; sie sind mit bewafneten Soldaten umgeben, die sie zur Arbeit aufmuntern, und sie gegen Gewaltthätigkeiten schützen. Für sich dürfen sie nicht eher arbeiten, als bis diese öfentliche Arbeit geendigt ist. Man findet diese Nachricht im Ogilby.

Von einem ganz sonderbaren Gebrauch auf Bantam läßt sich leicht Grund angeben. Wenn daselbst Feuer auskömmt; so müssen die Weiber, ohne Beyhülfe ihrer Männer, die Flamme löschen; die Männer halten unterdessen Wache, um das Rauben zu verhüten.

ten. Da sie das Hauswesen zu besorgen haben; so fordert man nun auch von ihnen, daß sie den Schaden wieder gut machen, welchen sie gestiftet.

Die Strenge der Männer nöthigt die Weiber bisweilen, eine ganz sonderbare Vorsicht und Maasregel zu befolgen, die ich anführen will. Die Negressen am Gambia sind, nach Brue's Bericht, der Arbeit sehr zugethan. Um nun nicht durch unnützes Geschwätz in der Arbeit zurückgesezt zu werden, nehmen sie Wasser in den Mund, während daß sie an der Arbeit sind. Die Weiber in Angola kaufen, verkaufen und verrichten alles ausser Hause, was sonst Mannsgeschäfte sind; die Männer hingegen besorgen das Hauswesen, sie stricken und wirken Stoffe. Der Aberglaube hat allerdings die Kraft, alle Verhältnisse umzukehren und eine Gewohnheit bey einem Volk in Gang zu bringen, dessen Sitten und Charakter sie sonst zuwider ist. Wenn also z. B. unter einem warmen Himmelsstrich, wo die Eifersucht die Weiber mit Schlössern bewacht, die Männer ihnen aus Achtung für die Isis, eine Superiorität zugestehn, die mit der Natur der eingeführten Regierungsform streitet; so ist das keine Erscheinung, welche als unmöglich angestaunt zu werden verdient. Gesezt aber, es finden sich wirklich dergleichen Widersprüche in den Nachrichten von den Aegyptiern; so lassen sie sich durch die vernünftige Erklärung des Herrn de Paw erklären und begreifen. Weil man, sagt dieser Schriftsteller, Dinge, die man nie mit einander verwechseln sollte, ich meine die Sitten des gemeinen Mannes und der vornehmen Stände der Nation, nicht genau genug von einander unterschieden hat: so hat man aus einer Stelle im Herodot, welche Mela in seiner Geographie (I. 9.) fast wörtlich wiederholt hat, lächerliche Folgerungen abgeleitet. In Aegypten, heißt es hier, bleiben die Männer im Innern des Hauses und wirken Zeuge,

während daß die Weiber ausgehn, einkaufen, verkaufen und die ausserhäuslichen Geschäfte besorgen Wie ist es möglich, daß den Neuern bey dieser Stelle die Bemerkung entgehn konnte, daß hier blos von den Zeugmachern und solchen niedrigern Handwerkern die Rede sey, die wie die Weber an sitzende Gewerbe gebunden, sich mit den ausserhäuslichen Geschäften nicht abgeben konnten? Dergleichen Menschen schließen ja ihre Weiber weder in der Türkey, noch in Persien, noch in Sina ein. Sie schickten ihre Weiber nach Aegypten um Coloquinten gegen Stoffe umzusetzen; weil, wie alle alten arabischen Schriftsteller einstimmig behaupten, ihr ganzer Handel in Früchten und Zeugen bestand. An einem andern Ort sezt Herr de Paw hinzu: Man hat Aegyptierinnen gesehn, die sich mit vieler Schaamlosigkeit öfentlich zeigten; die Griechen haben daraus geschlossen, daß die Freyheit des weiblichen Geschlechts daselbst ganz unbegränzt seyn müsse. Das ist gerade so, als wenn man die Sitten der Sineserinnen und der Indianerinnen nach der Ausgelassenheit der Bonzessen und der feilen Dirnen, mit welchen die Vorstädte aller Plätze in Sina angefüllt sind, oder aus der Ungezogenheit der Tänzerinnen von Surate schätzen und beurtheilen wollte.

Wenn die Völker aus dem Zustand der Barbarey heraustretten; so entfernen sie sich so weit von der Natur, daß sie sogar das Arbeiten für entehrend und für schimpflich halten. Unter den Völkern, welche durch den Luxus weichlich geworden, trift man einige an, bey welchen die allerehrenvollste Beschäftigung als ein Antheil der Sclaven betrachtet wird. Weiber, die ihr ganzes Leben hindurch, gefangen gehalten werden, legen ihre Hand an keine Arbeit. Alexander hatte zwo persische Prinzessinnen in seinem Lager. Da es ihnen an gar nichts fehlen sollte; so brachte man ihnen auch die Geräthe, welche zu den gewöhnlichen Arbeiten

beiten solcher Damen erforderlich waren. Diese aber weinten und klagten, daß man sie wie Sclavinnen behandle. Alexander gieng zu ihnen, um ihnen Trost einzusprechen; die griechischen Damen, sagte er, schämen sich der Arbeit nicht, und das Kleid, welches ich jezt trage, hat meine Mutter gestickt.

Wenn man die häuslichen Kränkungen solcher Weiber auch abrechnet, so haben sie schon durch die gänzliche Geschäftlosigkeit und Unthätigkeit höchst unglücklich seyn müssen. Der morgenländische Despotism ist schrecklich; er hat jederzeit dieselbe Maxime befolgt; kaum gestattet er den Weibern das Lesen der h. Bücher, welches fürwahr ein nicht sehr wirksames Mittel gegen die Langeweile ist. Die schönen Künste und die schönen Produkte der Muse könten ihnen, ohne Gefahr, Vergnügen schaffen, und sogar die Weichlichkeit dieser entnervten Völker nähren. Aber die Tyrannen fürchten nichts so sehr, als das Licht der Wissenschaften.

Fünftes Hauptstück.

Von der verschlossenen Behutsamkeit, von der Schaamhaftigkeit, Eitelkeit und Herzhaftigkeit der Weiber.

Da die Weiber unter mehr oder weniger harten Bedrückungen leben; wie sollte sich da ihre Seele zur Freymüthigkeit und Kühnheit erheben können? Man findet sie daher überall verschlossen und furchtsam; überall schändet man ihre Schaamhaftigkeit und überall macht man es ihnen zum Verbrechen, wenn sie der List und der Gewalt unterliegen. Sie müssen daher zurückhaltend seyn, und den Schein von anständiger Bescheidenheit annehmen, selbst wenn sie es in ihrem

Innern nicht sind. Diese Bemerkungen finden sogar bey den wilden und ungebildeten Völkern ihre Bestätigung.

Die Indianerinnen im nördlichen Amerika werden böse, wenn man ihnen sagt, man liebe sie, und wenn man ihnen bey Tage verliebte Schmeicheleyen vorträgt. Die Jünglinge gehn bey der Nacht, nach dem Bericht des la Hontan, in die offenen Cabanen, zünden eine kleine Leuchte an, nähern sich den Weibern und gehn wieder ohne Geräusch weg, wenn sie nicht günstig aufgenommen werden. Die Weiber der Samojeden besitzen so viel Schaamhaftigkeit, daß man sie nur durch Kunstgriffe zur Entblößung eines Theils ihres Körpers bewegen kann. Die Grönländerin ist so eingezogen, daß sie sich nie einzeln mit einer Mannsperson unterhält, und daß sie es für eine Beschimpfung hält, wenn man ihr eine Prise Taback anbietet. Die Araberinnen trieben diese Bescheidenheit bis zum Lächerlichen hinaus; sie verschleyerten sich das ganze Gesicht, bis auf ein Auge, und noch glaubten sie nicht, daß sie hinlänglich verwahret seyen. Die Sineserinnen lassen nicht einmal ihre Hände aus den Ermeln hervorragen; wollen sie ihren nahen Verwandten etwas vorzeigen, so stellen sie es auf eine Tafel hin.

Was die Einladung zur Liebe betrift; so kann nichts die Gewalt des Herrn bändigen, als sie. Wenn die Natur die Weiber nicht mit dergleichen verliebten Schmeicheleyen ausgerüstet hätte; so müßten sie sie doch aus Politik anwenden. Warum hält man es denn für unanständig, daß sie uns zur Liebe einladen? Ich behalte mir vor, einiges hieher gehörige im Abschnitt vom Putz und von der Schönheit nachzuholen, und begnüge mich mit ein Paar Anmerkungen über den Ursprung und das Ende der Verfeinerung der Sitten. Bey den Tataren, welche die kleine Bucharey bewohnen, ist die Tracht der Männer und Weiber

völlig

völlig dieselbe; gleichwol geht die Liebe der Leztern zum Putz so weit, daß sie ihre Mützen mit Münzen oder mit sinesischen Perlen schmücken. Es giebt aber einen Grad, über welchen hinaus die Eitelkeit und Prachtliebe kindisch wird. Die vornehmen Japanerinnen erscheinen nie auf der Straße, ohne ein großes Gefolge von prächtig gekleideten Weibspersonen hinter sich zu haben, welche ihnen Pantoffeln, Schnupftücher und allerley Näschereyen, in großen Kisten nachtragen; andre vom Gefolge schützen ihre Herrschaft mit Sonnen und Regenschirmen.

Wenn die Weiber gleich die Art von Herzhaftigkeit, welche keine Gefahren scheuet, im Durchschnitt nicht besitzen; so besitzen sie doch eine andre Art von Muth, ich meine den, daß sie ihre Drangsale geduldig ertragen und in der Stille in sich fressen. Indessen werden sie bey wilden Nationen, die sich viel mit dem Krieg beschäftigen, ja selbst bey den friedfertigen Völkern in solchen Zeitaltern, wo Enthusiasmus und Schwärmerey alles in Aufruhr bringt, von kriegerischem Muth befeuert, so daß ihnen die Geschichte höchst merkwürdige Thaten zuschreibt. Die Wilden in Aethiopien führten ihre Weiber in die Schlacht, und nöthigten sie zu fechten. Bey den Tungusen setzen sie sich zu Pferd und führen Pfeile und Bogen so geschickt, wie die Männer. Die Gothischen Frauen zeichneten sich durch ihre Herzhaftigkeit eben so sehr aus, wie ihre Ehegatten. Marius überwand die Gallier; die Weiber griefen, als sie von dieser Niederlage Nachricht erhielten, zu den Waffen, und sie verlangten von den Römern, daß man ihnen ihre Freyheit und Keuschheit nicht rauben solle. Marius verwarf diese Bedingungen; und am folgenden Morgen fand man, daß sie sich an die Bäume aufgehenkt, und ihre Kinder umgebracht hatten. Als man den gefangenen Germanierinnen freystellte, ob sie lieber öfentlich verkauft,

oder ermordet werden wollten; so wählten sie das lezztere; wie man sie demohngeachtet feil bot, so brachten sie sich selbst um. Arduba, eine Stadt in Dalmatien, wurde vom Germanicus belagert; die Einwohner wollten sich ergeben; die Ueberläufer, mit denen die Stadt angefüllt war, widersezten sich; die Weiber, entschlossen entweder zu sterben oder ihre Freyheit zu erhalten, kämpften und schlugen sich mit ihren Männern, und als alles verloren war, stürzten sie sich mit ihren Kindern in die Flammen oder in den Fluß *). Was so viele Schriftsteller von den Amazonen erzählen, ist noch nicht ganz im reinen. Gesezt aber auch, man habe zu viel Rühmens von der Tapferkeit der Gorgonen, und andrer kriegerischen Weiber am Thermodon und am Amazonenstrom gemacht; gesezt auch, diese Weiberrepubliken haben nie existirt; so ist doch so viel gewis, daß sich die Weiber in vielen Ländern empört und einige Zeit lang ganz unabhängig gelebt haben.

Der Krieg ist für gewisse Völker ein Bedürfniß; die Barbaren, welche so lange unsern Welttheil überschwemmten, fochten, weil sie sonst nichts zu thun wußten. So lang die Thätigkeit der Menschen nicht auf Ackerbau und andre Künste des Friedens gerichtet ist, müssen sie Krieg führen. Einbildungskraft belustigt sich an den Waffen, an den Märschen der Soldaten und an den übrigen militärischen Beschäftigungen. Herodot führt wirklich ein Beyspiel von Weibern an, welche an ähnlichen Beschäftigungen Vergnügen fanden, und die sogar aus dem Blut, welches sie auf dem Kampfplatz vergossen, schreckliche Folgerungen für ihre Tugend ableiteten. Denn die Weiber der Auser feyerten jährlich ein Fest, der Minerva zu Ehren; die Jungfrauen theilten sich in zwo Hälften und schlugen sich mit Prügeln und Steinen; diejenigen,

*) Dio Cassius. XVI. 12.

jenigen, welche auf dem Wahlplatz blieben, wurden nicht für Jungfern gehalten. An andern Oertern üben sie sich im standhaften Ertragen des Schmerzes. Eine so edle Beeiferung ist, (nach de la Potherie, Band III.) das Antheil der Irokesinnen; man beschimpft sie, wenn man einer unter ihnen den Vorwurf macht, daß sie unter den Geburtsschmerzen gewinselt habe.

Sechstes Hauptstück.

Von den Bedingungen, unter welchen das Frauenzimmer sich verheirathen darf. — Vom Schicksal der alten Weiber.

So lang eine Frau die Sclavin ihres Mannes ist, muß er sie von ihren Eltern kaufen, statt von ihnen eine Aussteuer zu erwarten. Er betrachtet sie also wie sein Eigenthum, weil er sie bezahlt. Schon dieser Umstand müßte zureichen, um ihnen die Verachtung der Männer zuzuziehn. Wollte ein Mädchen sich gar nicht verheirathen; so würden es seine Eltern verkaufen. Da wird denn eine sclavische Beyschläferin aus ihm; und der Ehestand findet da gar nicht Statt.

Bey diesem Weiberverkauf bekümmert man sich um die Gleichheit der Denkungs und der Gemüthsart des Mädchen und des Jünglings nicht, sondern man sieht nur auf den Reichthum des Käufers. Wer das meiste bietet, hat den Vorzug. Es giebt wirklich Völker, die das andre Geschlecht, so zu sagen, zum Markt führen. Wir sprachen mit einer Tscheremissin, sagt Gmelin, deren Vater sie feil geboten hatte. Da niemand mehr als fünf Rubeln für das Mädchen hatte geben wollen und der Vater doch zehn Rubeln forderte; so behielt er seine Tochter bis zu einer

andern günstigern Gelegenheit bey sich. Gewisse Tataren setzen ihre zwölfjährigen Töchter auf bedeckte Wägen, von welchen sie nicht wieder heruntersteigen, als bis jemand gekommen ist, der sie heirathen will. Auch unter den Barbaren bemühen sich einige, das Unglück der Weiber zu mildern; aber ihre Veranstaltungen gehn nicht weit. Ein Ostiake giebt seine Tochter gewöhnlich in ihrem achten bis neunten Jahr ab, damit sie sich besser in ihren künftigen Mann schicken lerne. Dieser vollzieht denn die Ehe, wenn das Mädchen mannbar geworden.

Ferner, solang man die Weiber kauft, thut man es blos, um ihnen gewisse häusliche Geschäfte aufzubürden, und um sich mit ihnen zu vermischen. Da aber der Genuß der Liebe gar bald gesättigt ist; so maßt sich der Mann das Recht an, die Frau wegzuschicken, sobald er mit ihr nicht zufrieden ist. Dergleichen Ehescheidungen müssen sehr häufig seyn; denn warum sollte ein solcher Mann sich das Vergnügen der Abwechselung nicht so oft verschaffen, als es ihm beliebt? Die Samojeden fordern, wenn sie ihre Frau zurückschicken wollen, die hundert oder hundert und funfzig Rennthiere, welche sie beym Ankauf hingegeben, wieder zurück. Da Kinder ihre Weiber fast alle ohne Schmerzen gebähren; so argwöhnen sie Untreue, wenn das Gegentheil eintritt; sie prügeln und verkaufen sie in solchen Fällen.

In dem folgenden Buch werde ich anmerken, daß wenn der Mann am Hochzeitstage seiner Frau Geschenke macht, diese Geschenke bey Völkerschaften eher als Zeichen der Sclaverey als wie Beweise der Freundschaft zu betrachten sind. Ueberhaupt hängt dieses Buch mit den beyden nächstfolgenden genau zusammen, und ich ersuche daher meine Leser, sie mit einander zu verbinden. Ich werde daselbst auch von den Strafen des Ehebruches und von der Strenge reden, mit welcher man den Ehebruch an den Weibern bestraft, ohne

daß

daß man den Männern je eine gleiche Strafe auflegt. Jezt folgen noch einige andre Betrachtungen.

Die Wilden und die kriegerischen Völker bedienen sich verschiedener Mittel, um ihren Weibern Muth einzuflößen, und ihre Ehen werden unter sonderbaren Bedingungen geschlossen. Einem alten Gesetz zufolge, verheiratheten sich die Mädchen der Hindostaner zuerst, die sich am besten fäusten konnten. Ein ander Gesetz verbot den scythischen Jungfern, welche keinen Feind erlegt hatten, das Heirathen; diejenigen, die diese Pflicht nicht erfüllen konnten, mußten sich einen ewigen Cälibat gefallen lassen.

So eigen auch der Geschmack der Männer bisweilen ist, so haben sich die Weiber doch auch nach den sonderbarsten Grillen bequemen müssen. Gewisse Völker können keine Haare am Leib vertragen, und die Weiber müssen sie also mit aller möglichen Sorgfalt ausreissen. Der Samojede kann seine Frau zurückschicken und den Preis, welchen er für sie erlegt, zurückfordern, wenn er ein einzig Haar auf ihrem Kopf entdeckt.

Die lezte Epoche im Leben der Weiber entspricht und übertrift die Härte der vorhergegangenen. Gerade am Ende ihrer Laufbahn fühlen sie alle Schrecken ihres Schicksals. Das Alter flößt insgemein Achtung ein; es hat ein ehrwürdiges Ansehn; dennoch verachten die meisten Völker die alten Weiber. Ein Ostiake giebt sich mit seiner Frau nicht mehr ab, sobald sie ihr vierzigstes Jahr erreicht hat; er behält sie indessen bey sich, damit sie sein Hauswesen besorge, und die junge Frau bediene, welche er an ihre Stelle sich auswählt. Die Negern in Juida verkaufen sie, wenn ihre Schönheit verblüht ist, und sie schaffen für das gelöste Geld jüngere und hübschere Mädchen an. Sonst müssen die alten Weiber in einigen andern Ländern von Afrika die allerstrengste Keuschheit befolgen; sie werden bey der geringsten Ausschweifung mit dem Schwerd oder mit dem Scheiterhaufen bestraft.

Drittes Buch.

Von den Heirathen.

Erstes Hauptstück.

Von den Versuchen, welche vor der Hochzeit vorhergehn. — Vom Alter und von andern nothwendigen Bedingungen zum Heirathen.

Es braucht Zeit, ehe der Ehestand eingeführt wird. Die Reisebeschreiber zählen viele Völkerschaften auf, welche sich, ohne von einer solchen Veranstaltung einen Begrif zu haben, fortpflanzen. Gesezt auch, es wird durch einen zufälligen Umgang zweyer Individuen ein Kind gezeugt und geboren; so tretten deswegen Mann und Frau noch nicht in eine dauerhafte Verbindung, durch welche für den Unterhalt des Kindes gesorgt würde. Gewöhnlich hat die Mutter diese ganze Last auf sich; der Vater besitzt zu wenig Zärtlichkeit, als daß er sich um das Kind bekümmern sollte. So allmälig schreiten die gesellschaftlichen Anordnungen bey den meisten Nationen in ihrer Entwickelung fort. Zwar leben die Otaheiter mit allen Weibern ohne Unterschied zusammen, und wenn eine von ihnen geschwängert wird, so müssen sie sie heirathen. Diese Insulaner befinden sich aber auch unter ganz besondern Umständen, und wenn sie es gleich in den Künsten

noch

noch nicht sehr weit gebracht; so haben sie doch die erste Stufe des Standes der Natur schon längst verlassen.

Ich weis nicht, mit welchem Namen ich diese erste Art von Vereinigung zweyer Individuen belegen soll. Liebe hat fast keinen Antheil an ihr, und ans Kinderzeugen denken dergleichen Menschen nicht. Die amerikanischen Wilden nahmen sich blos aus interessirten Absichten Weiber. Die Eltern wählten ihren Söhnen eine Gesellschafterin aus; die Söhne bezeigten gar keine unterscheidende Neigung für das auserwählte Mädchen; sie besuchten es nicht einmal.

Die Heirathen wurden anfänglich ohne allen Vertrag und Cerimonien geschlossen; der Wille der Ehegatten war das einzige Siegel dieser Vereinigung. Später hin wurden die Bedingungen ausdrücklicher angezeigt; man ersann allerley Formalitäten; die Ehen wurden entweder auf lebenslang, oder nur auf eine gewisse Zeit geschlossen; die Kontrahirenden behielten entweder das Recht der Ehescheidung, oder sie wurden nur unter der Bedingung zusammengegeben, daß ihre Verbindung nie aufgehoben und getrennt werden dürfe. Würden diese Versprechungen nicht gehalten; so rächte die Obrigkeit eine solche Treulosigkeit. Die Obrigkeit, die Religion und die Nation selbst brachte eine grosse Menge von Verordnungen und Gebräuchen in Umlauf, deren Geschichte ich jezt zu liefern gedenke.

Das Naturgesetz verpflichtet alle Menschen; Allein die Völker ziehen dasselbe oft so lange Zeit in ihren Anordnungen gar nicht zu Rath, daß man den Gedanken, nach welchen Montesquieu sein Werk bearbeitet hat, beytretten muß. Er sucht nemlich die Gründe von den ungereimtesten Gesetzen auf, und nachdem er die politischen Plane entworfen hat, giebt er der Tyranney der Despoten heilsame Lehren. Nach dieser

Art will ich dasjenige, was der Mensch in Rücksicht auf die Heirathen gethan hat, untersuchen und die Umstände anführen, welche zu den verschiedenen Gebräuchen Anlaß gegeben haben.

Ehe man sich durch die Bande der Ehe zusammenketten lies, hat man oft Proben und Versuche angestellt, nach welchen man beurtheilte, ob sich ein Paar Individuen zusammen passen dürften. Der künftige Mann und Frau leben eine Zeitlang beisammen, um sich näher kennen zu lernen. Aber diese Art von Menschenprobe fällt in die Zeit der Kindheit der Nationen. Jeder Wilde lebt da in seiner Cabane; die beyden Geschlechter besuchen einander wenig oder gar nicht. Damit nun der Jüngling nicht blos auf gut Glück heirathe, so nimmt er zur Heirathprobe seine Zuflucht. Wenn ein Indianer in Neufrankreich heirathen wollte, so brachte er (nach Champlain,) einige Tage bey einer Frauensperson zu; gefiel sie ihm nicht, so gieng er weg und wandte sich an eine andere, bis er eine fand, welche ihm behagte. Die Mädchen hatten gleiche Rechte, und die meisten hatten auf diese Weise in ihrer Jugend eine große Anzahl von Männern. Die Otomiten in Mexico, welche vor ihrer Verheirathung ungescheut alle Weiber besuchen durften, brachten eine Nacht bey demjenigen Mädchen zu, welches sie zur Frau haben wollten; sie konnten es aber wieder fortschicken oder verlassen. Behielten sie es indessen den folgenden Tag bey sich, so durften sie keine andre Frau heirathen. Der junge Ehemann bereute seine vorhergegangene Ausschweifungen mit andern Frauensperſonen; er enthielt sich 20 bis 30 Tage des Genusses der Liebe; er reinigte sich durchs Baden und lies Blut aus seinen Ohren und Armen laufen. Die Frau that dasselbe. Herrem ist der Gewährsmann.

In Congo dauern diese Proben länger. Der Neger genießt, nach Labat, einige Wochen hindurch alle

Rechte

Rechte des Ehestandes, ehe er sich mit der Frau verbindet. Mann und Frau verlassen einander wieder, wenn sie sich nicht anstehen, und diese Trennung schadet weder jenem noch dieser. Bey den Calmuken währt diese Prüfung gar ein volles Jahr. Kömmt die Frau, während dieser Zeit, ins Wochenbett, so ist die Heirath den Gesetzen gemäs und gültig. Hat sie aber im ersten Jahr kein Kind; so versucht es der Mann noch ein zweites Jahr mit ihr; gelingt es nicht, so trennen sie sich, und die Frau bekömmt keinen andern Mann. Von den Wotjaken erzehlt Müller dasselbe.

In policirten Gesellschafften würden dergleichen vorläufige Prüfungen sehr nachtheilig werden, wenn sie auch die Begriffe, die man von der Keuschheit sich macht, weniger beleidigten. Die Leidenschaften werden so unruhig, daß man sie nicht wieder besänftigen kann. Man ist mit dem, was man besizt, gewöhnlich unzufriedener; der Genuß löscht das Verlangen aus; es würden wenig Ehen zu Stande kommen. Bey barbarischen Völkern verhält sich die Sache ganz anders; sie werden ihrer Frauen schon um deswillen nicht so früh überdrüßig, weil sie sie gar nicht lieben. Auch ist der daraus erwachsende politische Nachtheil bey ihnen so gros nicht, wie bey gesitteten Nationen.

Unter den Bedingungen zum Heirathen zeichnet sich die eine vorzüglich aus, daß die bürgerlichen Gesetze den Weibern Enthaltsamkeit zur Pflicht machten. Das weibliche Geschlecht sehnt sich nach dem Ehestand, weil es an den Männern Vertheidiger findet, und sich aus dem verlassenen Zustand herussezt, in welchen es von der Natur hingestellt wird. Man glaubte indessen, eine Frau, die als Mädchen nicht keusch gelebt, verdiene bestraft oder weggejagt zu werden. Nach den Mosaischen Gesetzen wurde sie gesteinigt. Daß viele Negernationen das Bett-Tuch in einem feierlichen

Auf-

Aufzug herumtragen, um die Zeichen der Jungfrauschaft dem Publikum vorzulegen, und daß sie diejenigen Weibspersonen mit Schimpf und Schande von sich jagen, die sie eingebüßt, werde ich bald wieder anführen müssen. Die Sabäerinnen schwören bey ihren Verlöbnissen, am Altar, in Gegenwart eines Priesters und vieler Matronen, daß sie ihr Leben durch keine Art von Unkeuschheit befleckt. Eine Sineserin, welche sich, ohne Jungfer zu seyn, verheirathet, wird ohne Gnade öfentlich verkauft.

Es ist leicht zu vermuthen, daß diese Grundsätze nicht bey allen Völkern vorkommen dürften. Menschen, welche Keuschheit und Enthaltsamkeit nicht für einen großen Schmuck halten, machen sich ein ander System. Ein Mädchen, heißt es bey diesen, welches Verdienste hat, muß von Vielen gesucht werden, und hat es bey Vielen Leidenschaften erregt, so kann es nicht Jungfer seyn. Daher jagen die Nordamerikaner ihre Weiber weg, wenn sie sich vorstellen, daß man sie verschmäht habe. Dieses Vorurtheil herrscht auch in Kamtschatka.

Unmöglich läßt sich das Unglück, welches der Krieg dem menschlichen Geschlecht gebracht hat, ganz übersehn, und die Härte derjenigen Mittel, wodurch die Menschen den grausamen kriegerischen Geist zu stählen suchen, läßt sich eben so wenig vollständig beschreiben. Kein Alsourier darf (nach Valentyn) seine Blöße bedecken, sich eine Cabane bauen, sich verheirathen, oder im Baleon (einem Versammlungshause) arbeiten, wofern er nicht für jede von diesen Operationen den Kopf eines Feindes vorzeigen kann. Wer die meisten Köpfe bringt, wird für den edelsten gehalten, und kann auf die besten und schönsten Mädchen sich Rechnung machen. Wenn die jungen Alsourier feindliche Köpfe aufsuchen, so vertheilen sie sich in kleine Haufen von acht bis zehn Mann; sie be-

decken

bedecken ihren Körper mit Moos, Zweigen und Aesten, so daß man sie leicht für Bäume halten muß. Kömt nun ein Feind bey ihnen vorbey, so durchboren sie ihn von hinten mit einem Spies. Hierauf halten sie einen feierlichen Einzug in das Dorf; Weiber und Mädchen tanzen um sie herum, und preisen ihren Sieg. Nach Lery's Bericht heirathen auch die Brasilianer nicht eher, als bis sie diese Bedingung erfüllt haben.

Bey den Kozaken darf sich kein Mädchen verheirathen, ehe es seine Geschicklichkeit dadurch bewiesen, daß es den Gliedern anderer Stämme, Hausgeräthe und Lebensmittel gestohlen. — Auf Samos werden (nach Tavernier) die Jünglinge nicht eher verheirathet, als bis sie sich wenigstens acht Klafter unter das Wasser hinablassen können.

Untersucht man das Alter, in welchem das Heirathen verstattet wird; so findet man, daß kriegerische Völker, welche die Unbequemlichkeiten früher Heirathen und die Schwäche der Kinder am lebhaftesten fühlten, ihnen durch Gesetze vorzubeugen gesucht haben. In Aegypten konnte man vor dem 30sten, und in Lacedämon vor dem 25sten Jahr nicht heirathen. Es war bey den Galliern schimpflich, wenn sich ein Jüngling vor seinem 20sten Jahr in Liebeshändel einlies. In Rom gab es eine Zeit, da man erst im 40sten Jahr sich verlobte In der Folge wurde einem 60jährigen Mann verboten, eine 50jährige Frau zu nehmen. Da indessen Claudius glaubte, man könne in diesem Alter wol noch Kinder zeugen und gebären: so schafte er das alte Gesetz ab.

Jung durfte kein Germanier heirathen: Wer lang wartete, wurde geachtet, weil die Enthaltsamkeit ein Mittel zur Erlangung und Stärkung der körperlichen Kräfte war. An andern Orten werden rechtliche Beweise darüber erfordert, daß man nicht zu früh

heirathe. In Sofala muß der Vater, wenn er seine Tochter verheirathet, beweisen, daß sie mannbar sey.

Da die Leidenschaft der Liebe in warmen Ländern sehr heftig ist, und die Menschen ihre Keuschheit nicht leicht behaupten können; so verheirathet man schon die Kinder. Der Knabe und das Mädchen schließen einen Vertrag, und sobald es nur immer angeht, wird die Ehe vollzogen. Die Eltern des Jünglings geben fleißig auf das versprochene Mädchen acht. Ueberhaupt kommen dort die Jahre der Mannbarkeit früher, ohne daß man sie, durch Verletzung der Keuschheit, zu beschleunigen nöthig hat. Die Araberinnen und die Weiber in einigen Provinzen von Hindostan und in Algier kommen in ihrem neunten oder zehnten Jahr in die Wochen. Die Bewohner von Golconda verheirathen ihre Töchter im dritten Jahr ihres Alters. Moore versichert, daß die Negern diese Heirathen gleich nach der Geburt ihrer Kinder schließen. Das Mädchen darf sich ohne Einwilligung des mit ihm verlobten Jünglings nicht mit einem andern versprechen; dieser hingegen ist durch sein Verlöbniß nicht gebunden. Dergleichen frühe Verlöbnisse wurden in andern Ländern vom Interesse der Familien veranlaßt, die über die Theilung ihrer Güter und über ihr Eigenthum wachten. Die Großen im Königreich Ungarn verloben bisweilen die Säuglinge, um nur große Familienverbindungen zu erhalten. Die Westgothen verheiratheten 25jährige Jungfern an Knaben in der Wiege, und es war ihren Weibern durch Gesetze verboten, Männer, welche jünger seyen, wie sie selbst, zu heirathen. Hier schweifte man also nach der andern Seite aus; weil auch ein dreißigjähriger Jüngling keine 32jährige Jungfer heirathen durfte.

In England war ehedem ein Gesetz, welches man in einem kalten Clima nicht hätte suchen sollen; dieses Gesetz erlaubte nemlich einem siebenjährigen Mädchen,

sich

sich einen Mann auszuwählen. Den Grund eines solchen Gesetzes hat man noch nicht auffinden können. Vielleicht aber glaubten die Gesetzgeber, die die unglücklichen Ehen beobachteten, welche den Leidenschaften ihr Daseyn zu verdanken haben, daß ein unschuldiges Kind weit leichter eine gute Wahl treffen werde, als ein vernünftiges von der Leidenschaft einer heftigen Liebe verblendetes Frauenzimmer. Hiezu kann noch gekommen seyn, daß zwo Familien, die es gut fanden, ihre Kinder wechselseitig zu verloben, befürchten mußten, daß die Vollziehung der Ehe vielleicht Schwierigkeiten finden dürfte, wenn sie aufgeschoben würde. Man sezte also eine Verordnung fest, welche einem unerwachsenen Mädchen die Auswahl seines künftigen Mannes erlaubte.

Nachdem die Politik einmal Stand und Namen der kontrahirenden Theile unterschieden hatte, so erfolgten von Zeit zu Zeit neue Verordnungen über das Heirathen, deren Detail von uns nicht angeführt werden kann. So verbot z. B. Fohi den Sinesen, Weiber zu ehelichen, die ihren Namen führten, selbst wenn sie auch nicht mit einander verwandt waren. Auf Selan, wo der Unterschied der Stände geheiligt ist, begeht man ein Verbrechen, wenn man ausser Stand heirathet. Ein Mädchen, welches sich von einer vornehmen Mannsperson verführen läßt, wird ohne Barmherzigkeit mit dem Tod bestraft. Die Mannsperson wird von ihrer Familie weggejagt und in den niedrigen Stand herabgestossen, zu welchem die Frau gehörte. Eine vornehme Mannsperson darf zwar ungestraft mit einer geringern in verliebten Verhältnissen stehn, wenn sie diese nur nicht an ihre Tafel zieht. Denn in einem solchen Fall wird jene von der Obrigkeit bestraft, die ihr eine Geldbuße oder die Gefängnißstrafe zuerkennt.

Zweytes Hauptstück.

Vom Verbot der Blutsfreundschaft bey den Heirathen.

Ist es ein Instinkt der Natur, daß sich Blutsfreunde nicht mit einander verheirathen; und kann man, durch Verfolgung der Fortschritte der Ausbildung, als einen allgemeinen Grundsatz annehmen, daß ein Paar Völker unter gleichen Umständen hierüber einerlei Meinung seyn werden? Montesquieu hat ein vortreffliches Kapitel (XXVI. 14.) über diese Materie geliefert, worauf ich meine Leser verweise. Da er aber nur die Rechtsfrage untersucht hat, so werde ich als Geschichtschreiber die hieher gehörigen Facta beibringen müssen.

Nichts ist so wenig gleichförmig, als die Ideen der Völker. Man muß daher, um nicht irre zu gehen, seine Folgerungen einzig und allein aus einzelnen Beispielen ableiten. Auch hier verdient indessen die obige Erinnerung wiederholt zu werden, daß die alten Schriftsteller und die neuen Reisebeschreiber gar oft etwas für eine allgemeine Sitte ausgeben, was es nicht ist, und daß sie vieles den Gesetzen auf die Rechnung schreiben, was doch blos gedultet wird.

Die Parther und die Perser heiratheten ihre eignen Mütter. Die alten Irländer vermählten sich mit ihren Müttern und Schwestern, wie mit andern fremden Weibern. Auch bey den Arabern nahm die Witwe eines verstorbenen Vaters den ältesten Sohn, oder wenn dieser verheirathet war, seinen jüngern Bruder, zufolge eines Erbrechts in das Ehebett auf. Attila heirathete seine Tochter Esca, und diese Ehen waren, wie Priscus bezeugt, den Tatarn und den Scy-

then erlaubt. Die Coucous in Chili heirathen Mütter und Töchter; bey den Caraiben fand man eine ähnliche Denkungsart. Der Inca in Peru mußte, durch ein Grundgesetz gezwungen, seine Schwester oder seine nächste Anverwandtin heirathen. Dieser Nachricht widerspricht zwar Ulloa; allein, das Gesetz, auf welches dieser Schriftsteller sich beruft, kan gar wol in eine andre Periode der Peruanischen Geschichte gehören. Müller berichtet, die Grade der Verwandschaft seyen bey den Ostiaken kein Hinderniß der ehelichen Verbindungen. Der König von Siam, welcher damals, als Loubero seine Reise beschrieb, regierte, hatte seine Schwester zur Frau. Die berühmte Kleopatra hatte sich an ihren Bruder verheirathet. Der König von Aegypten heirathete, einem alten Gesetz zufolge, seine Schwester; und ein Graf d'Armagnas heirathete noch im Jahr 1454 die Seinige.

Nach dem Knox ist die Gewohnheit der Zingalesen der Leidenschaft der Liebe noch mehr zuwider. Denn auf Selan können zwey Brüder, welche beisammen leben wollen, nur eine Frau haben; die Kinder erkennen beyde für ihre Väter, und nennen auch beyde so.

Bey einigen Tataren ist eine gute Methode üblich, mittelst welcher sie verhindern, daß sie keine fremde Stiefeltern bekommen. Denn der nächste Verwandte eines verstorbenen Mannes muß seine hinterlassene Witwe heirathen. Der Ima Manco suchte die Vermischung der Familien dadurch zu verhüten, daß er befahl, jeder Peruaner solle aus seiner eignen Familie eine Frau nehmen. Er glaubte, dadurch müsse die Einigkeit seiner Unterthanen vermehrt und unterhalten werden; und man kann nicht läugnen, daß diese politische Verfügung ihrer sanften und ruhigen Gemüthsart sehr angemessen war.

Theodos hingegen lies die Brüderkinder verbrennen, welche sie ehelichten; er zog ihre Güter ein, und erklärte die Kinder für unehliche Früchte *). Damals hatte sich demnach die Denkungsart gar sehr geändert; dergleichen Ehen waren den Religionsvorschriften zuwider, und die Sünder wurden bestraft.

Auch die Huronen und die Irokesen können keine Blutsverwandten heirathen; unter diesem Gesetz ist sogar die Adoption begriffen. Sobald aber eine Frau stirbt, muß der Mann ihre Schwester, oder wenn keine Schwester vorhanden ist, die Frau heirathen, die ihm die Familie vorschlägt. Der Frau liegen, in Rücksicht auf die Brüder und Verwandte des verstorbenen Mannes, dieselbigen Pflichten ob. Dergleichen Verbote, Blutsfreunde zu heirathen, haben vielleicht darinnen ihren Grund, daß es der allgemeinen Ruhe zuträglich ist, wenn mehrere Familien durch Heirathen mit einander verbunden sind.

Die Samojeden vermeiden bey ihren Heirathen die Grade der Blutsfreundschaft und der Verwandschaft sehr pünktlich. Nie heirathet ein Mann eine Frau, die zu seiner Familie gehört, die Grade ihrer Verwandschaft mögen auch noch so sehr entfernt seyn. Bey Völkern, deren Liebe kalt ist, trift man überhaupt gewisse erkünstelte Eigenheiten des Geschmacks an, wovon sich kein Grund angeben läßt. Sie haben viele eigne Begriffe von Anständigkeit und von Unanständigkeit; ihre Schaamhaftigkeit ist, unabhängig von derjenigen, die ihnen die Religion anempfiehlt, äusserst gros.

*) Cod. Theodos. Leg. 9. Lit. 1. Leg. 15.

Drittes Hauptstück.

Von den Cerimonien vor und bey den Hochzeiten.

Da, wo die Weiber gekauft und alle Unterhandlungen mit dem weiblichen Geschlecht vor dem Tag der Vollziehung der Ehen untersagt werden, kann es keine Vorbereitungen geben. Bey einigen Wilden sezt sich der Jüngling neben das Mädchen hin; Wird ihm dies erlaubt, so ist die Verlobung ohne weitere Förmlichkeiten geschlossen.

Die vor der Hochzeit hergehende Gebräuche und Cerimonien sind unzählbar, selbst wenn man sich nur mit solchen begnügen wollte, deren Kenntniß dem Philosophen wichtig seyn könnte. Ich berühre zuerst diejenigen, die der Aberglaube ersonnen hat.

Wenn in Siam vom Heirathen die Rede ist, so legen die Eltern den Wahrsagern die Stunde der Geburt des Mädchens und des Jünglings vor, um von ihnen zu erfahren, ob die Ehe bis an den Tod bestehn werde? Antworten die Wahrsager mit Nein; so kömt die Ehe nicht zu Stande. Die Sitte der Hindostaner ist der lage der Weiber in Nordamerica ähnlich. Sobald nehmlich ein Mädchen mannbar ist, wird es von seinen Eltern verschlossen gehalten; es bleibt in dieser Gefangenschaft, und ist solang mit einem Schleyer verhüllt, den es nicht einmal vor seinem Vater ablegt, bis sich ein Freyer meldet. Da indessen nothwendig eine Epoche in ihrem Leben kommen muß, in welcher sie sich zeigen und arbeiten müssen, und der vorige Schleyer ein Zeichen von Beschimpfung ist: so werden sie aus ihrem Gefängniß losgelassen, sobald

man mit Wahrscheinlichkeit vermuthen darf, daß sich nun kein Liebhaber für sie einfinden dürfte.

Wenn man dem Labat Glauben beymessen darf; so begiebt sich jede Jungfer in Congo ein Monat lang in eine verfinsterte Cabane, wo sie sich räuchert und roth anstreicht. Die Freyer kommen alle Tage zu ihr, bringen ihr Wildpret, Geflügel oder Früchte; sie wählt sich nun denjenigen aus, der ihr am besten aufgewartet hat, oder mit welchem sie am meisten zufrieden ist. Allein diese ganze Nachricht widerspricht der Lebensart der Weiber in Congo; vermuthlich hat dieser Reisebeschreiber einen einzigen Fall in einen allgemeinen Gebrauch verwandelt.

Die Gallier gaben den Weibern viele Vorrechte. Sobald ein Mädchen mannbar war, lud der Vater die Jünglinge aus der Nachbarschaft zu einem Schmaus ein; die Tochter suchte sich den liebenswürdigsten aus, und sie bewies ihm, daß er ihr vorzüglich gefalle, durch Darreichung des Wassers. Die jungen Gallier fanden sich ohne Zweifel sehr gern bey dergleichen Gastgeboten ein; aber ihr Uebermuth mußte durch eine so erniedrigende Sitte nicht sehr gebeugt werden. Die Vornehmen und Mächtigen hatten vielleicht das Recht, ihr Schnupftuch hinzuwerfen; aber die gemeinen Weiber konnten nicht eben so verfahren.

Da man befürchten muß, daß sich der künftige Ehemann nicht gleich nach dem Verlöbniß seiner Rechte bedienen möchte; so darf auf den Molucken und auf Madera kein Jüngling seine Braut sehn, ehe er die Bedingungen des geschlossenen Vertrags erfüllt hat. Die Bucharen dürfen ihre Braut vom Tag der Verlobung an, bis zur wirklichen Vollziehung der Ehe, nicht wieder sprechen.

Der Hottentote, der mit Heirathsgedanken umgeht, sucht die Eltern des Mädchens, welches er besitzen möchte, auf; er bietet der ganzen Gesellschaft Ta-

back

back an; man sezt sich hin und raucht, und von der Hauptsache, um welcher willen man zusammengekommen, ist die Rede nicht eher, als bis sie vom Tabacksdampf trunken geworden. Alsdenn fragt der Vater des Jünglings den Vater der Tochter, ob er diese an seinen Sohn abgeben wolle? Der Antrag wird äusserst selten abgeschlagen. Wenn indessen das Mädchen an dem Jüngling keinen Geschmack findet; so bedient sie sich folgender Ausmittelung: die erste Nacht wird mit Kützeln und Kneifen hingebracht; kann sie dieser Prüfung widerstehn; so ist sie frey; ist ihr hingegen der Jüngling, welches doch meistens der Fall ist, überlegen; so muß sie ihn behalten. Der Vater überläßt also seine Tochter dem Jüngling auf eine Nacht; um ihr aber ihre Freyheit nicht ganz zu nehmen, so zwingt er sie nicht zur Heirath, wenn sie ihre Keuschheit hat behaupten können.

Die Heirathsbedingungen werden bey den Lappen nie anders als bey Brandteweinflaschen entworfen und geschlossen. Nach vielen Cerimonien und Weitläuftigkeiten besucht der Jüngling endlich sein Mädchen. Die erste Liebesbezeigung ist ein Kuß auf den Mund und ein derbes Zusammendrücken beider Nasen, ohne welches man den Grus für sehr kalt halten würde. Der Jüngling macht ihr Geschenke; will sie ihn nicht haben so wirft sie die Geschenke auf die Erde hin, und dies ist das Zeichen einer abschlägigen Antwort.

Wenn ein Ostiake über den Preis seiner Braut einig ist, der gewöhnlich hundert Rubeln beträgt; so stellt er vor, er wolle diese Summe folgendermaßen abtragen: seinen Stock schlägt er etwa zu 30, seinen Hund zu 30 und sein Garn zu 30 Rubel an, bis der Kaufpreis herauskömmt. Eben so sonderbar ist die Art, wie die Tschureaschen diesen Kaufpreis bestimmen. Der Vater des Jünglings begiebt sich zum Mädchen, wo man einige Töpfe Bier angerichtet hat. Er hält um

sie an, und beym ersten Trank, den sie zusammen trinken, wirft er einige Rubel in das hölzerne Geschirr, aus welchem der Vater der Tochter trinkt. Sobald dieser das Geld bemerkt, dankt er dem andern, und der Kauf ist geschlossen, wenn ihm die Summe ansteht. Ist hingegen diese Summe nicht gros genug, so füllt er das Geschirr von neuem an, und trinkt dem Vater des Knaben zu, der denn mehr Geld hinzufügt, bis der erstere damit zufrieden ist. Mehrentheils besaufen sich beyde so, daß sie nicht wissen, was sie thun.

Am meisten auffallend sind die Entführungen, welche man bey so vielen Völkern antrift. Bisweilen ist der Mann freylich gezwungen, seine Frau mit bewafneter Hand zu erobern, und ihre Widersezlichkeit durch Schmeicheleyen oder durch Grobheiten zu überwinden.

Wenn ein Eleute mit den Eltern einer Jungfer den Kauf geschlossen hat, so flieht diese zu ihren Freunden, um sich zu verstecken. Der Jüngling fordert sie ihrem Vater ab; erhält aber zur Antwort: sie ist die Deinige, nimm sie, wo du sie findest. Dieser sucht sie nun mit seinen Bekannten auf, nimmt sie weg und führt sie in seine Hütte, wie eine Gefangene, die er mit Gewalt erobert hat. Die Negressen, die doch weit mehr Temperament haben, treiben dasselbe Spiel. Der Jüngling kömmt, unter der Begleitung mehrerer Jünglinge von gleichem Alter, beym Mondschein nach der Hütte hin, in welcher sich seine Braut aufhält; er bemüht sich, sie zu entführen; allein diese flüchtet sich zu den Mädchen ihres Orts, die sich ihrer annehmen, sich widersetzen und ein groſses Geschrey erheben. Da dies aber ein bloſses Possenspiel ist, so endigt es sich immer damit, daß die Braut ihrem künftigen Mann in die Hände fallen muß.

Die Kamtschadalinnen legen so viele Kleider, Schuhe, Bänder, Gürtel an, daß sie sich kaum bewegen

wegen können. Der Vater der Jungfer sagt ihrem Liebhaber, nimm sie, wenn du einen gewissen Ort an ihrem Leib berühren kannst. Sie wird von Weibern bewacht; der Liebhaber wartet eine günstige Gelegenheit ab; findet er sie allein, so fällt er wütend über sie her, reißt ihr ihre Kleider und Panzer ab; kann er den Ort mit der Hand berühren, welchen man ihm angezeigt, so gehört sie ihm zu, und er führt sie in seine Wohnung. Sehr oft erhält er diesen Triumph erst nach vielen beschwerlichen und blutigen Versuchen. Denn es giebt Mädchen, die man sieben Jahre nach einander angreift, ohne sich ihrer bemeistern zu können; die Weiber, welche sie vertheidigen, fallen über den Unglücklichen, der bisweilen krumm und lahm geschlagen und verwundet wird, und sich erst heilen muß, ehe er einen neuen Angrif wagen kann. Ist er aber so glücklich, sich ihrer zu bemächtigen; so ist das Mädchen ehrlich genug, durch den feinen und weinerlichen Ton Ni! Ni! zu erkennen zu geben, daß sie nun überwunden sey. Der Liebhaber muß vorher, durch lange und beschwerliche Arbeiten, so gar die Erlaubniß, diesen Kampf vornehmen zu dürfen, erkaufen; er dient nemlich eine Zeitlang der Familie des Mädchens, welches er zu besitzen wünscht. Finden diese Dienstleistungen bey der Familie keinen Beyfall, so sind sie verloren, oder sie werden ihm doch äusserst schlecht vergolten. Ist er hingegen den Eltern anständig, so hält er um die Tochter an, und man giebt ihm nun die Erlaubniß, sie zu berühren, wenn er könne. Offenbar wollen die Kamtschadalen den Jüngling ausforschen, ob er auch das Mädchen wirklich liebe. Daher prüfen sie seine Standhaftigkeit, und sie schließen aus dem anhaltenden Muth, daß er ihre Tochter wirklich zu besitzen wünsche. Dies alles ist der Denkungsart der Kamtschadalen sehr angemessen. Da sie oft in Kriege verwickelt sind, und einander Weiber und Lebensmit-

tel wegstehlen; so muß der Mann seine Frau zu schützen und zu vertheidigen wissen.

Wenn eine Grönländerin gefreyet wird, so wird sie oft unsichtbar; sie flieht in die Gebirge, schneidet sich die Haare ab; wenn sie aus Verzweifelung einmal so weit gegangen ist, so darf sie der Jüngling nicht mehr verfolgen; nun suchen sie die Weiber auf, sie schmeicheln ihr, und führen sie gutwillig oder durch Zwang zu ihrem Liebhaber. Will sie sich noch immer nicht bequemen, so fügt man Schläge hinzu; entfernt sie sich zum zweytenmal, so muß sie sich wider ihren Willen die Verbindung gefallen lassen. — Die Weiber in Grönland sind höchst unglücklich; sie wünschen nicht im Ehestand zu leben. Da aber dem Vater daran gelegen ist, daß ihm der Verkauf seiner Tochter etwas einbringe; so darf man sich nicht wundern, wenn er bey der Fruchtlosigkeit gütiger Zuredungen zum Zwang seine Zuflucht nimmt. Es scheint, diese unglücklichen Mädchen scheuen eigentlich blos die Sclaverey des Ehestandes. Hiezu kömmt: man hat vielleicht aus einer bloßen Cerimonie ein Fest zum Vergnügen gemacht. Barbarische Völker, die keine Geschäfte haben, verwandeln ihre Gebräuche gern in Farcen. Dergleichen Possenspiele werden mit der Zeit blutig, ohne daß man sie abschaffen mag. Dergleichen Menschen lieben die Schauspiele, in welchen Schlachten vorgestellt werden; und durch diesen Umstand allein erhalten sie einen neuen Grad von Interesse.

Im Königreich Futa begeben sich die beyden Väter, nachdem sie über den Kaufpreis einig geworden, nebst dem Jüngling, aber ohne die Tochter, zum Priester, und man verheirathet sie, ohne daß sie bey der Cerimonie gegenwärtig ist. Der Jüngling muß sie nachher aus ihrem Hause abholen; aber ihre versammleten Verwandten machen ihm den Eingang streitig. Hierauf versucht ein Freund des Bräutigams sie durch

Ge-

Geschenke zu hintergehn; er nimmt die Jungfer auf den Rücken, wenn man gleich darüber schreyet und winselt. Sie kömmt auf diese Weise an, ohne von ihrem Mann gesehn zu werden; weil sie in den drey ersten Jahren vor ihm nicht anders, als verschleyert erscheinen darf. Wenn diese Zeit verflossen ist; so dürfen diese elenden Sclavinnen erst ihren Männern ihr Angesicht zeigen.

Der Aberglaube hat noch sonderbarere Gebräuche aufgebracht, welche ich aufzählen muß, ohne ihre Gründe erforschen zu können. Wenn ein Izcatian heirathen wollte, so zeigte er sich den Priestern; er bestieg die Spitze des Tempels; ein Priester schnitt ihm die Haare ab und rief laut aus: Dieser will heirathen! Nun muste er mit der grösten Geschwindigkeit wieder herunter steigen, um sich des ersten Weibes zu bemächtigen, welches ihm begegnen würde, und ein solches war nun seine Frau.

Ausser diesen kindischen und lächerlichen Cerimonien findet man auch einige Scenen, die wirklich rührend sind. Der Abschied der Braut, ihr künftiges Schicksal, die Regungen der Schaamhaftigkeit, und andre Umstände mehr machen gefühlvolle Gemüther traurig. Bey den Indianern in Terra firma schließt sich der Vater oder der nächste Anverwandte des Mädchens sieben Nächte lang mit ihm ein, um ihm seinen Schmerz zu beweisen, welchen er bey seiner Trennnng fühle. In der Gegend von Tobolsk versammlen sich Weiber und Mädchen am Hochzeitstag bey der Braut und beweinen ihre Jungfrauschaft. Auf Malabar begiebt sich die Braut in eine Einöde, wo sie eine Stunde lang den ihr bevorstehenden Verlust ihrer Keuschheit beklagt.

So weit von den Vorbereitungen; ich komme jezt zu den mit den Heirathen vergesellschafteten Cerimonien. Hier kann man füglich die allegorischen und

mora-

moralischen von religiösen oder auch von den Cerimonien absondern, welche sich auf die Schaamhaftigkeit beziehn. Ausser diesen giebt es noch viele, die als Zeichen der Sclaverey zu betrachten sind, und auch viele, die unter keine von diesen Abtheilungen gebracht werden können, weil sie gar keinen bestimmten Zweck haben.

Die Allegorien sind bald glücklich, bald weniger glücklich ausgedacht; sie richten sich nach dem Zustand der Nation, von welcher sie ersonnen werden. Die Tlascalaner bescheren die verlobten Jünglinge, um ihnen anzudeuten, daß sie nun den Vergnügungen der Kindheit entsagen müßten. Die Lappen zeigten sich, vor der Einführung des Christenthums unter ihnen, den Priestern nicht, sondern sie verheiratheten sich selbst in einer Hütte; die ganze Cerimonie bestand darinnen, daß einige Funken aus einem Feuerstein geschlagen wurden; dadurch deuteten sie den Zweck der Ehe an. So wie nemlich ein Stein Feuer giebt, wenn er mit einem andern Stein zusammengeschlagen wird; eben so giebt es in den beyden Geschlechtern ein Principium des Lebens, welches sich durch ihre Vereinigung entwickelt. Diese Erklärung giebt Regnard in seiner Reise. Bey den Nicaraguas führte ein Priester die Verlobten an der Hand nach einem großen Feuer, und sobald das Feuer verlosch, war die Cerimonie zu Ende. In Schweden und in Dännemark macht man der Frau ein Geschenk mit einem Schwein, einem Schaaf und einer Kuh; dem Mann hingegen schenkt man ein Füllen, einen Hund, eine Katze oder eine Gans. Das Schwein ist unreinlich, das Schaaf träge, die Kuh faul, das Füllen unbesonnen, der Hund zänkisch, die Katze falsch, die Gans dumm. Vermuthlich will man den Verlobten die Lehre geben, daß sie sich für diesen Eigenschaften hüten sollen. Die Böotier führten die Frau auf einem Wagen, dessen Deichsel man ver-

brannte,

brannte, zu ihrem künftigen Mann, um ihr zu verstehn zu geben, daß sie nun nicht wieder nach ihres Vaters Haus zurückkehren könne.

Die Obrigkeiten munterten ihre Unterthanen zum Heirathen und zur Bevölkerung des Landes auf. Im Alterthum hielten sich die Weiber zu Pferde an ein gewisses sehr großes Glied eines Priaps *); die Weiber opferten dem Gott Tetinus in derselben Absicht. Diese Allegorie schien andern Völkern noch nicht ausdrucksvoll genug zu seyn; daher beten die Hindostanerinnen um Pondichery ein hölzernes Götzenbild an, und sie opfern ihm am Tage der Hochzeit ihre Jungfrauschaft.

Man brachte an andern Oertern der Juno Opfer; man opferte ihr aber weder die Galle noch die Eingeweide der Thiere; weil in der Ehe weder Galle noch Bitterkeit vorkommen soll. Die Männer berührten Wasser und Feuer, als die zwey Elemente, welche zum Leben unumgänglich nothwendig sind. Man steckte sie in ein Joch; daher das Wort Conjugium. Die Macedonier hieben beym Hochzeitsschmaus ein Brod entzwey; die eine Hälfte übergaben sie dem Bräutigam, die zwote der Braut. Bey den Römern sezte sich die Frau mit den Haaren eines alten Mannes auf; diese Haare mußten mit dem Eisen von einem Degen gekräuselt werden, womit ein Fechter durchboret worden. Die Lehre, welche hierinnen lag, war diese: die Frau muß mit ihrem Ehemann so genau verbunden seyn, wie der Degen es mit dem Fechter war. — Die Priester der Perser streuten Reis über die Verlobten aus, und wünschten ihnen eine große Anzahl Kinder. Die Sicilianer haben dieselbe Gewohnheit angenommen.

*) *Augustinus* De Civit. Dei. VI. 9. *Arnobius* IV. *Lactantius* I.

Lange waren die Ehen bloße bürgerliche Verträge. Um sie mehr zu heiligen, machte man das höchste Wesen zum Zeugen von den wechselseitigen Angelobungen der Eheleute, und man fügte dieser Feyerlichkeit einige Cerimonien bey, wodurch die Imagination gerührt wurde. Ich werde die hieher gehörigen religiösen Cerimonien, von welchen so viele Bücher handeln, hier nicht wiederholen, noch einen Faden zeigen, der uns durch die Irrthümer des Aberglaubens durchhelfen könte. Die Alten erdichteten eine Menge Götter. Die Gottheiten Subigus, Prema, Pertunda, Persica, und viele andre stunden dem Beyschlaf vor, und man kann sich über den Detail von Verrichtungen nicht genug wundern, welche ihnen aufgebürdet wurden *). An den Luperkalien ließen sich die unfruchtbaren Weiber von den Priestern prügeln. Man hielt bey der Nacht oder bey Tagesanbruch Hochzeit, um bösen Vorbedeutungen weniger ausgesetzt zu seyn. Lauter Ausschweifungen des menschlichen Verstandes.

Hier sind noch einige von den allersonderbarsten Cerimonien. Die Korjaken legen neben die Braut Steine in das Brautbett, welche sie ankleiden und wie die Weiber streicheln. Am Vorgebirge der guten Hofnung setzen sich die Hochzeitsgäste in einen Kreis hin; der Mann hockt im Mittelpunkt, und die Frau gleichfalls in einem andern Kreis, welchen die Weiber schließen. Der Priester bepißt zuerst den Mann, der den Urin in die Furchen laufen läßt, welche in das Fett, womit sein Körper eingeschmiert ist, gezogen sind. Von ihm begiebt sich der Priester zur Frau; dann

*) Saturnus, ut semen conferret; Liber et Libera, ut semen emitterent, hic viris, illa foeminis; Janus, ut semini in matricem commeanti januam aperiret; Juno et Mena, ut flores menstruos regerent ad foetus concepti incrementum; Vitunus, ut vitam daret; Sentinus, ut sensum, etc. S. *Meursii* Syntagma de puerperio.

dann kehrt er wiederum zum Mann zurück. Da die Hottentoten so sehr oft bey ihren Cerimonien Urin gebrauchen, so muß eine so befremdende Gewohnheit irgend einen physischen Grund haben. Bekanntlich ist der Harn, durch seine Wärme und Salze, zur Reinigung eines schmutzigen, besonders mit Oel und Fett beschmierten Körpers sehr tauglich; Bauern und gemeine Leute bedienen sich bisweilen auch unter uns desselben zu diesem Zweck. Vielleicht hat nun das schmutzigste unter allen Völkern auf dem Erdboden sich auch blos deswegen an den Urin gehalten, um sich dadurch besser zu saubern. Diese Idee wurde in der Folge entstellt.

Wenn ein Einwohner von Golconda heirathet, so breitet der Bramine ein Tuch aus, unter welches der Bräutigam ein Bein steckt, er drückt seinen Fuß an den Fuß der Braut, die sich in derselben Stellung befindet. Der Marabute läßt die Negern ein wenig Sand verschlucken und befiehlt ihnen, in der folgenden Nacht die Hochzeit zu vollziehn, und zwar auf einem weissen Bocksfell, damit man erkennen könne, ob das Mädchen noch Jungfer gewesen. In den meisten Cantons von Guinea, und besonders in Issini verschluckt die Frau noch ausserdem den Fetischen, als Gewährsmann ihrer Treue. Die Abyssinier schlagen bey der Kirchenthüre ein Bett auf, und auf diesem Bett erhalten sie den Hochzeitsseegen. Anderson versichert, daß in Island bey der Trauung die Priester, die Verlobten, und alle Anwesenden so viel Brandtewein trinken, bis sie nicht mehr auf den Beinen stehen können; Horrebow hingegen behauptet, man trinke blos, wenn man nach dem Hause wieder zurückkehre. Bey den Persen lassen zwey Priester das Ehepaar um Mitternacht zu Bette gehn; der Priester des Mannes frägt die Braut, indem er ihr einen Finger auf die Stirne sezt, ob sie sich an diesen Mann verheirathen wolle?

Dieselbige Frage thut der Priester der Braut an den Bräutigam. Wenn mit Ja geantwortet wird, so streuen sie Reis über sie aus und bitten Gott, er möge sie vermehren, wie das Korn zur Zeit der Erndte.

Es giebt indessen Völker, welchen die Anwesenheit des Priesters bey der Hochzeitscerimonie gar nicht nothwendig zu seyn scheint, sobald sie keinen finden können. Sehr oft boten die Kamtschadalen den Cosacken, die sich bei ihnen niedergelassen, ihre Töchter an; die Cosacken versprachen auch, daß sie sie heirathen wollten, sobald der Priester ankommen werde. Da aber im ganzen Land nur ein einziger Priester vorhanden war, der seine Gemeinden nur alle zwey Jahre einmal besuchte; so wurde die Trauung auch erst bey seiner Ankunft vollzogen, wenn gleich die Eheleute schon lange im Ehestand gelebt, so daß er am Tage der Hochzeit oft auch die Kindtaufe verrichten mußte.

Es folgen die Cerimonien, welche sich auf die Schaamhaftigkeit beziehen. Ich will drey weit voneinander entfernte Völker anführen, die bey ihren Hochzeiten eine der Schaamhaftigkeit sehr zuwiderlaufende Sitte befolgten. Auf den balearischen Inseln vermischten sich, dem Diodor zufolge, (V. 14.) nach der Malzeit zuerst die Verwandten und Freunde mit der Braut; das Alter entschied, wer sich ihr zuerst nähern solle; der Bräutigam aber war allemal der lezte. Eben dieser Gebrauch war vormals auch in Irland üblich. Bey den Nasamäern begab sich die Frau nach der Hochzeit zu einem jeden, der der Hochzeit beygewohnt hatte, und ein jeder beschlief sie und machte ihr ein Geschenk. Was soll man hievon sagen? In vielen Ländern wird die Keuschheit nicht für eine Tugend gehalten; man überläßt sich die Weiber wechselsweise aus Höflichkeit zur zeitigen Nutzung. Es giebt so gar Länder, wo man mit allen Weibspersonen, bis auf den Tag ihrer Hochzeit, ohne Unterschied zusammen lebt;

lebt; und es wäre daher wol möglich, daß man durch eine solche Gestattung die Gäste für den Verlust schadlos zu halten sucht, den sie jetzt leiden. Endlich ist es auch begreiflich, daß die Weiber eine so viehische Ausschweifung unmöglich würden ausdauern können, wenn die Anzahl der Gäste beträchtlich wäre.

Von den Priestern in Cumana wird im Purchaß gesagt, daß sie den verlobten Mädchen die Jungfrauschaft zu nehmen pflegen.

Die Fasten einiger Völker am Hochzeitstag, oder an den ersten Tagen nach der Hochzeit, haben verschiedene Ursachen; es sind nicht immer Befolgungen der Religionsvorschriften. Bey einigen Indianern in Neufrankreich sprechen die Eheleute am Hochzeitstage wenig miteinander, ja sie thun nicht einmal den Mund auf, sondern grunzen nur, daß die Schaamhaftigkeit ihnen diese Verschwiegenheit zur Pflicht mache. In der Bucharey sehn sich die Verlobten während der Hochzeitscerimonie gar nicht; der Jüngling begiebt sich zur Braut ins Bett in Gegenwart vieler Matronen und angekleidet; er hält sich nur einen Augenblick bey ihr auf; und diese Fane wird drey Tage wiederholt; in der dritten Nacht endlich genießt er die Rechte des Ehestandes. Ehedem legten sich Mann und Frau in Rußland am hellen Tag ins Bett; vor der Schlafkammer stand ein Bedienter, der das Zeichen gab; und der Augenblick der Vollziehung der Hochzeit wurde durch Trompetten und Pauken verkündigt.

Man verfiel darauf, die Betttücher oder das Hemd der Frau am nächsten Morgen nach der Hochzeit in einem feierlichen Aufzug umherzutragen, und man glaubte, kein Mensch würde eine solche öfentliche Entehrung zu hintergehn wagen. Allein durch Betrügereien ist auch dieses Mittel untauglich geworden, welches übrigens die am weitesten gehende Entdeckung ist, die unter den heissen afrikanischen Him-

melsstrichen gemacht worden. Die schuldigen Frauensperſonen werden in jedem Canton mit mehr oder weniger Strenge bestraft. Einige begnügen sich damit, daß sie sie wegjagen, ohne jene Procession anzustellen; Andre hingegen sind unbarmherziger; sie machen die Schande der geschändeten Dirne durch einen feierlichen Aufzug allgemein bekannt.

Die polnischen Cosacken sind darinnen eben so streng; sie stellen diese Untersuchung sogar mit mehr Genauigkeit an. Wenn sich die Braut zu Bett begeben will, so wird sie von einigen ihrer Verwandtinnen nackt ausgezogen, sie suchen in den Ohren, den Haaren, ja sogar zwischen den Zehen nach, ob sie nicht Blut oder eine Nadel bey sich habe. Wenn sie sich hingelegt hat, so tanzen alle Hochzeitgäste in der Schlafkammer zu gleicher Zeit. Die Tänze werden wiederholt, wenn die Braut seufzt oder Zeichen von Freude giebt. Hierauf steht die junge Ehefrau wieder auf, und zeigt ihr Hemd vor. Findet man die Zeichen der Jungfrauschaft, so wünscht man ihr Glück, und am folgenden Morgen wird dies Hemd durch die ganze Stadt feierlich herumgetragen.

Was endlich die Cerimonien betrift, welche ihre Beziehung auf die Sclaverey haben; so werde ich mich darüber kürzer fassen können, nachdem ich oben diesen Gegenstand ausführlich abgehandelt habe. Auch am Hochzeitstag mußte man indessen die Weiber daran erinnern, daß sie Sclavinnen sind. Die Nordamerikaner schenken ihrer Braut nichts weiter, als einen Riemen zum Lasttragen, einen grossen Kessel und einen Bratspies. Die meisten Negern führen die Frau an der Hand in ihre Häuser ein; sie befehlen ihr aber auf der Stelle, Holz und Wasser zu holen und das Essen zu bereiten; sie gehorcht ehrerbietig; der Mann sezt sich zu Tisch; sie speiset erst, wenn er abgespeist hat, und wartet in der Stille ab,

daß

daß sie zum Schlafen gerufen werde. Wenn in Decan ein Jüngling seine Geliebte freyet; so hat er ein Paar grosse und dicke fesselnartige Armbänder bey sich; diese legt er der Frau an beyde Beine, und giebt ihr dadurch zu verstehn, daß sie nun gefesselt sey. Das Halsband der Weiber in Macassar ist eine kleine goldne Kette, die ihnen am Tage nach der Hochzeit mit vielen Umständen überreicht wird, damit sie sich immer ihrer Dienstbarkeit erinnern mögen. Die Russen gaben ihre Herrschaft über die Weiber noch deutlicher zu erkennen, indem sie der Braut während der Trauung ein Paar Peitschenhiebe versezten und ihr sagten, wirst du künftig nicht gehorchen, so wirst du von deinem Mann gezüchtiget werden. Man hat, seitdem die Persianischen Briefe herausgekommen, immer gesagt, daß die Russischen Weiber es gern sehn, wenn sie von ihren Männern geprügelt werden, daß diese Prügel ein Beweis von Liebe seyen, daß sich der Mann um seine Frau verdient mache, weil er sie bessere, und daß er sie dagegen verachte, wenn er sich nicht mit ihr abgeben wolle. Dieser Spaß des Herrn von Montesquieu hat den Gebrauch, den ich eben genannt habe, ganz entstellt.

Bey einigen barbarischen Völkern sind die Cerimonien dieser Art grausam. Den Brasilianerinnen z. B. wurden am Tage ihrer Hochzeit Einschnitte auf den Rücken gemacht; sie sollten dadurch abgehärtet und zugleich ihnen angedeutet werden, daß schwere Arbeiten auf sie warteten.

Zum Beschluß will ich nun noch die übrigen Heirathsgebräuche anführen, die nicht wohl unter eine von den vorigen Klassen gebracht werden können. Aus wie vielen durchaus verschiedenen Gesichtspunkten wird der Ehestand von den verschiedenen Völkern angesehn! und welch eine Menge sonderbarer Cerimonien mußte nicht blos aus diesen verschiedenen Ideen der Menschen

entstehn! Wenn die Menschen einmal die niedrigen Stufen der Barbaren verlassen haben, so scheint ihnen die Vereinigung zweyer Personen, die sich kaum kennen, Kinder mit einander erzeugen und zusammen leben sollen, ein so merkwürdiger Vorfall zu seyn, daß eine jede Nation diesen Tag, nach ihrer Weise, verherrlicht. Diese Feierlichkeiten sind bisweilen vernünftig, bisweilen beleidigen sie die Vernunft und den guten Geschmack, oder sie haben noch alle grobe Rusticität der Wilden; und die leztern können uns demohngeachtet gefallen, weil die unverdorbene Natur in ihnen waltet.

Die Männer auf der Insel Kos legten am Hochzeitstag Weiberkleider an. Hierüber läßt sich blos einiges muthmassen. Die Venus hatte auf den griechischen Inseln viele Tempel; vielleicht kleideten sich nun die Verlobten deswegen in gleiche Kleider, damit sie der Göttin der Liebe gemeinschaftlich opfern möchten. — Junge Mädchen sind noch selten in die Geheimnisse der Liebe eingeweiht. Um ihnen diese bekannt zu machen, hat man in verschiedenen Ländern verschiedene Mittel angewandt. Auf Kos wurden so feine Zeuge verfertigt, daß die Blösse durchschimmerte; die Weiber trugen dergleichen vorzüglich an ihrem Hochzeitstag, und vielleicht bedienten sich die Jünglinge an diesem Tag derselbigen Kleidung zu derselbigen Absicht.

Bey den Hochzeitsfeierlichkeiten der Kamtschadalen kleiden sich die Männer und besonders der Bräutigam ganz nackt aus. Was mag der Grund davon seyn? Die Wilden legen die Kleider überhaupt gern ab, entweder um ihrer Bequemlichkeit willen, oder um sich in den Zustand zu versetzen, der ihnen doch so sehr natürlich scheinen muß. Ausser dieser allgemeinen Ursache können sie wol noch einen besondern Grund haben, der blos auf die Hochzeit geht. Die Ideen vom Vergnügen der Liebe drängen sich nemlich, zu einer

ner solchen Zeit, in grosser Menge herzu, und dergleichen Menschen drücken sie ohne Rückhalt aus, weil sie weder Schaam noch Zwang kennen.

Die ägyptischen Juden kleistern die Augenlieder der Braut am Hochzeitsmorgen mit Kleister zusammen, und sie werden wieder geöfnet, wenn sie zu Bette gehn wollen. Dies ist vermuthlich ein geheiligter Aberglaube der Cabala oder der neuern Rabbinen. — Zu Macassar bringen die jungen Eheleute drey Tage und drey Nächte in einer kleinen finstern Kammer zu, die nur von einer Lampe erleuchtet wird. Da sie nicht einmal zur Stillung ihrer natürlichen Bedürfnisse die Kammer verlassen dürfen; so muß sich ein altes Weib bey der Thüre aufhalten und ihnen alles darreichen, was sie verlangen. Während dieser Zeit belustigen sich die Anverwandten und Freunde. Ehe die Eheleute aus ihrem Gefängniß gelassen werden, bringt ein Bedienter ein Stück Eisen herbey, auf welches geheimnisvolle Charaktere eingegraben worden; beyde Eheleute setzen ihre Füße auf das Eisen und ein Eimer Wasser wird ihnen über den Leib gegossen. Mittelst dieser Cerimonie sucht man die Eheleute an einander zu gewöhnen, und man hält sie deswegen einsam und eingeschlossen, damit sie über die Beschwerlichkeiten desjenigen Zustandes ernstlich nachdenken mögen, in welchen sie sich jezt begeben.

Eine sinesische Braut wird an ihrem Hochzeitstag mit vielem Schmuck in eine Kutsche eingeschlossen; ihr Heirathsgut und die Aussteuer werden ihr nachgetragen; die Gäste folgen dem Wagen mit Fackeln und Musik; ein treuer Bediente hat den Schlüssel zum Wagen, den er an den Bräutigam abgiebt, welcher seine Braut an der Thür seines Hauses erwartet. Dieser öfnet nun den Wagen, und gefällt ihm das Mädchen nicht, so schickt er es wieder zurück. Diese Cerimonie zeigt gewis eine Art von Ablieferung der Frau

an den Mann an. Die Sinesen und einige andre Völker beladen die unbedeutendsten Verrichtungen mit einer Menge von Umständen, und sie suchen die gleichgültigsten Dinge durch einen Anstrich von Grosheit zu erhöhen.

Die Javaner haben eine erhebliche Gewohnheit, die den alten Patriarchen ursprünglich zugehört zu haben scheint. Der Bräutigam und zwey Brautführer steigen auf eine kleine Bank, die einen Fuß hoch und sechs Fuß lang ist; die Sclaven ziehen einen Vorhang vor ihnen her, hinter welchem sie versteckt sind. Der Vater der Braut trägt seine in Windeln eingewickelte Tochter auf seinen Armen zum Bräutigam. Nach einigen Cerimonien zieht der Bräutigam den Vorhang weg, er nimmt die Braut von den Armen ihres Vaters, und flieht mit ihr. Die Brautführer helfen ihm aufs Pferd. Wenn er zu Hause angekommen, versteckt er seine Frau sorgfältig, ohne ein Wort zu sagen und ohne diejenigen zu belohnen, die ihn begleiteten.

Am Schmuck der Verlobten, wie er bey verschiedenen Völkern gebräuchlich ist, würde sich vielleicht ohne Mühe irgend eine philosophische oder moralische Seite auffinden lassen, wenn ich hier darauf Rücksicht nehmen dürfte. Ich will blos die Gewohnheit der Türken anführen. Die nächsten Verwandten der Braut begleiten sie ins Bad mit brennenden Pechfackeln; hierauf färben sie ihre Haare, Nägel, die flache Hand, die Füße und Ferse roth.

Mit der einbrechenden Hochzeitsnacht hören die Possenspiele in vielen Ländern noch nicht ganz auf. Es ist noch nicht lange her, daß die Braut in Polen am Abend ihre Klagen und Gewinsel anfangen mußte, weil man sonst geglaubt hätte, daß ihr das Kleinod, welches sie nun bald verlieren sollte, eben nicht sehr theuer und werth seyn müsse.

Viertes Hauptstück.

Von den Kreuzigungen des Fleisches nach der Hochzeit.

Man kannte anfänglich keine andre Art von Enthaltsamkeit nach der Hochzeit, als diejenige, die uns die Natur selbst zur Pflicht macht. Nachdem aber die Ideen von Feinheit und Anständigkeit mehr in Umlauf kamen, so wurden diese auch auf die Heirathen angewandt.

Viele Völker in Nordamerika bringen das erste Jahr der Ehe hin, ohne sie zu vollziehn. Die Frau würde es für eine Beschimpfung ansehn, wenn man ihr vor Ablauf des ersten Jahres diesen Antrag thun wollte; sie würde sagen, man habe ihre Verbindung nicht aus Achtung für sie, sondern aus fleischlicher Lust gewünscht. Wenn gleich die Eheleute beysammen schlafen; so hält man doch Wächter, welche sie bewachen, und vor ihrer Hütte ein großes Feuer unterhalten. Dieses Factum wird von vielen Reisebeschreibern bekräftigt; gleichwol streitet es mit den natürlichen Empfindungen, und es scheint wenigstens übertrieben worden zu seyn. Man muß indessen bedenken, daß die Amerikaner gegen die Eindrücke der Liebe wenig empfindlich waren; sie gaben sich während des Krieges mit keiner Frau ab; nie haben sie eine gefangene Europäerin gemißhandelt, und es hat vielleicht gar einige Individua gegeben, die erst lange nach der Hochzeit ihre Weiber umarmten. Daß sie sich für beschimpft, und die frühern Zumuthungen des Mannes für Grobheiten halten konnten, mag davon herrühren, daß im Kopf der Wilden bisweilen sehr schaamhafte und feine Ideen einzeln aufsteigen können; an ein geflissentliches

liches Künsteln an Feinheit ist gar nicht zu denken. Bey ihnen kann ein bloßer unglücklicher Zufall, der sich einmal im ersten Jahr der Ehe ereignet haben mag, zureichen, um einen solchen Gebrauch der Enthaltsamkeit allgemein einzuführen. Endlich muß man auch fragen, ob die Gesetze diese Sitte befohlen haben? Ist das nicht, so wird man schwerlich eine Allgemeinheit derselben behaupten dürfen. Gab es wirklich dergleichen Verordnungen, so darf man vermuthen, daß sie sehr oft übertretten wurden; weil es unmöglich ist, daß alle Eheleute ein ganzes Jahr hindurch bewacht werden können.

Die Enthaltsamkeit der Bewohner vom südlichen Amerika dauerte eben so lang. Wenn nemlich ihre Frauen geboren hatten, so sahen sie sie erst nach drey Jahren wieder. Hier lagen vielleicht Gesundheitsrücksichten zum Grund; durch ihren schlechten Gesundheitszustand wurden vielleicht die frühern Umarmungen gefährlich. Es kann seyn, daß der gewöhnliche Blutfluß bey den Weibern nicht ordentlich erfolgte, daß sich diese Unreinigkeiten mit der Blutmasse vermischten, oder in den Geburtstheilen aufhäuften; in jedem Fall war der Beyschlaf zu wiederrathen. Auf solche Weise trug alles dazu bey, die Männer von den Weibern zu entfernen und die Bevölkerung zu verhindern. Ferner die Amerikaner waren immer in Kriege verwickelt; durch die ehelichen Umarmungen wurden sie geschwächt; sie waren nicht mehr im Stand, sich zu vertheidigen, und sie bemüheten sich daher von freyen Stücken, ihre ohnehin schwachen Leidenschaften der Liebe noch mehr zu bezähmen.

In andern Ländern will man die Schaamhaftigkeit der Weiber schonen; diese ergeben sich nicht, als nach langen Bemühungen, um dadurch die Liebe der Männer zu befeuern. Die Hindostanerinnen versagen ihren Männern, mehrere Monate lang, die ersten

Gunst-

Gunstbezeugungen der ehelichen Liebe; der Capitain Keeling war bey einem Feste zugegen, welches der König von Bantam anstellte, um einen Triumph dieser Art zu feiern.

Der schmackhaftere Genuß des Vergnügens selbst, so wie auch die Gesundheit empfahlen gleichfalls eine Mäßigung. Daher war es bey den Alten gewöhnlich, daß ein Ehemann seine Frau, eine lange Zeit hindurch, nur heimlich, und so zu sagen verstohlner Weise zu sehn bekam. Ein zu leichter und zu ruhiger Genuß sollte ihre Begierden nicht zu sehr schwächen.

Die Schaamhaftigkeit erröthete bey der Leistung der ehelichen Pflicht; die Männer, die das Vergnügen der Liebe genossen, glaubten daher, zu gewissen enthaltsamen Kreuzigungen verpflichtet zu seyn. Wenn eine Algiererin geheirathet hat; so verschleyert sie ihr Gesicht, und geht den ganzen ersten Monat nicht aus. Die jungen Eheleute in Babylon badeten sich am frühen Morgen; sie mochten, vor der Vollbringung dieser Cerimonie, gar nichts anrühren.

Aus der Betrachtung der Natur lernen wir, daß die Fortpflanzung unsers Geschlechts der Wille des Schöpfers ist. Die bürgerlichen und religiösen Gesezgeber haben daraus ein Gesez gemacht. Gleichwol stößt man in der Geschichte des menschlichen Geistes auf eine Menge von Schwärmern, die dies mißbilligen. Die Marcionten, die die Materie für böse hielten, mochten nicht heirathen, um die Welt nicht mit Materie anzufüllen; sie glaubten, daß man, durch Erzeugung eines Kindes, die Materie schaffe, aus welcher es besteht. Mehrere Ketzer des Alterthums sahen die Vereinigung beyder Geschlechter für sündlich an, und verfluchten ihre eigne Geburt. Theologische Spitzfündigkeiten führten andre irre; man hat sehr oft so geschlossen: man muß beständig beten; nun aber verträgt sich die Verbindung mit einem Weib

nicht

nicht mit dem Gebeth; der Ehestand ist folglich Sünde.

Die Hitze gelehrter Zänkereyen und der Geist der scholastischen Theologie führten die Lehrer auf allerhand Abwege; sie untersuchten Fragen, die so schmutzig sind, daß man sie nicht gut wiederholen kann. Man kann hierüber den Santhez, die Casuisten und die spanischen Theologen zu Rath ziehn.

Fünftes Hauptstück.

Von der Gemeinschaft der Weiber. — Von der Vielweiberey.

In der Kindheit der Völker gehören die Weiber allen Männern gemeinschaftlich zu. Diese Gemeinschaft findet bisweilen vor, bisweilen nach der Hochzeit statt. Jeder Massegete mußte heirathen; aber die Weiber waren ein gemeinschaftliches Eigenthum der Nation. Wenn ein Mann einer Frau begegnet, die ihm gefiel; so sezte er sie in seinen Wagen, und pflanzte einen Köcher auf die Deichsel. Ein ähnliches Leben führten die Ichthyophagen. Strabo scheint zu glauben, es habe bey einigen arabischen Stämmen in jeder Familie nur eine einzige Frau gegeben, welche von den Männern nach der Reihe umarmt wurde. Der erste, der sich zu ihr begab, hielt die übrigen durch ein gewisses Zeichen ab. Bey den Trogloditen hatten nur die Hordenhäupter ihre Frauen für sich. Wenn sich indessen einer von ihren Unterthanen mit ihnen befaßte; so büßte er sein Vergehn durch die Abgabe eines Schaafs.

Damals machte das die größte Verwirrung, daß man wissen wollte, wem die Kinder zugehören. Die Ausen führten ihre Kinder in die Volksversammlung;

der war ihr Vater, an den sie sich zuerst wendeten. Die Garamanter übergaben die Kinder demjenigen, welchem sie am meisten ähnlich waren *). Der Aufschneider Diodor berichtet sogar, daß die Taprobaner alle Kinder mit gleicher Sorgfalt und Zuneigung erziehn, und daß dies Volk die Säugammen sehr oft bey den Kindern abwechseln ließ, damit die Mütter vergessen möchten, welche Kinder ihre eigene seyen.

Die Alten kannten das scheusliche Uebel nicht, welches die Principien der Zeugung vergiftet; aber eine so allgemeine Ausschweifung mußte den Weibern andre Krankheiten zuziehn; diese mögen beschaffen gewesen seyn, wie sie wollen, so mußten sie doch ansteckend werden. Diese Bemerkung erhält durch einen sonderbaren Vorfall ihre Bestätigung. Amithis nemlich, die Tochter des Xerxes I. war sehr liederlich; sie zog sich durch ihre Ausschweifungen eine unheilbare Krankheit zu; Apollonides, ihr Arzt und Geliebter, wollte sie nicht wieder besuchen; sie fürchtete, an ihren Vergnügungen Abbruch zu leiden, wenn ihr Zustand zum allgemeinen Gerede werden sollte; sie liess daher den Arzt gefangen nehmen und lebendig begraben.

Diese Gemeinschaft der Güter kömt blos bey ganz kleinen Völkerschaften vor und sie kann sich auch nicht lange erhalten. Denn die mit ihr verknüpften Unordnungen stören nothwendig die gemeine Ruhe zu sehr, als daß eine solche Gesellschaft lange bestehen könte. Man darf daher den Geschichtschreibern, welche dergleichen Berichte aufgezeichnet haben, nicht Glauben beymessen, sondern man muß ihre allgemeinen Sätze in einzelne Facta verwandeln. Die Beobachtungen, welche von den Reisenden auf Otaheite gemacht worden, klären uns diesen Punkt hinlänglich auf. Die Bewohner dieses Eilandes folgen, ehe sie sich

*) *Pomp. Mela.* III. 3.

sich verheirathen, ihren Lüsten nach Gutdünken Wird aber eine Frau geschwängert, so muß der Thäter sie heirathen. Nun ist es natürlich, daß dadurch Mann und Frau aus der allgemeinen Gesellschaft und Gemeinschaft gleichsam austretten, und sich zusammen halten, um das Kind erziehn zu können.

Endlich hat man auch die Gemeinschaft der Weiber sehr oft mit solchen Ausschweifungen verwechselt, die die Männer aus Nachsicht zugeben. So führten z. B. die Illyrier ihre Weiber in die Versammlungen, deren Absicht der Genuß der Liebe war; sie erlaubten ihnen, sich diejenige Mannsperson auszusuchen, die ihnen am besten gefallen würde *). Sogar in Rom war es erlaubt, daß ein Mann seine Frau an einen andern verlieh.

Der zweite Gegenstand dieses Abschnitts betrift die Polygamie. Diese wird gewöhnlich erst lange nach den ehelichen Verbindungen eingeführt; Man muß reich oder angesehn seyn, um sich mit mehr als einer Frau belästigen zu können. Wenn die Cultur schon sehr grosse Fortschritte gethan hat; so findet man bey allen Völkern eine Art von Vielweiberey. Selbst da, wo die Gesetze jedem Mann nur eine einzige Frau gestatten, nimmt man die gesezwidrigen Ausschweifungen zu Hülfe.

Nur wenige Religionen verbieten die Vielweiberey. Die bürgerlichen Gesetze haben sie öfterer verstattet, als verboten. Durch das Christenthum sind die Sitten der Völker durchaus verändert worden. Man darf daher von den heutigen Gebräuchen der Europäer auf die Gewohnheiten des Alterthums keinen Schluß machen. Die Insulaner auf Timor und die meisten Negern nehmen sich so viel Frauen, als sie ernähren können; sie verkaufen sogar bisweilen ihre Kinder, um die Zahl ihrer Weiber vergrössern zu können. Bey den

*) *Athenaeus* X. 8.

den Algonkinen ist die Mehrheit der Weiber gleichfalls eingeführt. Sie theilen ihre Weiber in zwo Classen: die aus der zwoten sind Sclavinnen der Weiber aus der ersten Classe. Sonst haben die Indianer auch in allen Cantons, die sie auf der Jagd durchstreifen, Weiber; und dieser Mißbrauch kömt besonders bey den Huronen vor, welche sich ehedem mit einer Frau begnügten.

Strabo erzählt, die alten Meder seyen durch ein Gesetz gezwungen worden, wenigstens sieben Frauen zu haben, und diejenige Frau sey verachtet worden, die weniger als fünf Männer hatte. Diese beyden Aussagen stehn im Widerspruch, und es läßt sich kaum denken, daß beyde Gesetze in demselbigen Zeitraum befolgt worden. Wenn indessen diese sieben Weiber nicht beym Mann wohnten, wenn sie auch Andern zu Dienst stunden, und wenn die fünf Männer weiter nichts als fünf liebende Anbeter einer Frau waren; so fällt der Widerspruch weg. Genug, eine Obrigkeit, welche ein solches Gesetz geben könte, müßte sehr verdorben seyn.

Die alten Aegyptier nahmen so viel Frauen, als ihnen beliebte; sie betrachteten sogar diejenigen Kinder als rechtmäßig und ehelich, welche sie mit einer Sclavin erzeugt hatten.

Montesquieu hat den Grund von allen diesen Gesetzen angegeben. Ich will blos Facta erzählen, so oft ich, in Absicht auf den Geist derselben, meine Leser auf sein Werk verweisen kann. Valentinian, sagt er, erlaubte die Vielweiberey aus besondern Ursachen. Dieses Gesetz, welches unter unserm Himmelsstrich schädlich seyn würde, wurde von Theodos, Arcadius und Honorius aufgehoben. Ich meine indessen, daß die Polygamie in unserm kältern Clima zwar nicht so allgemein oder ausgebreitet seyn würde, als im Orient, daß sie aber sehr gut auch bey uns bestehn könte, wenn

die

die Sitten und die Obrigkeit sich ihr nicht widersezten. Die Ehe war in den ersten Zeitaltern der französischen Monarchie nicht auf eine Frau eingeschränkt. Clotar heirathete zwo Schwestern, und andre Fürsten haben mehr als eine Frau gehabt. Niemand heirathe, so heißt es in den Capitul. Carls des Großen (B. VII. 321.) mehr als zwo Frauen, weil die dritte überflüssig seyn würde.

Auf einer kleinen Insel finden sich nicht leicht so viel Weiber, daß man daselbst die Polygamie gestatten könte. Jeder Insulaner muß fürs erste wenigstens eine Frau haben. Daher verboten sie ehedem die Bewohner von Socotara.

In einem sehr grosen Land würde die Vielweiberey die Bevölkerung hemmen. Daher ist sie in Rußland, seit langer Zeit, bey Lebensstrafe verboten. Der Czaar selbst darf sich nicht mehr, als eine Frau nehmen; ist diese unfruchtbar, so läßt er sie in ein Kloster einsperren, und nimmt eine Andre.

Die besondern Umstände, welche die Polygamie haben veranlassen können, dürfen hier nicht berührt werden. Die amerikanischen Wilden hielten sich bey einem jeden von ihren Weibern nach der Reihe einen Monat oder eine Woche lang auf, und sie wurden in dieser Ordnung sämtlich befriedigt.

Um Streitigkeiten zu vermeiden, theilen die Negern im Königreich Futu die Nächte unter ihre Weiber; sie beobachten diese Ordnung genau; ist eine von ihnen in den Wochen, so bringen sie die ihr zugehörende Nacht allein zu.

In der Republik Tlascala mußte ein Mann von seinen Weibern erst die Erlaubniß erhalten, um seinen Beyschläferinnen beywohnen zu dürfen; und die Mauren in Maroko sehn dieselben blos bey Tage, weil sie die Nacht bey ihren Weibern zubringen müssen.

In der Türkey sind die Weiber gar nicht eifersüchtig, wenn der Ehemann sie wöchentlich einmal in sein Bett aufnimmt. Dies wird im Gesetz anbefohlen; die Frau kann auf Ehescheidung dringen, wenn sie beweisen kann, daß der Mann eine Woche lang seine eheliche Pflicht nicht erfüllt hat.

Es wird erzählt, daß die Unterwürfigkeit und Friedfertigkeit der Negressen bewundert werden müsse, daß sie sich jeden Abend in die Hütte begeben, daselbst den Befehl des Mannes abwarten, und ihn am Morgen auf den Knien begrüssen, indem sie die Hand auf die Hüfte legen. Der Mann wendet die gewaltthätigsten Mittel an, um so viele Mitwerberinnen im Zaum zu halten und um ihre Eifersucht zu dämpfen.

In Siam, bey den Eleuthen, in Corea und im ganzen Orient schränken die Gesetze bisweilen die Anzahl der rechtmäßigen Weiber ein, aber nie die Anzahl der Beyschläferinnen. Diese Anzahl der Beyschläferinnen wird ein Gegenstand des Luxus; der gemeine Mann ehret diejenigen Individua am meisten, welche die meisten Beyschläferinnen zusammenkaufen. In Sina hat man alle Rechte umgekehrt; die Kinder der Beyschläferinnen werden so angesehn, als wenn sie der ersten Frau zugehörten.

Was endlich die Vielheit der Männer betrift; so verweise ich meine Leser auf den Abschnitt, in welchem ich von der Polyandrie ausführlich gehandelt habe. Hier nur noch zwey Worte von den Malabaren. Wenn eine Frau in Malabar ihren ersten Mann heirathet; so bauet man ihr ein Haus, welches sie mit ihm so lange bewohnt, bis sie sich an einen zweyten, dritten u. s. w. verheirathet. Wenn sie nun mehrere Männer hat, so verabreden sie sich unter einander, daß jeder eine Woche bey ihr zubringen solle.

Was man von der Friedfertigkeit so vieler Ehemänner oder Liebhaber einer Frau erzählt, kömt einem anfänglich verdächtig vor. Wenn man aber die Macht der Gewohnheit bedenkt, und sich erinnert, daß Eifersucht ohne Liebe gar nicht statt findet, so hört jene Verwunderung auf.

Die Vielweiberey ist eine Unordnung; aber die Vielmännerey ist widernatürlich; denn ein Mann kann sich, während daß eine von seinen Frauen schwanger ist, an eine andre halten. Wenn aber eine Frau mehrere Männer hat, was sollen die während ihrer Schwangerschaft anfangen?

Sechstes Hauptstück.

Vom Hauswesen. — Von der Schwangerschaft.

Die Sitten der alten Patriarchen der Bibel finden sich sogar in Amerika und Kamtschatka. Jakob mußte seine Frauen erdienen. So ist es bey den Kamtschadalen, und die Amerikaner dehnen diese Dienstjahre solang aus, bis sie Kinder bekommen. Man beraubt also den Vater des Beystandes, den er sich von seiner Tochter versprechen durfte; aber man entschädigt ihn dafür auf eine andre Art.

Auf der Insel Formosa verläßt der junge Ehemann seinen Vater und begiebt sich zu seiner Frau. Montesquieu merkt hiebey an, daß dieses Gesetz, welches die Familie auf eine Folge von Personen desselbigen Geschlechts einschränkt, der Bevölkerung sehr zuträglich sey. Es scheint aber nicht, daß ein solcher Grund die Einführung dieses Gebrauchs bewirkt habe; denn er selbst erinnert in einer andern Stelle, daß die Priesterinnen, um die Bevölkerung zu verhindern, den

schwan-

schwangern Weibern, welche vor ihrem 36sten Jahr ein Kind gebären wollen, auf den Bauch tretten. Vermuthlich sind die Lebensmittel auf dieser Insel jederzeit selten gewesen. Die Männer sind überhaupt weniger mitleidig, als die Weiber. Wenn nun die Töchter den Vater verließen, von wem würde er in seinem Alter gepflegt werden?

Wenn man dem Diodor glauben darf; so versprachen die Aegyptier bey ihren Heirathen, sie wollten ihren Weibern gehorchen; aber die Eifersucht der Männer brachte die Weiber dahin, daß sie immer mit bloßen Füßen gehn mußten, um dadurch zu einer sitzenden Lebensart gezwungen zu seyn. Vom Zustand der Aegyptierinnen habe ich schon geredet. Vielleicht verhält sich die Sache so: man gab ihnen die Aufsicht über das Hauswesen, und in sofern hatten sie einige Gewalt in Händen. Uebrigens aber waren sie eingeschlossen und den Männern tief unterwürfig.

Ueber die Schwangerschaft führe ich folgendes an. Wenn die Männer die ersten Anzeigen der Schwangerschaft ihrer Weiber beobachten, so ist es natürlich, daß sie sich darüber ganz eigne Begriffe machen müssen. Einige Bewohner von Guinea haben für ein schwangeres Weib Achtung; aber man opfert den Fetischen, man führt sie in den Fluß, und die Kindtr werfen ihr Unrath auf den Weg. Man wäscht sie sorgfältig ab; man glaubt, ohne ein solches Waschen würde die Mutter, Kind, oder eine andre Person aus der Familie, noch vor ihrer Niederkunft, sterben müssen. Daß man dergleichen Weiber für unrein hält, und sie mit Unrath besudelt, um sich über sie lustig zu machen, rührt davon her, daß der Gedanke an die Vollziehung der Ehe jederzeit mit einer Empfindung von Schaam vergesellschaftet ist.

Siebentes Hauptstück.

Von den Strafen des Ehebruchs.

Die Epoche in der Geschichte der Cultur der Nationen läßt sich schwer mit Genauigkeit angeben, da sie zuerst wider den Ehebruch Gesetze bekannt machen. An eine allgemeine Regel ist hier überhaupt nicht zu denken. Die Wärme des Clima, besondre Umstände in der Verfassung der Gesellschaft, und der eigenthümliche Charakter verschiedener Völker, machen immer Ausnahmen von dergleichen Regeln. Anfänglich sind diese Strafen nicht sehr hart; weil die bösen Folgen des Ehebruchs noch nicht sehr fürchterlich seyn können. Ich berufe mich auf das oben angeführte Beyspiel der Troglodyten, die die Weiber ihrer Vorsteher schändeten, und dafür nur ein Schaaf zur Strafe erlegten.

Ein Ostiake, der seine Frau für untreu hält, sucht ihren Liebhaber auf; er übergiebt ihr Bärenhaare; ist der Beklagte unschuldig, so nimmt er sie an; ist er hingegen schuldig, so gesteht er seine Schwachheit, und vergleicht sich mit ihm über den Preis seiner Frau. Sie handeln beyde ungemein ehrlich; sie glauben nemlich, die Seele des Bären tödte innerhalb dreyer Tage den Ehebrecher, der sich nicht weigert, das Haar anzunehmen.

An andern Orten bestrafen die Gesetze den Ehebruch nicht, sondern die Rache wird jedem Beleidigten dieser Art freygestellt. Diese Rache aber ist bey weitem schrecklicher, als die gesezliche Strafe seyn würde. Der nomadische Korjake ist äusserst eifersüchtig; er erwürgt die Frau und ihren Liebhaber, wenn er sie überfallen kann; und das geschieht oft auf einen bloßen Verdacht von Untreue. Die angesessenen Korjaken

ken hingegen würden gerade denjenigen ermorden, der sich weigerte, ihr Ehebett zu besteigen.

Wenn die Ehemänner einmal mit Vorurtheilen von der Ehre erfüllt sind; so sterben entweder sie oder der Gegner, der ihre Weiber verführt hat; weil sie sich nicht beschimpfen lassen wollen. Dies ist der Fall bey den Kurilern. Der Mann einer ungetreuen Frau fordert ihren Liebhaber zum Zweykampf heraus; er empfängt von diesem zuerst drey Hiebe mit einer Keule von der Dicke eines Arms; diese Hiebe versezt er nachher seinem Gegner, und sie werden in dieser Ordnung solang fortgesezt, bis einer von beyden fällt oder um Gnade fleht. Der Verführer, der die Ausforderung nicht annimmt, wird beschimpft, und er hält den beleidigten Ehemann dadurch schadlos, daß er ihm Vieh, Kleider und Lebensmittel giebt.

Die Neger an der Goldküste beobachten diese Gesetze der Ehen noch mit mehr Pünktlichkeit. Sie verfolgen einen Ehebrecher und alle seine Verwandte. Der Mann kann sich so lang rächen, bis er genug zu haben glaubt. Er verdammt ihn gewöhnlich zum Tod, wenn es ein Sclave ist. Ist der Sclave in dem Fall, so fordert er seinem Herrn eine Geldstrafe ab. Sind die erbitterten Ehemänner selbst zu schwach, um ihre Beleidiger anzugreifen, so nehmen sie ihre Freunde zu Hülfe.

Je mehr die Ungeselligkeit der Völker zunimmt, desto weniger wird den Fremden dasjenige verstattet, was man allenfalls noch seinen Landsleuten erlaubt. Die Nabataer in Arabien bestraften den Ehebrecher am Leben; sie schränkten aber dies Verbrechen blos auf den verbotenen Umgang eines Ehemanns und einer Ehefrau aus verschiedenen Provinzen ein.

Bey großen Nationen werden die Gesetze wider den Ehebruch überhaupt schlecht beobachtet. Die Menge der Schuldigen, die Macht und das Ansehn der Be-

güterten, die Schande, welche auf den Ehemann selbst zurückfällt, entwafnen den Arm der Gerechtigkeit und des Unterdrückten. Es wird sogar gesagt, daß auch die Neger, die doch den Ehebruch hart bestrafen, die Weissen davon ausnehmen, und daß sie sehr stolz sind, wenn unsre Kaufleute die Ehre haben wollen, sich mit ihren Weibern abzugeben.

Der Ursprung der verschiedenen Strafen der Ehebrecher, die ich nun aufzählen werde, läßt sich leicht erklären, indem die Wirkungen dieses Verbrechens bey verschiedenen Völkern mehr oder weniger Nachtheil stiften.

In einigen Provinzen von Guinea werden die Güter des Ehebrechers vom König eingezogen; die Anverwandten seiner Frau haben übrigens das Recht, sein Haus in Brand zu stecken und ihn bis an die Gränzen des Reichs zu verfolgen. Die Ehebrecherin bezahlt ihrem Ehemann zwey oder drey Unzen Gold, wenn sie von ihm nicht verstossen seyn will. An andern Orten beträgt die Strafe auf den Ehebruch, nach Artus, nur zwey Unzen Gold; ein Drittheil davon fällt dem König, das zweyte Drittheil seinen Staatsbedienten, und das dritte dem beschimpften Mann zu. Die Abyssinier jagen die ehebrecherischen Weiber aus ihren Häusern weg; sie legen ihnen Lumpen an, und geben ihnen blos eine Nadel mit, um sich ihren Lebensunterhalt erarbeiten zu können. Sonst bestrafen sie auch die Ehefrau, wenn ihr Mann die eheliche Treue nicht erfüllt; gewöhnlich ist dies eine Geldstrafe. Man stellt sich nemlich vor, daß die Weiber durch Zärtlichkeit und durch Gefälligkeit die Ausschweifungen ihrer Männer verhindern können; als wenn alle Männer so geartet wären, daß sie durch liebreiche Begegnungen im Zaum gehalten werden, und als wenn man den Ueberdruß und das Temperament überwinden könte.

In Ardra wird, nach Elbie's Bericht, ein Weib die Sclavin ihres Liebhabers, wenn dieser vornehmer ist, als ihr Ehemann; ist hingegen der Ehemann vornehmer, so wird der ehebrecherische Verführer sein Sclave.

Wenn gleich der Ehebruch nicht eine so große Verschlimmerung der Denkungs und der Gemüthsart voraussezt, als das Stehlen und der Mord; so greift er doch unsre Selbstliebe geradezu an; daher er denn gar bald mit blutigen Strafen belegt wurde. Die Miamis schnitten der Frau, welche Ehebruch trieb oder ihren Mann verließ, die Nase ganz ab; die Sions, eine wilde Völkerschaft in Canada, schnitten ihr blos die Nasenspitze ab; sie schnitten ihr aber noch ausserdem einen Riemen aus der Haut des Kopfs aus. In Commendo wird dem Verführer ein Ohr abgenommen, und er muß die ganze Morgengabe der Frau bezahlen und vier Schaafe und eben so viel Ziegen abgeben. Kann er diese Strafe nicht erlegen, so wird er als Sclave verkauft. Ist er aber schon Sclave, so schneidet man ihm die Zeugungstheile ab. Ein freyer Corenner, der dies Verbrechen begangen, wird nackt ausgezogen; nur die Schuhe werden ihm gelassen; man durchbohrt ihm beide Ohren mit einem Pfeil; man bindet ihm eine Schelle auf den Rücken; man stellt ihn auf alle Kreuzwege zur Schau aus, und zulezt giebt man ihm noch vierzig bis funfzig Stockschläge.

Die Strafen werden allmälig immer härter; wenn sie auch nicht Leben und Tod betreffen, so sind sie doch oft schrecklich genug. Zaleukus gab ein Gesetz, nach welchem den Ehebrechern die Augen ausgestochen wurden; eben diese Strafe ist auch an andern Orten gebräuchlich gewesen.

Ehedem wurden den Verbrechern dieser Art die Haare an den Schaamtheilen ausgerissen; sie wurden mit heisser Asche bestreut; ein Pfahl wurde ihnen in

den Hintern gesteckt, und so wurden sie in Städten und Dörfern herumgeschleppt *). Man trieb diese Härte so weit, daß man auf Strafen verfiel, welche die Schaamhaftigkeit beleidigten. Nach dem Sokrates wurde eine Ehebrecherin allen Vorbeigehenden auf der öffentlichen Straße Preis gegeben; und es wurde sogar eine Glocke geläutet, um diese Züchtigung bekannt zu machen **). Dieser schreckliche Gebrauch wurde erst vom Kaiser Theodos abgeschaft.

Wenn die Ausschweifung ein allgemeines Laster wird; so sucht man ihr durch kräftige Gegenmittel vorzubeugen. Dies war das System der meisten Gesezgeber; die Geschichte aber sagt uns; wie es in der Anwendung geglückt ist. Man erfand allerley Todesstrafen; man glaubte, je blutiger man sie mache, desto mehr müssen sie den Verbrecher abschrecken; und so scheint es, als wenn alle peinlichen Gesezbücher von Wilden seyen verfertigt worden.

In einem Land, in welchem die Vielweiberey üblich ist, sollte man die Untreue nie mit dem Tod bestrafen; und gerade in solchen Ländern finden wir die schrecklichsten unter allen Strafen. Denn hier hat man mit Feuer und Schwerd wider die Ehebrecher gewüret. Aber, indem man dieses Verbrechen bestrafte, begieng man andre Verbrechen, welche hundertmal abscheulicher sind. Daß Todesstrafen auf den Ehebruch die erwünschte Wirkung nicht haben können, muß aus folgender Betrachtung einleuchten. In den ersten Zeitaltern einer Nation sind die Strafen nur noch Geld oder Leibesstrafen; in der Folge gehn sie auf das Leben. Da dieser Zustand aber nicht anhaltend seyn kann, und sie übrigens auch nicht befolgt werden; so werden sie am Ende, was sie anfänglich waren,

*) M. s. den Scholiasten zu den Wolken des Aristophanes.

**) *Socrates* Hist. Eccles. V. 18.

waren, oder sie kommen ganz auſſer Gebrauch, und es giebt gar keine solche Strafen mehr.

Die alten Dänen und viele andre Völker straften den Ehebrecher am Leben, während daß der Mörder mit einer Geldbuße abkam. Die Mogolen spalten eine Ehebrecherin, nach Bernier, mit einem Säbel entzwey, und in Tunkin wird sie von einem Elephanten zertretten. Wird eine von den Weibern des Königs von Loango untreu befunden; so wird sie, samt ihrem Anbeter, von der Spitze eines steilen Berges in die Tiefe herabgestürzt. Den la Loubera versicherte man, daß in Siam ein solches Weib einem Esel Preis gegeben und daß sie nachher hingerichtet werde. Die alten Britten schnitten der Ehebrecherin die Haare ab, und schleppten sie ganz nackt aus dem Hause ihres Mannes, in ihrer Eltern Gegenwart; so schön oder reich sie auch war, so wurde sie doch von Stadt zu Stadt mit Ruthen gestrichen, bis sie unter diesen Züchtigungen den Geist aufgab. Ihren Verführer knüpften sie an einen Baum auf. Die liederlichen Dirnen wurden überhaupt im Mist erstickt und mit Reisern bedeckt.

Die Negern sind in dieser Wuth am weitesten gegangen. In Sofola nemlich bestrafen sie eine Mannsperson am Leben, welche sich auf den Stuhl oder die Matte einer verheiratheten Frau hinsezt. In Juida büßt der Verführer einer Ehefrau das Leben ein, und seine Familie geräth in die Sclaverey. Da indessen bey aller dieser Härte die Zahl der Verbrechen nicht geringer wurde; so glaubte man dadurch alles gut machen zu können, daß man dem Mann die unbeschränkteste Gewalt über seine Frau überließ. Daher befiehlt der Ehemann in Juida dem Henker, daß er seine Frau aufknüpfen oder enthaupten solle, ohne daß er darüber dem König oder sonst jemanden Rechenschaft zu geben brauchr. Desmarchais wohnte 1713 einer solchen

Execution bey. An andern Orten ist der Mann selbst der Henker seines ehebrecherischen Weibes. Bey den Yzipeques schnitt er ihr, nach Herrera's Angabe, Nase und Ohren öffentlich ab. In Diarbeck richten der Mann, der Bruder und die nächsten Verwandten die Unglückliche in ihrem Hause hin, und ein jeder, der ins Haus tritt, muß die Leiche mit einem Dolch durchboren. Dies war noch nicht genug; der Vater mußte selbst seine ehebrecherischen Kinder hinrichten. So hielten es die Pataner und die Coreaner. In Corea kann sich der Verbrecher die Todesart wählen, und der Vater muß dem Sohn oder der Tochter, die er aufopfern soll, darinnen nachgeben. Gewöhnlich wollen die Männer von hinten zu durchbort, die Weiber aber erwürgt seyn.

Um noch stärker vom Ehebruch abzuschrecken, wird in einem Gesetz der Wisigothen befohlen (Lib. III. Tit. 4.) daß Sclaven den Mann und die Frau, die ein solches Verbrechen begangen, zusammenketten und sie zum Mann und zum Richter schleppen sollen.

Sonst war auch dem ganzen Publicum erlaubt, die Ehebrecher zu mißhandeln und zu ermorden. Eine der Untreue überführte Griechin durfte keine Kleider anziehn; Solon stellte es einem jeden frey, sie ihr vom Leib zu reissen und sie zu prügeln. In einigen Städten Griechenlandes durfte jedermann die Ehebrecher ungestraft umbringen. In Malabar sucht der Stamm der verführten Frau den Stamm des Verführers auszurotten. Die Guaxlotillanen brachten die Ehebrecherinnen vor den Caziken; hier wurden sie, nach Herrera, in Stücken zerhauen und von den Zeugen gegessen. Viele Völker des Alterthums endlich warfen ihre Leichname auf den Schindanger.

Was haben alle diese harten Strafgesetze genuzt? Die Obrigkeiten mußten durch die Finger sehn; und, was das schimpflichste ist, so bestehn diese Gesetze noch

fast

fast überall; sie sind nicht abgeschaft; die Obrigkeit schweigt. Die geistliche Gewalt schweigt gleichfalls; weil, den alten Kirchengesetzen zufolge, ein Ehebrecher funfzehn Jahre lang Buße thun mußte *). Unstreitig würde die Furcht für einer allgemeinen Schande mehr wirken, als alle diese Leibes und Lebensstrafen. Ein schönes Beyspiel geben die Gesetze der Thurier: Niemand nemlich durfte auf der Bühne bey seinem Namen genannt werden, als die Ehebrecher. Die Sicilianer und die Kretenser hatten beynahe dieselbige Gewohnheit. Die erstern führten die Verbrecher durch die ganze Stadt; man stellte sie nachher auf einen Stein und erklärte sie für ihr ganzes künftiges Leben für infam. In Kreta wickelte man sie in Wolle ein, und man schob sie, wie einen Stein, nach der Magistratsperson hin, welche sie zur Infamie verdammte.

Hier ist blos vom Ehebruch der Weiber die Rede; es ist ein Unglück für sie, daß ihre Ausschweifungen mehr Schaden stiften, als die der Männer. Diese können ihre Verbrechen verheimlichen, und man untersucht auch ihre Aufführung überhaupt so strenge nicht. Es ist das Geschäfte einer weisen Politik, daß sie dafür auf der andern Seite eine Art von Gleichheit einzuführen, und dem strafbaren Mann das Recht zu nehmen suche, seine Frau, die ihm nicht treu gewesen, bestrafen zu dürfen. Einem Gesetz des Antonins zufolge, durfte der Ehemann seine ehebrecherische Frau weder umbringen noch vor Gericht verklagen, sobald man annehmen konnte, daß er selbst strafbar sey.

*) *Fleury* Hist. Ecl. Liv. XVII. und an andern Stellen.

Achtes Hauptstück.

Von den Ehescheidungen.

Kaum hatte man den Ehestand eingeführt, als man gleich bemerkte, daß es Verbindungen gebe, deren Individua sich nicht gut ausgewählt. Da man aber mit keinen unauflöslichen Banden an einander geknüpft war, so traten die Eheleute, durch eine bloße Trennung, in ihren ersten Zustand zurück. In der Folge sah man die Beständigkeit dieser Verbindungen für nothwendig an, und die Ehescheidung wurde nur unter gewissen Einschränkungen erlaubt. Diese Ehescheidung muß von der Verstossung unterschieden werden, nach welcher ein Mann ein Recht besizt, welches er seiner Frau nicht gelten läßt. Diese Repudiation ist älter als die Ehescheidung; die Gerechtigkeit hat sich erst lange nach dem Mißbrauch der Gewalt eingefunden, wie ich schon im zweyten Buch gezeigt habe.

In Tunkin darf der Mann seine Frau verstossen: Er überreicht ihr einen mit seinem Namen unterzeichneten und mit seinem Pettschaft besiegelten Brief, in welchem er ihr die Freiheit ertheilt, mit sich zu machen, was sie wolle. Ohne einen solchen Schein würde sie sich nie wieder verheirathen dürfen.

Die Westgothen nahmen in Spanien den Charakter derjenigen Völker an, welche unter warmen Himmelsstrichen wohnen, und ihre ganze Gesezgebung wurde auf einmal verändert, als sie sich jenseit der Pyreneen niederließen. Denn der Mann durfte sich von seiner Frau scheiden; wenn sich aber die verstossene Frau wieder verheirathete; so übergab man sie samt ihrem zweyten Ehemann dem ersten, der nun beyde hinrichten konnte.

An

An andern Orten erlaubte man die Verstoßung des Weibes wegen so kindischer Ursachen, daß man besser würde gethan haben, wenn man dem Ehemann ein unbedingtes Recht über seine Frau zugestanden hätte. Navarette berichtet, ein Sineser könne eine Frau verstoßen, wenn ihm ihr Geplauder lästig ist. In den sinesischen Büchern kommen viele ganz besondere und auffallende Beispiele von Ehescheidungen vor; so haben z. B. Männer ihre Frauen weggejagt, weil sie durch ihr Geplauder ihren Hund schröckten.

Das Schicksal der Weiber rührte indessen bisweilen die Gesezgeber, die die tyrannische Gewalt des Mannes einzuschränken suchten. Justinian verordnete, eine Frau könne ihren Mann verlassen, ohne ihre Morgengabe einzubüssen, wofern er innerhalb zweyer Jahre die Ehe nicht vollziehn wolle. Die Mohammedanerinnen können, nach Niebuhr, ihren Mann gerichtlich belangen, wenn er wöchentlich nicht wenigstens einmal seine eheliche Pflicht erfüllt.

Die aufgeklärtesten Völker nahmen die Ehescheidung an; sie wollten ein Paar Eheleute, welche sich unglücklich machten, nicht mit unauflösbaren Banden an einander knüpfen; aber man hat nur sehr spät eingesehn, daß das gemeine Beste dieses erfordere. Die Ehescheidung wird in vielen Fällen noch jezt fast in ganz Europa gestattet. Denn es ist erwiesen, daß sie in den Mosaischen Gesetzen erlaubt worden, daß sie in den neun ersten Jahrhunderten in der christlichen Kirche üblich gewesen und daß die Gesezgeber während dieses Zeitraums sich begnügten, dem Mißbrauch derselben durch Gesetze vorzubeugen. Aufgeklärte Männer wünschen die Gestattung derselben in Nothfällen; allein das Verbot der Ehescheidung hängt mit gewissen Mißbräuchen zusammen, welche man nicht sobald wird tilgen können, und die Reform dieser schädlichen Einrichtung ist daher noch sehr weit entfernt.

Die

Die Ehescheidung gab den getrennten Eheleuten nicht immer alle ihre vorigen Rechte. Bey den Thuriern durfte, wie schon oben angemerkt worden, eine geschiedene Frau nicht einen jüngern Mann heirathen, als derjenige war, welchen sie verlassen; und der geschiedene Mann mußte eben dieses Gesetz beobachten. Wenn ein Paar Eheleute sich in Siam durch die Ehescheidung von einander trennt; so nimmt der Vater das zweyte und das vierte, die Mutter aber das erste und dritte Kind zu sich, dergestalt daß, wenn die Zahl der Kinder ungleich ist, die Mutter ein Kind mehr erhält. Eine Wittwe tritt, nach la Loubera, in die Rechte ihres verstorbenen Gatten; sie kann aber das zweyte, vierte, sechste Kind nicht verkaufen. In Mexiko wurden die Eheleute am Leben bestraft, welche sich verstossen hatten, und von neuem verbanden.

Neuntes Hauptstück.

Daß der Ehestand durch Gesetze anbefohlen worden. — Von den Strafen des ehelosen Standes, u. s. w.

Der Mann hat das Recht, keine Frau zu nehmen. Da aber durch die Ehen die Volksmenge vergrößert wird; so suchte die Obrigkeit sie durch Gesetze zu befördern, und diejenige zu bestrafen, welche nicht heirathen wollten. Von Rechtswegen müßte die eheliche Verbindung ganz frey seyn; man müßte der Bevölkerung nicht durch Zwang aufzuhelfen suchen. Ein solcher Zwang kann höchstens in Republiken statt finden; diese können den Willen der einzelnen Bürger dem gemeinen Besten aufopfern. Nun aber sind nicht alle Regierungsformen republikanisch.

Man

Man glaubte nicht, daß der verlassene Zustand eheloser Menschen eine zureichende Strafe sey; man sezte Beschimpfungen und Leibesstrafen hinzu. Die Mosaischen Gesetze schließen die Ehelosen aus der Volksversammlung der Israeliten aus. Die Gesetze Lykurgs lassen sie zu keinen Bedienungen zu, und man gestattete ihnen nicht einmal einen Platz im Theater. Die Spartanerinnen begleiteten sie in den ersten Frühlingstagen in den Tempel der Juno, und nachdem sie sie mit Schmach und Schande überhäuft, geisselten sie sie vor der Statue dieser Göttin *). In der Folge zwang man die Hagestolzen, daß sie mitten im Winter auf der Straße spazieren, und ein satyrisches Lied wider sich selbst absingen mußten.

Unverheirathete Römer wurden nicht als Zeugen angenommen. Wenn die Parteien vor Gericht erschienen, so frugen die obrigkeitlichen Personen einen jeden Mann: Hast du auch eine Frau? Die Censoren bemerkten, daß die Volksmenge abnahm und daß die Bürger blos nach Interesse heiratheten. Man nahm ihnen daher einen Eid darüber ab, daß sie künftig blos deßwegen heirathen wollten, um der Republik Unterthanen zu verschaffen. Dieser Eid verursachte Bedenklichkeiten und Ehescheidungen. Carvilius Ruga, ein römischer Ritter, versties seine Frau, die er zärtlich liebte, weil sie unfruchtbar war. Da sehr viele Bürger in den Kriegen umkamen; so hatte man immer Mangel an Soldaten; die Thätigkeit der durch den Patriotismus begeisterten Bürger reichte zur Vervollständigung der Armeen nicht zu. Man mußte daher zu ausserordentlichen Aufmunterungen seine Zuflucht nehmen. Die freygebornen Frauen, welche drey Kinder hatten, und die freygelassenen Frauen, die ihrer viere hatten, wurden aus der Vormundschaft herausgesezt, in welcher sie sonst ihr ganzes Leben hindurch,

*) *Athenaeus* Deipn. XIII,

durch, den alten Gesetzen zufolge, bleiben mußten. Die Die verheiratheten Weiber, welche zugleich Mütter waren, wurden, wenn sie starben, in einer ehrenvollen Kleidung begraben; die Leichen unfruchtbarer oder unverheiratheter Frauenspersonen hingegen wurden zugedeckt. Es hat auch eine Zeit gegeben, da die Wittwen gezwungen wurden, sich von neuem zu verheirathen. Cäsar verbot den Frauen, die noch nicht 45 Jahre erreicht, und weder Männer noch Kinder hatten, Edelgesteine zu tragen, und sich der Sänfte zu bedienen. Dies war, sagt Montesquieu, eine vortrefliche Methode; denn man grif den Cälibat durch die Eitelkeit an.

Dagegen verdient das Betragen der Spanier in Westindien getadelt zu werden. Um die Anzahl der steuerbaren Männer zu vermehren, haben sie das Gesetz gegeben, daß jeder Indianer von 15 Jahren verheirathet seyn müßte, und sie haben sogar die Zeit der Heirath genau bestimmt, nemlich das 14te Jahr für die Jünglinge, und das 13te für die Mädchen. Sie berufen sich dabey auf einen Canon folgenden Inhalts: Bosheit könne das Alter ersetzen. Thomas Gage war bey einer von diesen Zählungen zugegen; es war ein schändliches Verfahren, sagt er. Aber was macht sich der Despotism daraus, daß er die Natur durch Zwang übereilt, wenn er nur Sclaven erhält? Was bekümmert er sich darum, daß diese Sclaven unerwachsen wegsterben? Er rechnet ja nie, als für den Augenblick.

Ich werde an einem andern Ort anmerken, daß der König von Dännemark, um eine von seinen Provinzen zu bevölkern, einem jeden Mädchen erlaubte, mehrere Hurenkinder zu gebären.

Labat berichtet, die Weiber der Giagas werden als unbrauchbare für die Welt und als unwürdig zu leben, getödtet, wenn sie ein bestimmtes Alter erreichen, ohne Beweise ihrer Fruchtbarkeit zu geben.

Wenn

Wenn sich die Generationen nicht hinlänglich vermehrten, so suchte man die Natur dazu zu zwingen. Man brauchte allerhand Mittel, um die Menschen aufzumuntern, daß sie die Erde mit neuen Schlachtopfern anfüllten. Ein gewisser König von Persien sezte ehedem für diejenigen Preise aus, welche in einem Jahr die meisten Kinder zeugen würden. Wer eine grosse Menge von Kindern hatte, der hatte sich derselbigen Ehrenbezeugungen zu erfreuen, welche diejenigen genoßen, die sich im Kriege auszeichneten. Als Philipp II. den Krieg gegen die Römer beschlos; so befahl er, um nicht Mangel an Soldaten zu haben, daß alle mannbaren Jünglinge heirathen müßten, um Kinder zu zeugen; und der Censor Metellus vermahnte die Römer sehr nachdrücklich zum Kinderzeugen.

Diese Manier, sein Geschlecht fortzupflanzen, ohne von der Natur dazu aufgefordert zu werden, wurde sogar eine Religionspflicht. Denn selbst wenn die Religion dies nicht ausdrücklich befahl; so verordnet sie doch wenigstens, daß man die eingeführten Gesetze beobachten und sein Gewissen beruhigen müsse. Auf den Molukken laufen, nach dem Bericht des Argensola, gewisse dazu bestellte Bediente des Staats, am frühen Morgen in den Straßen umher; sie wecken die Eheleute durch den Trommelschlag auf, der sie an die eheliche Pflicht erinnern muß. Dies läßt sich noch entschuldigen, wenn anders diese Insulaner nicht zahlreich genug sind, um ihr Vaterland und ihre Freyheit zu vertheidigen.

Die Rabbinen behaupten, ein Jude, der bis in sein 20stes Jahr nicht heirathe, lebe nachher im Stand der Sünde.

Weil man befürchtete, daß die Menschen nicht frühe genug in den Ehestand tretten würden, wenn man es ihnen überließe; so maßte sich die Gesezgebung das Recht an, die Zeit der Heirath zu bestimmen. Die

Assyrier und Babylonier hatten ihren Töchtern darinnen nichts zu befehlen; das Vorrecht, sie zu verheirathen, war des Königs oder seiner Bedienten. Sobald sie mannbar waren, wurden sie öfentlich zum Verkauf ausgestellt; die schönsten Mädchen giengen gleich ab; das eingelöste Geld wurde zur Aussteuer der Häßlichen angewandt, und diese erhielten denn arme Männer, denen mehr am Geld als an Schönheit gelegen war. Die alte Gewohnheit der Samniten hat mit dieser keine Aehnlichkeit.

Wenn eine starke Bevölkerung dem Staat zum Vortheil gereicht; so ist es ihm nicht weniger zuträglich, wenn seine Unterthanen stark und dauerhaft sind; man verfiel also darauf, die Racen mit einander zu vermischen. Bisweilen sind Weiber bey gewissen Männern unfruchtbar, bey andern Männern sind sie es nicht. Man stellte also, um nur kein mögliches Kind zu verlieren, Versuche hierüber an. Von Schaam und Ehre war die Rede nicht, sondern nur von Bevölkerung. Solon erlaubte den Athenerinnen, einen starken Mann zu Hülfe zu nehmen, wenn der ihrige unvermögend war. Einem Gesetz des Numa zufolge, lieh der Römer seine Frau, nachdem er mit ihr Kinder gezeugt, an Andre aus; er behielt aber immer dieselbe Gewalt über sie, und er konnte sie zwingen, entweder wieder zu ihm zurückzukommen, oder sich zu einem andern Stellvertretter zu begeben. So lieh z.B. Cato seine Frau dem Hortensius. In Kreta suchte die Obrigkeit die Jünglinge aus, die die beste körperliche Bildung hatten; man verheirathete sie mit Mädchen, die ihnen am meisten ähnlich waren. Die Absicht dabey war, man wollte eine Race von grossen und starken Männern haben, die der Nation Ehre machen und das Vaterland vertheidigen konnten.

Nichts wurde versäumt, um dem gemeinen Volk alle diese Vorurtheile einzuflößen; und es glückte. Eine Moabiterin starb in Unehren weg, wenn sie keine Kinder hinterlies. Loth's Töchter machten ihren Vater aus Verzweiflung trunken, um von ihm Kinder zu erhalten. Die Mohammedaner flößen ihren Kindern den Grundsatz ein, es gereiche einem mannbaren Mädchen und einer jungen Wittwe zur Schande, wenn sie keinen Mann finden können. Bosman hat Negern gesprochen, welche sich rühmten, mehr als 200 Kinder zu haben; und ein König von Juida schlug eine feindliche Macht blos durch seine Söhne, Enkeln und Sclaven in die Flucht; seine Familie überstieg die Zahl von 2000 Menschen. Ist die Bevölkerung ein Beweis von der Glückseeligkeit eines Staats; so wird man auch sagen dürfen, daß die Negern in Juida sehr glücklich sind. Der Sinese wird verachtet, der nicht alle seine Kinder verheirathet; und es ist in Sina ein Verbrechen, seine Familie ausgehn zu lassen. Der älteste Sohn muß, wenn ihm der Vater auch gar kein Vermögen hinterläßt, seine Brüder erziehn und verheirathen. Bey diesen Heirathen bekümmert man sich freilich nicht viel um ihre Zuneigung. Kann ein Sinese nicht Vater werden; so giebt er doch vor, daß seine Frau schwanger sey, und er sucht nun in den Hospitälern ein Kind auf. Daher ist es dieser Nation auch erlaubt, Beyschläferinnen, so wie auch die zwote Frau, zu nehmen. In Tunkin wollen die Männer eine zahlreiche Familie haben; sie adoptiren daher viele Kinder; diese erben denn auch keinen solchen Pflegevater, und sie haben überhaupt fast gleiche Rechte mit den wirklichen rechtmäßigen Söhnen.

Nach diesen Vorstellungsarten richten sich nun auch die sonderbaren Mittel, welche man anzuwenden pflegt. Die jungen Römer liefen an den Luperkalien ohne alle Kleidung, einen Gürtel ausgenommen, welcher aus der

Haut geheiligter Thiere verfertigt wurde, umher; sie führten ein Messer in der Hand, mit welchem sie die Weiber schlugen, die sich von freyen Stücken ihren Hieben darboten, weil sie dadurch schwanger zu werden hoften. Die Perserinnen gehen unter den Leichen der am Galgen hangenden Missethäter durch; sie baden sich in dem Wasser, welches aus den Bädern der Männer herausfließt; und sie verschlucken bisweilen auch die Vorhaut, welche bey der Beschneidung weggeschnitten wird.

Während daß man die Menschen zum Heirathen aufmunterte, belegte man die Ehen auch mit einigen Ansprüchen. Wenn der Samorin von Calicut heirathet, so reinigt der Oberpriester seine Frau; und er kann sie, wenn er will, drey Nächte hindurch gebrauchen; weil, wie Hamilton sich ausdrückt, die ersten Früchte seiner Ehe der Gottheit dargebracht werden müssen. Auf den Philippinen hat man folgende Taxe ersonnen: Der junge Ehemann bezahlt (nach Gemelli Carreri), den Eintritt in sein Haus, hierauf die Freyheit, mit seiner Frau zu sprechen, sodann die Erlaubniß mit ihr zu essen und zu trinken, und endlich die Erlaubniß, die Hochzeit vollziehn zu dürfen. Die Franzosen durften ehedem weder die erste noch die beyden folgenden Nächte nach der Hochzeit, bey ihrer Braut zubringen, ohne die Erlaubniß dazu zu erkaufen. Im Jahr 1409 wurde den Bischöfen und den Pfarrern in der Pikardie durch einen Parlamentsschluß verboten, von den jungen Ehemännern, für die Erlaubniß bey ihren Frauen zu schlafen, Geld zu nehmen oder zu fordern.

Bisweilen verhindern die Insulaner, die ein unfruchtbares Eiland bewohnen, die Zunahme der Bevölkerung. Daher vergreifen sich die Väter bisweilen an ihren eignen Söhnen, um sie zu erwürgen, oder zu entmannen. Wie es mit den Formosanerinnen, die vor einem bestimmten Alter schwanger werden, ge-

halten wird, ist oben von mir angezeigt worden. Die Nachricht selbst steht im neunten Band der Reisen der Holländischen Compagnie.

Zehntes Hauptstück.

Von den zweyten Heirathen. — Von den Wittwern und den Wittwen.

Der Mann möchte seine Herrschaft gern auch über sein Leben hinaus ausdehnen. Es ist daher natürlich, daß er sich vorstellt, die unter seiner Herrschaft stehenden Weiber gehören ihm auch noch im Grabe zu. Es giebt wirklich Völker, welche die Weiber zu einer ewigen Trauer ihres ersten Mannes verdammen. Andre Nationen erlauben eine zwote Ehe nur unter den härtesten oft blutigen Bedingungen. Eine Hottentotin muß sich das Gelenk des kleinen Fingers abhauen, und auch mit den übrigen Fingern jedesmal dieselbe Operation vornehmen, so oft sie sich von neuem verheirathet. Man glaubte, wenn man den Weibern eine solche Aufopferung zumuthe, so würden sie nicht in Versuchung gerathen, sich wieder zu verheirathen. Allein diese Amputationen wurden ihnen geläufig, und heut zu Tage wird keine durch die Furcht vor dem Schmerz abgeschreckt, sich einen neuen Ehemann auszusuchen.

An andern Orten verbieten Aberglaube oder Politik die zwote Ehe; der Wittwenstand der Weiber aber ist immer unglücklich. Charondas schlos diejenigen Bürger aus der öfentlichen Rathsversammlung aus, welche ihren Kindern eine Stiefmutter geben würden. Denn sagte er: (beym Diodor XII. 7.) War die erste Ehe glücklich, so müssen sie sich begnügen; war sie unglücklich, so müssen sie höchst unvernünftig seyn,

wenn sie eine zwote wagen wollen. Charondas konnte gute Gründe zu einer solchen Verordnung haben; aber ein Gesezgeber muß sich für dergleichen Sophismen hüten. Denn war die erste Ehe glücklich, warum soll man sich nicht auch in der zwoten ein ähnliches Glück versprechen dürfen? War sie aber unglücklich, warum muß es denn auch die zwote seyn? Die Hindous und die Eleuten, welche die Auferstehung der Todten glaubten, schloßen so: Ein Mann wird in der andern Welt seine Frau finden; hat er ihrer nun zwo, an welche soll er sich halten? Aus diesem Grund verboten sie die zwoten Ehen.

Man erzählt, daß die Weiber in Golconda ehedem ihre Männer vergifteten, um sich den Ausschweifungen der Liebe überlassen zu können. Es wurden strenge Gesetze wider dieses allgemeine Unglück bekannt gemacht: Man verpflichtete unter andern die Wittwe, sich mit ihrem verstorbenen Mann lebendig zu verbrennen. Heut zu Tage verbietet man ihr, sich zum zweytenmal zu verheirathen, indem man sie in ihres Vaters Behausung einschließt, aus welcher sie nie wieder herausgehn darf. Man bürdet ihr die beschwerlichsten Arbeiten auf. Dieser Zwang ist so unerträglich, daß die meisten weglaufen. Können ihrer die Eltern aber wieder habhaft werden, so vergiften sie sie, nach Mothold's Bericht.

Die Kirche betrachtete ehedem die zwote Heirath als eine geduldete Hurerey. Wer zum zweytenmal heirathete, mußte ein bis zwey Jahre öfentlich Buße thun; und wer zum drittenmal heirathete, dem wurde eine drey bis vierjährige Buße auferlegt. Die Kirchenversammlung zu Saragossa verbot im Jahr 692 den Königinnen sich wieder zu verheirathen, und den Fürsten verbot sie, dergleichen verwittwete Fürstinnen zu heirathen.

In andern Ländern durften die Wittwen nicht eher an eine zwote Ehe denken, als bis sie den ersten Mann

lange

lange genug betrauert und beweint hatten. Eine Mexikanerin mußte dreyzehn Monate lang, Nahrungsmittel auf sein Grab hintragen; sie mußte seine Gebeine ausgraben, sie waschen, und sie eben so lang auf ihrem Rücken umherschleppen, als der Todte begraben gewesen. Zulezt trug sie diese Gebeine unter das Dach der Cabane; und nun erst durfte sie einen neuen Mann ehelichen.

Sehr oft giebt man den Wittwen eine eigne Kleidung; in Circassien binden sie sich, nach Struys, eine aufgeblasene Kuhblase an die Haare.

Wenn ein Mann seine Frau kauft; so wollen die Verwandten des Verstorbenen den Preis, den sie gekostet, nicht einbüßen; sie nöthigen also die Wittwe, sich wieder zu verheirathen, d. h. sie verkaufen sie zum zweytenmal. In Sina ist keine Wittwe gegen eine solche Unterdrückung gesichert, sobald sie keinen Sohn hat. Ihre Verwandten müssen die Verwandten des ersten Mannes bezahlen, oder sie muß eine Bonzesse werden, und folglich in einen Stand tretten, welcher beschimpft. Um dieser Wittwen nur früh genug los zu werden, übertritt man das Gesetz, nach welchem verordnet wird, daß sie erst verkauft werden dürfen, wenn die Zeit der Trauer verflossen ist.

Die alten Lappen bleiben nie Wittwer, wenn sie Vermögen haben. Eben so werden alte, schwache, taube, blinde Wittwen in Lappland sehr gesucht, wenn sie begütert sind. In einem solchen Land ist es dem Mann ein Bedürfniß, nicht allein zu seyn; er findet gar leicht eine Gesellschafterin, welche ihn pflegt, sobald er sie belohnen kann. Ausserdem empfehlen auch die Vorurteile den Lappen eine zwote Ehe.

In der Geschichte von Kamtschatka wird einer Sitte gedacht, deren Grund sich errathen läßt. Eine Wittwe nemlich läßt sich reinigen, d. h. sie läßt einen andern Mann zu, ehe sie sich mit einem zweyten wirk-

lich verheirathet. Diese Reinigung ist entehrend. Ehedem lief eine Wittwe aus dieser Klasse Gefahr, sich nicht wieder verheirathen zu können; seitdem es aber Cosacken in Kamtschatka giebt, so verrichten diese gern jenen Dienst. — Kratscheninikow, der den Grund dieser Sitte nicht einsieht, nennt sie unschicklich eine Reinigung. Ist sie in Kamtschatka eingeführt, seitdem man seine Einwohner mit der venerischen Seuche vergiftet hat; so ist es wahrscheinlich, daß man durch diese Gewohnheit eigentlich ausfündig machen will, ob die Wittwe diese Krankheit nicht von ihrem ersten Mann erhalten. Gesezt aber auch, diese Gewohnheit sey älter als die Bekanntschaft der Kamtschadalen mit dieser Seuche; so wollte man wahrscheinlich durch sie entdecken, ob die Wittwe einen gesunden Körper habe. Steller berichtet, es herrsche unter ihnen eine fürchterliche Krankheit, die diesem Land eigen sey; der Körper gehe in Fäulniß über.

Eilftes Hauptstück.

Von den Heirathen der Verstorbenen.

Wir finden bey einigen morgenländischen Völkern eine ganz eigne Sitte, die man aber nicht nach sich selbst, sondern nach den Bewegungsgründen beurtheilen muß, durch welche sie veranlaßt worden. Die alten Perser waren nemlich überzeugt, daß die verheiratheten Personen in jener Welt sehr glücklich seyen. Wenn daher jemand im ehelosen Stand starb; so mietheten sie ihm eine Frau, oder wenn es eine Frauensperson war, einen Mann, welche sich mit den Verstorbenen verheiratheten. Eine solche Heirath wurde einige Tage nach seinem Tod vollzogen. Noch jezt vermählen

mählen einige Tataren ihre verstorbenen Knaben und Mädchen. Den geschlossenen Contract verbrennt man samt den Kleidern, Bedienten, Thieren und den übrigen Opfern, welche zu den Leichenbegängnissen erfordert werden. Sie glauben, der Himmel genehmige diese Hochzeiten nach dem Tod. Die Sinesen in der Provinz Chan-si feiern dergleichen Hochzeiten mit grosser Pracht. Wenn ein Jüngling oder ein Mädchen als Verlobte sterben; so verbinden sie ihre Eltern, während daß die Särge in den Häusern aufbewahrt werden, welches drey Jahre lang geschieht. Die Eltern machen einander wechselseitig Geschenke; sie stellen die Särge neben einander und begraben sie zulezt in dieselbige Gruft. Nach der Cerimonie behandeln sich die zurückgebliebenen Eltern genau so als Anverwandte, als wenn ihre Kinder noch lebten.

Viertes Buch.

Von der Geburt und von der Erziehung der Kinder.

Erstes Hauptstück.

Von der Niederkunft, und von den Cerimonien und Gebräuchen, welche bey der Geburt der Kinder vorkommen.

Die Erzeugung des Menschen und der Thiere ist ein grösseres Wunder der Natur, als der Lauf der Gestirne und die Abwechselung der Jahreszeiten. Da aber die Menschen mit dieser ausserordentlichen Begebenheit zu genau bekannt sind, so sind sie durch sie auch nicht in Erstaunen gesezt worden. Sie sehn die Pflanzen, die im Garten wachsen, und die Menschen, die im Schoos einer Familie geboren werden, mit einerley Augen an.

Das Kind kündigt seine Existenz durch Schreyen und durch Weinen an. Diese Ausbrüche des Schmerzes sind verständlicher, als alle feinen Spekulationen des Weltweisen. Vater und Mutter denken dabey über ihren Zustand nach, und es giebt ihrer wenig, die sich über die Geburt eines Kindes freuen; ganze Nationen vergießen, bey einer solchen Gelegenheit, Thränen. Einige amerikanische Völkerschaften legen sich die allerstrengsten Kreuzigungen auf. Die alten Thracier

win-

winselten, nach Herodot, (B. V.) wenn ein Mensch geboren wurde; die Todten hingegen begruben sie mit allen Zeichen von Freude. Am Missisipi lebte eine wilde Nation, welche man die Weiner nannte; weil sie an der Wiege der Kinder immer weinte. — Die meisten Obrigkeiten entfernen indessen dergleichen Trauercerimonien bey der Geburt, und es sind dagegen überall frohe Feierlichkeiten unter Umständen eingeführt, die eben nicht viel Freude verursachen sollten.

Die Niederkunft ist für die Neugierde immer ein sehr interessantes Schauspiel; daher sind auch die Völker, die keinen Begrif von Anständigkeit haben, dabey zugegen. So besuchen z. B. in Kamtschatka alle Einwohner, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, die Weiber, wenn sie in Kindesnöthen sind. Eben diesem Vergnügen gehn die Negern mit grosser Gierigkeit nach; in den lezten Tagen der Schwangerschaft begeben sie sich haufenweise in die Kammer der Schwangern, und Alte und Junge eilen herbey, um nur desto sicherer einen Platz zu erhalten. Es ist bekannt, daß bey der Niederkunft unsrer Prinzessinnen Spektatoren vorhanden sind, welche acht geben müssen, daß das neugeborne Kind nicht untergeschoben werde. Vielleicht haben barbarische Völker eben diese Sitte aus eben diesem Grund eingeführt. Denn wenn die Policey auf keine Weise ausmachen kann, welches der Vater eines Kindes ist; so ist es doch wenigstens richtig, daß dies durch die mündliche Ueberlieferung der Zeugen im Canton bekannt gemacht werde.

Vergeblich sieht man sich bey den meisten Uebeln der Natur nach Heilsmitteln um, wenn sich der Mensch gleich von dieser traurigen Wahrheit schwer überzeugen will. Um sein Unglück zu mildern, nimmt er seine Zuflucht unaufhörlich zu befremdenden Ursachen, und besonders zum Aberglauben. Wenn die Weiber in Kindesnöthen sind, wie wäre es möglich, daß sie da

nicht auf ganz närrische Mittel verfallen sollten, um sich von jenen Wehen zu befreyen? Wer wird ihnen aber auch in einem solchen Zustand nicht die grösten Thorheiten verzeihen? Wenn die Indianerinnen in Nordamerika, durch irgend einen Zufall, einmal eine schwere Geburt haben; so giebt man dem jungen Volk im Dorf davon Nachricht; diese Menschen kommen denn in einem Augenblick, da die Kranke es am wenigsten vermuthet, an ihre Thür, und erheben ein grosses Geschrey. Sehr oft verursacht alsdenn die Furcht eine glückliche Entbindung. In Persien ersucht man bey solchen Gelegenheiten die Schulmeister, daß sie ihre Schüler entlassen möchten; ja man läßt sogar Vögel fliegen, welche man im Bauer aufbewahrte. Wenn die Weiber in Maroco die ersten Wehen empfinden, so sucht man in der Schule fünf kleine Knaben aus; diese nähen in die vier Zipfel eines Tuchs vier Eyer und laufen durch die Stadt und singen Gebete ab. Die Mohren gießen denn ganze Wasserflaschen in die Mitte des Tuchs. Die Nogaischen Tataren machen vor der Thür einer Gebärenden ein grosses Geräusch mit Kesseln und Töpfen, um den Teufel zu erschrecken und zu verjagen, damit er über den Verstand des Kindes gar keine Gewalt habe.

Völker ersinnen, wenn sie geschwätzig sind und räsonniren, die Gottheiten mit einer unbeschreiblichen Freygebigkeit. Die Alten schufen ihrer zwanzig, welche blos bey der Geburt ihre Verrichtungen hatten *). Alle Völker beobachten bey der Geburt eines Kindes gewisse religiöse Cerimonien; man verwechselte aber nur

gar

*) Invencrunt *Nascionem*, quae nascentibus praeesset; *Vaticanum*, qui os in vagitu aperiret; *Prosam*, quae ruto partui consuleret; *Prostuertam*, quae praeposterum partum impediret; *Levanam*, quae de terra levaret infantes; *Cuninam*, quae praeesset cunis; *Ruminam*, quae mammam parvo indulgeret; *Potinam*, quae potionem; *Educan*,

quae

gar zu bald abergläubische Gebräuche mit Pflichten der Moral; und statt daß die Negern Gerechtigkeit und Billigkeit empfehlen sollten, rufen sie den Enganga, der dem Neugebornen eine thörigte Vorschrift giebt, die er sein ganzes Leben hindurch befolgen muß. Sobald das Kind einiges Unterrichtes fähig ist, bringen ihm die Mütter diese Lection bey. Der Priester sagt dem Kind gemeiniglich: Du wirst dich eines gewissen Fleisches, oder gewisser Hülsenfrüchte und Gewächse enthalten; Du mußt nie in einem Kahn dich aufs Wasser begeben; Du mußt über die Bäche, auf die du stossen wirst, schwimmen; Du mußt deinen Bart oder dein Haupt scheeren; diese Art von Früchten mußt Du nie allein ohne Beyseyn von Zeugen genießen; Du mußt einen Gürtel aus dem Fell dieses Thieres tragen, und ihn auf diese bestimmte Weise unter den Bauch anbinden; Du mußt statt der Mütze einen Strick auf dem Kopf tragen, u. s. w.

Bey den Guanches auf den Canarischen Inseln war eine Art von Waschen üblich. Eine Frau schüttete über den Kopf eines Kindes ein Wassergefäs aus; seit der Zeit trat sie, nach Scorry, mit der Familie des Kindes in eine Verwandtschaft, welche sie unfähig machte, einen Mann aus derselben Familie zu heirathen. Da Scorry im Jahr 1600 seine Reise machte, so ist es wahrscheinlich, daß die Canarier diese Cerimonie von den Christen angenommen.

Auſſer

quae cibum praeberet; *Offilaginem*, quae ossa consolidaret; *Nundinam*, quae nono die Lustrico faveret; *Fabulinum*, qui fari puerum doceret; *Paventiam*, quae averteret pavorem; *Carnam*, quae viscera conservaret; *Juventam*, ut juventutem felicitaret; *Orbonam*, ne orbos faceret, *Volupiam*, quae voluptatem afferret; *Lubentiam*, quae lubentes redderet; *Anculas*, ancillarum Deas. S. *Laurentius* de natalitiis, in Gronov's Sammlung.

Ausser den Opfern, welche man der Gottheit darbringt, werden die Kinder auch bisweilen den Regenten, als ein ihnen zuständiges Gut, vorgestellt. Das geschieht z. B. in Benin mit den neugebornen Knaben, und daher kömt es, daß alle Männer mit dem Titel von Staatssclaven pralen.

Von den bürgerlichen Cerimonien bey der Geburt, will ich nur die vornehmsten ausheben. Wenn eine Frau in Socotora niederkömt, so giebt der Mann das Kind, wem er will; er zündet vor seiner Hütte ein grosses Feuer an, und macht mit lauter Stimme bekannt, seine Frau sey im Begrif zu gebären, er erkläre daher diesen oder jenen zum adoptiven Vater. Dies Kind wird daher zu dem Mann hingebracht, welchen er genannt. Die Reisebeschreiber, die uns die Umstände dieser Gewohnheit sehr unvollständig bekannt gemacht haben, setzen hinzu, daß ein Vater, der seine eignen Kinder weggiebt, oft fremde Kinder adoptire. Es ist in Ländern, in welchen die Hurerey erlaubt ist, eine gerechte Anordnung, daß der vermeintliche Vater die Kinder, die ihm nicht angehören, nicht erzieht, sondern daß sie demjenigen aufgebürdet werden, der sie gezeuget hat. Nun ist in Socotora die Vielweiberey verboten; vermuthlich giebt es auf der Insel mehr Männer als Weiber; vermuthlich haben die Insulaner sehr oft an den Kindern ihrer Nachbaren grossen Antheil; daher sie denn genöthigt werden, für den Unterhalt einiger Kinder zu sorgen. Die Ankündigung geschieht auf eine feierliche Weise; dies ist wieder sehr vernünftig. Ich zweifele indessen, daß ein Vater seine Kinder allen seinen Mitbürgern ohne Unterschied übergiebt, wie doch die Reisebeschreiber anzuzeigen scheinen.

Man findet in allen Welttheilen bey den alten sowol als bey den jüngern Völkern einen Gebrauch, der untersucht zu werden verdient. Diodor, (V. 11.)

Apollo-

Apollonius und Strabo sagen uns, daß ehedem in Corsica, in Spanien und bey den Tibareniern die entbundene Frau aus dem Wochenbett aufgestanden sey, daß der Mann sich mehrere Tage hindurch an ihre Stelle in dasselbe hingelegt, um die Besuche anzunehmen und daß die Mutter ihm Suppen reichen und das Hauswesen besorgen mußte. Marcopolo und die Jesuiten haben diese Gewohnheit auch in der Provinz Kardan und bey vielen Tataren angetroffen. In Nord und in Südamerika, ja sogar auf einigen Inseln war diese Sitte allgemein*); sie ist endlich auch in Bearn üblich.

Boulanger meint, dieses Betragen des Mannes sey eine Art von Büssung, welche sich auf die Schande und Reue gründe, daß er einem Wesen seiner Art das Daseyn gegeben; allein diese menschenfeindliche Idee hat unmöglich bey allen denen Völkern entstehn können, die ich eben nannte; und Boulanger hat aus dem Trauersystem, welches er über die ganze Erde verbreitet findet, sehr falsche Folgerungen abgeleitet.

Der Abbe Roubaud sagt, der Mann lege sich mit dem neugebornen Kind ins Bett, um dieses zu erwärmen, was die Thiere auch thun. Diese Vermuthung erklärt Nichts; weil man noch immer fragen kann, warum übernimmt denn die Mutter nicht ein solches Geschäfte.

Herr de Paw schlägt eine dritte Conjectur vor: Die Männer, sagt er, wollen damit zu verstehn geben, daß sie am Daseyn des Kindes eben so grossen Antheil haben, als die Frauen, und daß die Arbeit und Erschöpfung der Kräfte von beiden Seiten gleich

gros

*) Froger sagt, daß die Bewohner von Cayenne geschwind zurück nach ihren Häusern eilen, wenn sie im Krieg erfahren, daß ihre Frauen niedergekommen; daß sie sich ihren Kopf einbinden, sich ins Bett legen, und so anstellen, als wenn sie noch immer die Geburtsschmerzen fühlten.

gros gewesen. Aber ich zweifele sehr, daß diese Idee wichtig genug gewesen, um von so vielen Völkern durch eine besondre Cerimonie geheiligt zu werden. Uebrigens müßten auch, nach dieser Hypothese, Mann und Frau sich ins Wochenbett hinlegen; weil man nicht weis, warum die Frau aufsteht.

Ich suche vielmehr den Grund von dieser Cerimonie in der Gesundheit. In einigen Ländern haben die Weiber nur wenig periodische Blutflüsse, die sie ausserdem auf alle mögliche Art zu befördern suchen. Wenn sie ihr Kind geboren haben, so ist ein Ueberfluß an Nahrung der thierischen Oeconomie sehr nachtheilig; sie machen sich also gleich nach der Niederkunft starke Bewegung, um jenen Wirkungen vorzubeugen. Der Mann legt sich hin, damit die Frau das Hauswesen besorge. In Amerika erheischt diese Sorge für die Nahrung viel Laufen. Nun pflegen die Wilden einander, nach der Geburt eines Kindes, Glück zu wünschen; es muß also jemand da seyn, der diese Besuche und Wünsche annimmt. Vielleicht hatte auch der Priester bey der Geburt einige Cerimonien zu verrichten; und da konnte niemand ihre Stelle besser vertretten, als der Mann selbst. Vielleicht legten sich anfänglich Mann und Frau ins Wochenbett; und vielleicht stund die Frau nach einiger Zeit zuerst auf, um ihre Geschäfte zu besorgen, während daß der faule Mann liegen blieb. So kann es denn gekommen seyn, daß diese Gewohnheit in der Folge durch Nachahmung umgekehrt wurde.

Macht man gegen diese Erklärung den Einwurf, daß der Gesundheitszustand der Amerikanerinnen mit der Constitution der Weiber in Asien, Afrika und Europa nicht einerley sey; daß z. B. der monathliche Blutverlust der Languedocerinnen nicht größer ist, als der Bearnerinnen ihrer, daß gleichwol jene Sitte in Languedoc nicht üblich sey; so antworte ich, daß diese

Gewohn-

Gewohnheit nicht überall einen und eben denselben Ursprung hat. Wenn sie an einem Ort eingeführt war, so wurde an einem andern davon gesprochen, und man ahmte sie hier nach. Man vergas aber den Grund, warum sie dort aufkam, und ein jeder ersann sich nun seine besondern Gründe. Uebrigens muß ich auch hier wiederholen, daß barbarische Völker die Farcen und närrischen Cerimonien sehr lieben, und daß sie mit Vergnügen alle Possenspiele aufnehmen, die ihnen bekannt werden. Nimmt man endlich alles zusammen, was ich im Abschnitt über die tyrannische Behandlung der Weiber beigebracht habe; so darf man wol annehmen, daß diese Sitte an einigen Orten durch die Tyrannei der Männer gegründet und eingeführt wurde.

Unter allen Sonderbarkeiten, welche man in den Festen und Cerimonien, so bey der Geburt der Kinder vorkommen, antrift, ist die Gewohnheit der Jakuten, von welcher ich schon oben geredet, die unbegreiflichste, ich meine, daß der Jakute den Mutterkuchen zurichten läßt, und ihn mit seinen Freunden und Verwandten verzehrt. Viele andere Gewohnheiten beziehen sich blos auf das neugeborne Kind. So legen z. B. die reichen Negern in Loanda, nach Merolla's Bericht, bey der Geburt eines jeden Kindes, den Grund zu einem neuen Haus, und die Mauren werden in eben dem Verhältniß immer mehr ausgebauet, in welchem das Kind älter wird.

Ich habe schon oben angemerkt, daß die Wilden und Barbaren von Natur sehr schmutzig und unreinlich sind, und daß sie demohngeachtet die Weiber zur Zeit der monatlichen Reinigung oder des Wochenbettes fliehen. Sie müssen ausser den Waschungen und Reinigungen, welche ihnen anbefohlen sind, auch eine Zeitlang sich in die Einsamkeit zurückziehn. Die jüdischen Weiber mußten 40 Tage nach ihrer Niederkunft

kunft mit einem Knaben und 24 Tage, wenn sie ein Mädchen geboren hatten, den Tempel meiden. Wenn eine Negresse in Angola Mutter geworden, so lebt sie so lang von ihrem Mann abgesondert, bis das Kind Zähne hat; da tragen denn die Verwandten beider Eltern das Kind, mit Gesang und Musik, von Haus zu Haus, um für dasselbe Geschenke einzusammlen, die ihnen denn auch selten versagt werden.

Man hat den zärtlichen Mann, der seine Frau im Augenblick ihrer Niederkunft nicht verlassen will, mit einer Geldstrafe belegt. Wenn die Hottentotinnen gebären wollen; so müssen die Männer so gleich die Hütte verlassen, oder sie werden um ein Schaaf bestraft, welches der Dorfschaft zufällt. Bey den Ostiaken haben die Weiber, nach ihrer Niederkunft, eine eigne etwas abgelegene Wohnung. Weder der Mann, noch irgend eine andre Person, darf sie besuchen; ein altes Weib bewacht sie, und ist vier bis fünf Wochen ihre einzige Gesellschafterin. Nach dieser Zeit wird ein großes Feuer angezündet; sie reinigen sich dadurch, daß sie über dasselbe wegspringen, und nun begeben sie sich mit ihrem Kind zum Vater, dem es frey steht, ob er sie annehmen oder zurückschicken will.

In Siam reinigen sie sich folgender Gestalt: Man stellt sie einen vollen Monat hindurch vor ein großes Feuer, welches man immer in gleichem Grad fortbrennen läßt; Man dreht sie bald auf die eine, bald auf die andere Seite; Rauch und Hitze müssen ihnen sehr beschwerlich seyn. Die Peguaner setzen sie auf einen hohen Bamburost, unter welchem sie ein Feuer anzünden; diese Reinigung wird fünf Tage wiederholt.

Diese Ideen von Verunreinigung und Reinigung sind sogar in Europa so allgemein verbreitet worden, daß in den Verordnungen des H. Eduard, Bischofs

zu Canterbury, den Weibern anbefohlen wird, vor ihrer Niederkunft zu beichten, und immer Weihwasser bey der Hand zu haben.

Zweytes Hauptstück.

Von den Namen der Kinder und von der Art, wie sie ihnen ertheilt werden.

Ich werde hier ganz simple Thatsachen erzählen; sie werden gleichwol einige von meinen Lesern in Erstaunen setzen, die blos daran gewöhnt sind, ihren Kindern den Familien und den Namen eines Heiligen zu geben. Die Lycier, die alten Bewohner von Attika, verschiedene Stämme in Nordamerika und die Völkerschaften an der Malabarischen Küste geben den Kindern den Namen der Mutter, nicht des Vaters. Dieser Gebrauch paßt sehr zu solchen Ländern, in welchen man nicht bestimmt angeben kann, wer der Vater des Kindes ist. Daher führen auch in Europa die unehelichen Kinder den Namen ihrer Mütter. Ja selbst wenn die Aufklärung fortschreitet, wird diese Gewohnheit, die den ersten Zeitaltern zugehört, bisweilen durch die Ordnung in der Erbfolge, durch die Form der Heirathen, durch das Ansehn der Weiber wieder geübt.

Die Häupter der amerikanischen Wilden nennen sich Heerführer mit weissen Augen, Strohhalme und dergleichen mehr. Die Negern in Fetu nennen sich Sonntag, Montag, Dienstag und so weiter. Wenn sie das männliche Alter erreichen, so nennen sie sich Papagey, Löwe, Wolf und so weiter. Die Negern in Issiny geben den Kindern den Namen eines Baums, Thiers, oder einer Frucht; und die Samojeden geben

ihnen den Namen der ersten Creatur, die ins Zelt eintritt, es mag ein Mensch oder ein Thier seyn, bisweilen auch den Namen eines Bachs, eines Baums oder des ersten Gegenstandes, der sich ihren Augen darbietet. Die Ostiaken und die Bewohner von Golconda unterscheiden ihre Kinder durch irgend einen Naturfehler oder durch irgend eine merkwürdige Eigenschaft; daher die Nahmen hinkend, kurzsichtig, Weishaupt, Rothhaar und so weiter bei ihnen üblich sind. Wenn eine Jakutin niederkömmt; so giebt die erste Person, die in die Jurte tritt, dem neugebornen Kind den Namen, wie er ihr eben beifällt. Die alten Araber hatten eine große Menge von Götzenbildern, deren Namen sie sich bedienten, und dergleichen Pocok gesammlet hat.

Es giebt kein Land, in welchem man die Namen so oft abändert, als in Sina. Zuerst führen die Kinder den Namen ihrer Familie; nach einem Monat wird ein Diminutivum hinzugefügt, welches man den Milchnamen nennt; gewöhnlich ist es der Name einer Blume, eines Thieres und so weiter; beym Anfang seines Unterrichts erhält der Knabe wieder einen andern Namen unter seinen Mitschülern; wenn er mannbar wird, so nimmt er den vierten Namen hinzu, den er auch in seinen Briefen unterschreibt. Erhält er endlich eine Bedienung; so sucht er sich einen fünften seinem Rang angemessenen Namen aus, und die Höflichkeit erfordert es, daß man ihn blos bey diesem lezten Namen nenne.

Die Grönländer geben ihren Kindern den Namen eines verstorbenen Verwandten, um sein Andenken dadurch zu erhalten; diejenigen Verwandten werden indessen der Vergessenheit übergeben, die durch einen Unglücksfall gestorben, damit der Schmerz nicht durch den Namen aufgefrischt werde. Führt jemand den Namen eines seiner Freunde, der eben verstorben,

so

so schont man sein Bekümmerniß, indem man ihn eine Zeitlang bey einem andern Namen nennt.

Villault erkundigte sich, warum sich die Negern von Rio — Sestos Paul, Franz und so weiter nennen. Man sagte ihm, daß sich die Negern bey der Abfarth der europäischen Schiffe, von welchen sie Wohlthaten empfangen, die Namen der Befehlshaber und des Schifsvolks ausbitten, und daß sie ihren Kindern diese Namen aus Erkenntlichkeit beilegen. Die Otaheiter tauschten ihre Namen mit den Engländern um, wenn sie ihnen ihre Freundschaft bezeugen wollten. Viele andre Völker haben eben diese Verstellungsart.

Wenn die Negern ihren Kindern den Namen ertheilen, so ist dies für sie ein festlicher Tag. Der Vater, dem seine Bedienten mit Pfeilen und musikalischen Instrumenten folgen, spaziert um die Stadt und ruft ein Freudengeschrey aus. Hierauf wird das Kind in der Mitte der versammleten Gesellschaft auf ein Kriegeswerkzeug gesezt, und ihm ein Bogen in die Hand gegeben. Ein Redner hält eine lange Rede, welche er mit Gebetern für das neugeborne Kind schließt. Gewöhnlich sagt er: Möchtest du doch deinem Vater ähnlich werden, so fleißig und gastfrey seyn, wie er; Möchtest du dein Haus bauen und deine Geschäfte besorgen können, dich nicht nach den Weibern deines Nachbars gelüsten lassen, und Trunkenheit und Schwelgerey verachten!

Ich schließe diesen Abschnitt mit einer abergläubischen Gewohnheit der schwedischen Lappen. Diese lassen Alantkraut in Wasser aufkochen, in welches sie die auf Holz geschriebenen Taufnamen der Kinder tauchen. Da sie nun auch ihren Hunden Namen geben, so werden auch diese mit dem nemlichen Wasser gewaschen.

Drittes Hauptstück.

Von den todtgebornen Kindern. — Von den Zwillingen.

Der Mensch sucht in den gewöhnlichsten Ereignissen immer was übernatürliches, und läßt die einfachsten Wirkungen, durch die entferntesten und sonderbarsten Ursachen, zu Stande kommen. Ich werde künftig erinnern, daß gewisse Völker geglaubt, der Mensch könne nicht eines natürlichen Todes sterben, und daß sie daher alle mögliche Mittel anwenden, um den Mörder ausfindig zu machen. Es läßt sich leicht begreifen, wie eine Frau mit einem todtgebornen Kind oder mit Zwillingen niederkommen kann. Gleichwol pflegen die Hottentoten, wenn der erste Fall eintritt, oder wenn das Kind (besonders wenn es ein Sohn ist,) während der Geburt stirbt, ihre Dorfschaft an einen andern Platz zu versetzen. Wenn Zwillinge geboren werden; so sind sie, im Fall es Söhne sind, ausserordentlich vergnügt; Sind es aber Töchter, so wird die Schwächste getödtet; Ist es ein Sohn und eine Tochter, so wird die leztere entweder auf einen Ast eines Baums ausgesezt, oder sie wird mit Bewilligung und auf Befehl des ganzen Kraal lebendig begraben. Gebärt eine Kurilin zwey Kinder; so opfert sie eins auf. Da eine Wildin, ohne sich ganz zu erschöpfen, nicht zwey Kinder ernahren kann; so bringt sie das schwächste um. Ihre Lebensart also ist es, nicht Hartherzigkeit, die sie zu einer solchen Barbarey verleitet.

Wenn in Ardra eine Negresse mit einem Zwilling niederkömmt; so wird sie, wie Barbot berichtet, für

eine

eine Ehebrecherin gehalten. Man kan dort nicht begreifen, daß derselbe Mann zwey Kinder zugleich zeugen könne. Im Königreich Benin hingegen sind Zwillinge eine gute Vorbedeutung; der König wird von einer solchen Geburt benachrichtiget, und es werden öfentliche Lustbarkeiten angestellt. Indessen liegt in eben diesem Königreich eine Stadt, deren Einwohner die Mutter und die Zwillinge zur Ehre eines Dämons hinrichten, der den benachbarten Wald bewohnen soll. Artus hat einen Vater gekannt, der seine beiden Kinder mit eigner Hand umbringen mußte. In Rom dachte man wie in Benin. Livia, die Gemahlin des Drusus, gebar Zwillinge; Tiber ist darüber so entzückt, daß er mitten im Senat erklärt, kein Ehemann seines Standes habe je ein solches Glück gehabt.

Viertes Hauptstück.

Von den Kindern, welche man umbringt.

Die Wilden bringen bisweilen ihre Kinder gleich nach der Geburt um. Die Weiber am Onnoco waren so unglücklich, daß sie ihre Töchter dadurch tödteten, daß sie die Nabelschnur zu nahe abschnitten. Das Christenthum hat diese eingewurzelte böse Gewohnheit nicht ausrotten können. Die Taprobaner verdammten, nach Diodor, (II. 31.) alle neugebornen Kinder zum Tod, oder sie verstümmelten sie; und im Königreich Sopith erwürgte man alle ungestalteten Kinder ohne Gnade. Die Irokesinnen suchen durch Zusammenpressungen des Bauchs, oder durchs Kauen einer gewissen Pflanze, zu frühzeitige Geburten zu haben. Andre verlassen ihre Kinder. Die Madagascarinnen setzen alle Kinder, welche am Dienstag, Donnerstag

und Freitag geboren werden, in die Wälder aus, wo sie Hungers sterben, oder von wilden Thieren zerrissen werden. In Sparta wurde das neugeborne Kind gleich nach der Geburt vom Vater an einen öfentlichen Ort gebracht; Hier wurde es von den verständigsten Männern untersucht; Wenn es weder gesund, noch schön gestaltet befunden wurde, so stürzte man es in eine tiefe Höhle. Väter, die ihre Kinder nicht ernähren wollten, warfen sie auf den Schindanger; und Romulus verbot das Aussetzen der Söhne und der ersten Töchter, wofern sie nicht von den Nachbaren für sehr schwächlich erklärt werden sollten. In den Gesetzen der zwölf Tafeln kömt eben diese Verordnung vor. Nichts war indessen unter den Imperatoren gemeiner, als das Aussetzen neugeborner Kinder beiderley Geschlechts, welches auch unter Constantin noch immer geduldet wurde.

Es scheint, als wenn die alten Gesezgeber gar keine Bedenklichkeit bey dem Recht, die Kinder dem Tod zu überantworten, gehabt, und daß sogar die Väter sich dieses Rechts bedient, ohne daß sich irgend jemand um ihr Verfahren bekümmerte. Aristoteles bestimmt die Zahl der Bürger für einen Staat, und er giebt den Rath, man solle, ehe der Fötus lebe, den Weibern zu frühzeitige Geburten machen, sobald die Kinder die im Gesetz vorgeschriebene Zahl übersteigen *). Diese vom Enthusiasmus für das Vaterland befeuerten Republikaner hatten keinen Begrif von Mitleiden und Erbarmung für das Individuum, den man bey den heutigen Nationen antrift. Sie liebten ihre Kinder weniger als ihr Vaterland. Das gemeine Volk tödtete seine Kinder, weil man es überredete, daß sie im Leib der Mutter und selbst nach der Geburt, noch nicht menschliche Geschöpfe seyen. Die Barbarei fußte, wie man sich leicht vorstellen kann, auf diese Grundsätze,

*) *Aristoteles*, de Republ. VII. 16.

sätze, und die Räsonneurs suchten Argumente auf, um sie zu rechtfertigen. Der Pseudoplutarch (B. V.) berührt diese Frage; er hebt mit der Untersuchung an, ob der Fötus in Mutterleib ein Thier sey? Plato antwortet, Ja! weil er sich bewegt und nährt. Die Stoiker sagen Nein! sondern es verhält sich mit ihm, wie mit der Frucht eines Baums, welche abfällt, wenn sie reif geworden. Empedokles behauptete, er werde nur dann erst zum Thier, wenn er bey der Geburt zu athmen anfange. Dem Diogenes zufolge kömt er unbeseelt, aber mit einer natürlichen Wärme zur Welt, welche die Luft in die Lungen zieht und ihn alsbald beseelt. Herophilus hatte dasselbe System; er lehrte, die Nerven seyen die Ursache von der Bewegung des Kindes im Leib der Mutter, und es werde erst zum Thier, wenn es nach der Niederkunft Luft eingeathmet habe; woraus denn folgt, daß man keinen Mord begeht, wenn man die Kinder in dem Augenblick ihrer Geburt umbringt.

Wenn man über Fragen der Politik und der Moral Untersuchungen anstellt; so scheint es, man wolle die Menschen verhindern, zu den wahren Grundsätzen zurückzugehn, und sie durch Sophismen irre führen. Warum soll man bey der vorliegenden Materie nicht die Frage aufwerfen, ob die Obrigkeit der Bevölkerung Schranken setzen dürfe? Wenn sie dem gemeinen Besten so viele Krieger aufopfern darf, warum sollte sie nicht auch die Kinder tödten dürfen? Ist dies etwa schrecklicher, als die Metzelungen der Kriege? und so weiter. Der Philosoph würde diese Fragen mit Recht mit vielen Unterscheidungen und Einschränkungen beantworten; aber der Gang der Gesezgebung ist dreister und entscheidender.

Diese abscheuliche Gewohnheit ist noch jezt in Sina üblich. An jedem Morgen findet man auf den Straßen zu Pekin eine Anzahl weggeworfener Kin-

der, von welchen die meisten sterben oder von den Thieren aufgefressen werden. Der P. Noel sagt, es werden auf solche Weise jährlich zwanzig bis dreissigtausend Kinder ausgesezt; Andre Jesuiten versichern, daß sie in drei Jahren nur 9702 Kinder gezehlt, welche für dem Schindanger weggeworfen worden. Ein Todtengräber sammlet sie an jedem Morgen ein; er wirft sie in eine Grube, ohne sie zuzuscharren, weil die Muhamedaner einige von ihnen wieder heraus nehmen. Die Wöchnerinnen ersticken sie oft in warmem Wasser, oder sie werfen sie in den Fluß, nachdem sie ihnen einen leeren Kürbis auf den Rücken gebunden.

Fünftes Hauptstück.

Von der Gewalt des Vaters über seine Kinder.

Zu Anfang des gesellschaftlichen Lebens hat ein Vater diejenige Herrschaft über seine Kinder, welche ihm Erfahrung und Macht zutheilt. Er sieht übrigens ein Wesen, welches ihm sein Dasein zu verdanken hat, als sein Eigenthum an, und seine Gerichtsbarkeit wird durch nichts eingeschränkt. Man kann aus mehrern Stellen des Pentateuchs abnehmen, daß der Vater seit langen Zeiten das Recht, seine Kinder umzubringen besas, und Moses erlaubt ihm noch, (5 B. Mos. XXI.) seine Tochter an seine Nationalverwandten, nicht aber an Fremde, als Sclavin oder als Beischläferin zu verkaufen.

Die alten Gesezgeber gaben dem Vater eine unumschränkte Gewalt über seine Kinder. Man stellte sich vor, die Glückseeligkeit der Staaten hange von der Sclaverei der Kinder ab. Andre, denen es eben nicht

um

um politische Vortheile zu thun war, fanden eine solche Verordnung billig; es sey besser, sagte man, den Sohn der Willkühr seines Vaters zu überantworten, als ihm die Unabhängigkeit zuzugestehn, die er gar leicht mißbrauchen dürfte. Einem Gesetz der Parther und der Armenier zufolge, durfte man seinen unverheiratheten Sohn, Tochter und Bruder tödten, selbst wenn sie schon mannbar waren. *) Bey den Persern und Griechen war die väterliche Gewalt über die Kinder eben so uneingeschränkt, wie die Gewalt des Herrn über seine Sclaven; **) in der Folge wurde sie noch größer. Die Freigelassenen hingen von keinem Menschen mehr ab, aber ein von seinem Vater verkaufter und nachher von seinem Herrn freygelassener Sohn, fiel abermals unter die väterliche Gewalt, und er war nicht eher frey, als bis er dreimal verkauft worden.

Als man unter den Imperatoren diese väterliche Gewalt einschränkte, so hatte man die Absicht, das Aussetzen der Kinder zu verhindern; gleichwol gestattete man einem unbegüterten Vater, daß er seine Kinder gleich nach der Geburt verkaufen dürfe. Er konnte sie nachher wieder kaufen, wenn er den von ihnen gelösten Kaufpreis erlegte.

Cäsar fand dies Recht der Väter über Leben und Tod der Kinder auch in den Wäldern von Gallien und Germanien.

Nachdem die Serails erfunden waren, brauchte man viele Weiber und verschnittene. Hier hatte man einen neuen Handelszweig, wovon die Alten keine Idee gehabt, wenn ihnen gleich der Handel mit Knechten und Sclaven bekannt war. Unnatürliche Väter verstümmelten ihre Söhne, um sie als Verschnittene zu verkaufen, und sie ließen sich von einem elenden Kauf-

mann

*) Man findet die hieher gehörigen Stellen in Pufendorfs Naturrecht, (Buch II.) angeführt.

**) *Aristoteles* Ethic. VI. 10.

mann den Preis für die Schaamhaftigkeit ihrer Töchter bezahlen. Es hielt schwer, den Reitzungen und Lockspeisen, die so viele Vorteile versprachen, zu widerstehn, und die Obrigkeiten nahmen ihnen eine Gewalt nicht, durch welche ihre Absichten befördert wurden.

Der Handel mit den Negersclaven folgte auf die Entdeckung der neuen Welt und auf die Pflanzungen der Colonien. Seit diesem Zeitpunkt sind die Nachrichten der Reisebeschreiber von der Grausamkeit der Afrikaner, die ihre Kinder verkaufen, fast unglaublich. Auf der Sclavenküste geht die Unterwürfigkeit der leztern so weit, daß sie sich in Gegenwart ihrer Väter nicht anders als auf den Knieen zeigen dürfen.

Sehr oft stehen die Gesetze eines Landes mit einander im Widerspruch. Die Kinder sollten eigentlich in einem Lande, wo alles der politischen Sclaverei unterworfen ist, nicht Sclaven seyn. Man braucht da nur einen Herrn, und dieser Herr ist der Sultan oder seine Bediente. Die Kinder würden daher im Orient zuverläßig aus der Sclaverei der Väter heraustretten, wenn nicht die Vielweiberei sie in dieselbe hineinstürzte.

Der Sinese darf seine Kinder verkaufen. Will er sie hinrichten; so giebt er ihnen vor der Obrigkeit irgend ein Verbrechen Schuld, und sie werden auf seine Aussage für schuldig erklärt. Wenn ein Sohn seinen Vater durch Beschimpfungen oder Schläge mißhandeln, wenn er gar Vatermörder werden sollte; so würde sich der Lerm über die ganze Provinz verbreiten, die ganze Familie würde bestraft, und die Obrigkeit selbst abgesezt werden. Man nimmt also an, daß vor einem solchen Verbrechen viele andre hergehn müssen, und daß demnach die Schuld auf diejenigen Personen zurückfalle, welche auf seine Aufführung Acht geben sollen.

Am

Am meisten beleidigt die Gewohnheit der Tataren die Gesetze und die guten Sitten, die die Staatsverfassung unter ihnen verbreiten sollte. Sie verkaufen, nach Chardin, gemeiniglich die Kinder beiderlei Geschlechts, und sie wenden das gelöste Geld auf Weiber und Verschnittene für die Serails und Harems an. Der Czaar Peter glaubte nicht, daß so was irgend verboten werden könne. In seiner Declaration an die Geistlichkeit, an die bürgerlichen und militärischen Stände seines Reichs beruft er sich auf das Urteil der ganzen Welt, daß ein Vater, (und sogar der gemeinste Mann,) nach allen göttlichen und menschlichen Gesetzen, ein volles und unbedingtes Recht habe, seine Kinder, ohne einen höhern Richter und ohne irgend einen Menschen um Rath zu fragen, zu richten.

Sechstes Hauptstück.

Von der Art, die Kinder zu ernähren. Von der kriegerischen und von der wissenschaftlichen Erziehung.

Man stellt die Art, wie policirte Völker ihre Kinder nähren und erziehn, sehr oft mit den Nahrungsmitteln zusammen, die die Kinder barbarischer Völkerschaften genießen. Man eifert zum Beweis gegen den Gebrauch der Windeln, wodurch der Mensch gleich in den ersten Augenblicken seines Daseins gefesselt wird; und es ist nicht zu läugnen, daß man diese Contraste nicht nachdrücklich genug rügen kann. Geht man aber der Entwickelung der gesellschaftlichen Anordnungen nach, so wird sich diese Verwunderung verlieren. Bei sehr zahlreichen Völkerschaften wohnen Vater und Mutter sehr enge beisammen; sie schränken daher ihre Kinder

in

in den möglichst kleinsten Raum ein; und da sie sie, um ihre Geschäfte abzuwarten, allein lassen müssen; so bindet man sie, um zu verhindern, daß sie sich nicht durch Fallen Schaden zufügen. Dies ist der Ursprung der Wiege und der Windeln. Der gemeine Mann verführt in diesem Stück die wohlhabenden Leute, und die Begüterten richten sich nach der allgemeinen Gewohnheit.

Rousseau's Werk hat einige Verbesserungen bewirkt; aber der gemeine Mann wird demohngeachtet immer die alte Bahn betretten; er befindet sich nicht mehr unter den Umständen, unter welchen sich die Wilden und die Negern befinden, die man ohne viele Sorgnisse gleich nach ihrer Geburt ihrem Schicksaal überläßt, und die gleichwol weder höckericht, noch sonst ungestaltet werden.

Die Thatsachen reden hier selbst. Wenn bei den Feuen ein Kind geboren wurde; so wurde es in eine Thierhaut eingewickelt, und an einen Baum aufgehangen; die Mutter steckte ihm den Kern einer Frucht in den Mund, und nach ihrer Zurückkunft von der Jagd lies sie es am Fleisch des Wildprets saugen, welches die Stelle der Milch vertrat *). Die Negresse läßt ihr Kind, die ersten vierzehn Tage, auf der Erde herum kriechen; nach dieser Zeit nimmt sie es auf den Rücken und verläßt es nie; sie bindet es an den beiden Schultern fest, und die Beine stehn vorwärts nach beiden Seiten. Die Lappen hängen, nach Regnard, die Wiegen in einer kleinen Entfernung von der Erden auf; ein dazu abgerichteter Hund bewegt die Wiege, bis das Kind einschläft, und er fängt das Wiegen wieder an, sobald er das Kind schreyen hört. Dem Nichols zufolge, säugten Ziegen die Kinder der canarischen Insulaner. Weiber und Kinder der Stäm-

*) *Procopius* de Bello Goth. XI. 15.

Stämme am Senegal schlafen mitten unter ihrem Vieh, welches sich hinlegt, ohne jemanden Schaden zu thun. In vielen Provinzen von Irland gehn die Kinder mitten im Winter ohne Mützen und Schuhe, und die übrigen Theile ihres Körpers sind mit schlechtem Tuch bedeckt. Wenn man dem Sidonius Apollinaris glauben darf, so war Eis das Bette der eben gebornen Thracier, und ihre Glieder wurden durch Schnee abgehärtet; die Mütter nährten sie mit Stutenblut. In Loango sind sie immer nackt; Sobald sie geboren sind, wird ihnen eine Schelle an den Hals gebunden, damit man sie, wenn sie sich etwa verlieren, wieder finden könne. Champlain hat von den sehr einfachen Mitteln, die die Wilden in Neufrankreich bey der Erziehung ihrer Kinder anwenden, Nachricht gegeben. Merolla und Carly wollen mit der Sprache in den Stellen ihrer Reisebeschreibungen nicht recht heraus, in welchen sie die hieher gehörigen Gebräuche der Bewohner von Loango berühren.

Einige Wilden haben ein so tiefes Gefühl für Unabhängigkeit, daß sie ihre Kinder derselben durch den Unterricht nicht berauben wollen. So war die Denkungsart vieler Indianer in Nordamerika beschaffen. An andern Orten will man sie der Grobheit der Lehrer nicht Preis geben; weil man weis, daß es oft ungerecht ist, sie zu schlagen, wenn sie nicht lernen wollen. Die Marokkaner geben ihnen blos mit einer Ruthe auf die Fußsohlen einige Streiche; sie verabscheuen alle andern Züchtigungen, und besonders den Gebrauch der Geissel.

Die Untersuchung der bey verschiedenen Völkern üblichen verschiedenen Arten von Erziehung der Kinder würde ein eignes Werk erfordern. Ich werde daher blos die Hauptzüge der kriegerischen Erziehung zeichnen, welche bey vielen Völkern für die nüzlichste gehalten wird. Selbst wenn man alle Geschichtbücher gelesen hat, bleibt

es demohngeachtet noch immer unbegreiflich, wie die Nationen so viel Ferocität erlangen können. Wir können uns überhaupt die Menschen nicht als ganz böse und verdorben vorstellen. Die Weiber in Florida, welche Kinder säugten, tranken Blut, welches man jungen Kranken abzapfte; dadurch sollte die Milch verbessert und die Säugammen herzhafter werden.

Um der Weichlichkeit vorzubeugen, ließen die Ephoren die zu zärtlichen oder zu fetten Jünglinge bis aufs Blut geisseln. Wenn die Kinder der Libyer ihr viertes Jahr erreichten, so brannte man ihnen die Blutgefäße des Kopfs und bisweilen auch der Schläfe, damit sie den Rest ihres Lebens gegen Blutflüsse gesichert seyn möchten. Die jungen Gallier sahen ihre Väter nie an einem öfentlichen Ort, als bis sie die Waffen tragen konnten; vor dieser Epoche waren sie ihrer Gesellschaft nicht würdig. Wenn die alten Thracier den Donner hörten, oder Blitze sahen; so nahmen sie ihre Kinder bey der Hand, und schossen Pfeile nach dem Himmel ab *), um, wie sich Montagne ausdrückt, die Gottheit durch Pfeile zum Gehorsam zu bringen. Wenn ehedem eine Irländerin einen Sohn gebar, so reichte ihm der Vater die erste Nahrungsmittel an einer Degenspitze, um dadurch den Anfang seiner kriegerischen Erziehung zu machen. Die Hunnen bewafneten ihre Söhne mit einem Bogen, sobald sie Kräfte genug hatten; sie ritten auf Schöpsen auf die Jagd kleiner Thiere. Die Gallen, eine Abyssinische Völkerschaft, lehren die Kinder sehr früh, den Degen zu führen; man wiederholt ihnen die Lehre täglich, daß diese Waffen dem Menschen ganz unentbehrlich sind, daß sie ihnen das gegründetste Recht auf dasjenige geben, was sie besitzen, und daß sie das Mittel sind, sich in diesem Besitz zu erhalten. In Macassar werden alle Knaben von fünf bis sechs Jahren ausserhalb ihres väterli-

*) *Herodotus* IV. 289.

terlichen Hauses erzogen, damit sie, durch die zu zärtliche Behandlung ihrer Mütter, nicht weichlich oder weibisch werden mögen. Wie gros muß endlich die Unverzagtheit der Kinder der Nogaischen Tataren seyn, wenn sie an Hochzeitstagen die Verwandten und Freunde der Verlobten sich in zween Haufen theilen, mit einander kämpfen und sich blutige Wunden beybringen sehn? Dies, sagen sie, ist eine Vorbedeutung, daß die künftigen Söhne des jezt heirathenden Ehepaars tapfre Krieger seyn werden.

Auch cultivirte Völker lassen bisweilen ihre Kinder bis in ein gewisses ziemlich ansehnliches Alter nackt einhergehn. Dieser Umstand verträgt sich nicht wol mit den allgemeinen Begriffen von Schicklichkeit und Anständigkeit, nach welchen sich die Nationen richten, wenn sie den Zustand der Barbarey verlassen. Hier müssen also besondere Ursachen mitwirken. Die Aegyptier waren während der Kindheit nackt. Diese Nacktheit hieng mit dem von diesem Volke aufgenommenen Educationssystem sehr gut zusammen; man erzog nemlich die Bürger auf die einfachste und mäßigste Weise.

Dem Dapper und Barbot zufolge giebt es auf den Küsten von Riosestos und Sierra-Leona eine grosse Menge von Erziehungshäusern, in welchen die jungen Knaben und Mädchen unterrichtet werden; sie gehn durchaus nackt einher, und die Weiber, welche sie besuchen wollen, können nicht anders als nackt in die Mädchenseminarien eingelassen werden. Die Reisebeschreiber sagen uns vom Ursprung dieser Schulen nichts. Man will in denselben vielleicht die Jugend abhärten und an harte Anstrengungen der Kräfte gewöhnen. Da sie aber das Auswendiglernen und Absingen schlüpfriger Verse, das Tanzen und andre unschickliche Stellungen zu ihrer Hauptbeschäftigung machen; so können es wol Schulen des körperlichen Vergnügens seyn.

Jezt von der litterarischen Erziehung. Wir finden hier die Ideen verschiedener Menschen und Völker gleichfalls im Widerspruch. Charondas verordnete, daß alle edlen oder bürgerlichen Kinder von Lehrern unterrichtet werden sollten, welche vom Publikum besoldet würden; er fürchtete, daß die Unbegüterten schlecht erzogen werden möchten. Da Charondas eine Republik bilden wollte; so brauchte er keine unwissende Sclaven. In Sina werden die Bedienungen im Staat blos den Talenten anvertraut, und Gelehrsamkeit bringt Adel und Würden. Eben so lobenswürdig sind die Anstalten in Corea; in jeder Provinz werden jährlich Versammlungen gehalten, nach welchen sich die jungen Leute hinbegeben müssen, um bürgerliche oder militärische Aemter zu erhalten. Die Abgeordneten, die die Prüfung ihrer Geschicklichkeiten anstellen müssen, ernennen die würdigsten zu den Ehrenstellen, und der König ertheilt sie ihnen.

Andre Gesezgeber haben anders gedacht. Um die Künstler und Bauern in dem Zustand zu erhalten, in welchem sie geboren werden, und um den unruhigen Geist des Ehrgeizes bey ihnen zu ersticken, der ihre Lenkung und Zähmung erschweren würde, haben sie ihnen verboten, lesen zu lernen, und sie haben die Kenntnisse bestimmt, die sie sich zu erwerben die Erlaubniß haben. In Aegypten lernten, nach Diodor, (L. 2.) nur diejenigen Kinder das Lesen, die sich den Wissenschaften, vermöge ihrer Geburt, widmen mußten. Die Priester in Rußland beschuldigten ehedem einen jeden, der mehr als Lesen und Schreiben konnte, der Ketzerey; dies Verbot gieng so weit, daß die Russen nicht einmal die Zeitungen lesen durften.

Durch Luxus und Barbarey wird der Geist verviehischt; man verachtet alle Kenntnisse. Der Adel in Europa hat sich mehrere Jahrhunderte hindurch geschämt, daß er Lesen und Schreiben gekonnt. In In-

dien

dien gereicht es den Weibern zur Schande, wenn sie lesen lernen; das schickt sich, sagen sie, blos für die Sclaven, die in den Pagoden singen. In Japan hingegen sollen sie eben die wissenschaftliche Erziehung geniessen, die die Söhne erhalten. Diese Nachricht des Kämpfers hat ihre Schwierigkeiten, weil die dortige Regierungsform die drückendste unter allen Despotien ist; es müßte denn seyn, daß sich, wie wir fast vermuthen, die ganze Erziehung auf Lesen und Schreiben einschränkt.

Nachdem die Schrift und die Künste erfunden waren; so brachte der Mißbrauch der Kenntnisse Reformationen hervor, deren Declamationen ich nicht wiederholen mag. Ich will meine Leser blos auf die Abecedarier, eine Sekte von Anabaptisten, aufmerksam machen. Diese behaupteten, der Mensch könne nicht zu unwissend seyn, er müsse, um der Gefahr der Verdammniß zu entgehn, nicht lesen noch schreiben können, und sogar die ersten Buchstaben im Alphabet müßten ihm unbekannt seyn.

Die bekannte Abhandlung des Genfer Bürgers hat die Gelehrten auf diesen Gegenstand aufmerksam gemacht; seine Gegner aber sprechen mit zu viel Enthusiasmus von den Künsten und Wissenschaften, als daß sie die Frage unparteiisch untersuchen könten. Es ist einleuchtend, daß ihre Nuzbarkeit blos relativ ist für die Individuen sowol, als für Staaten; daß ein Wilder unglücklich seyn würde, wenn er mitten in den Wäldern so oft reflectiren wollte, wie wir in unsern Städten und policirten Gesellschaften; endlich daß es Reiche giebt, in welchen die Wissenschaften wirklich schädlich seyn würden.

In einigen Ländern sind grosse Cerimonien üblich, um die Jünglinge, nach geendigter Erziehung, in den Rang der Männer zuzulassen. Die Hottentoten dürfen vor ihrem achtzehnten Jahr mit solchen Mannsper-

sonen nicht umgehn, die schon in jenen Rang getretten sind; sie dürfen nicht einmal mit ihrem eignen Vater reden. Wenn der grosse Tag gekommen ist, so setzen sich alle Einwohner aus dem Kraal in einen Kreis hin; der Candidat hockt in einiger Entfernung auf den Knien; der älteste in der Versammlung steht auf, sammlet die Stimmen und erklärt ihm, daß er künftig seine Mutter verlassen, der Gesellschaft der Weiber und den kindischen Vergnügungen entsagen, und sich wie ein Mann aufführen müsse. Der Redner befeuchtet ihn endlich mit Urin, und man wünscht dem jungen Mann Glück.

Fünftes Buch.

Von den Oberhäuptern und Regenten.

Erstes Hauptstück.

Von der Wahl und von der Einweihung.

Die ersten Gesellschaften erwählten gewöhnlich blos zu der Absicht ein Oberhaupt, um im Krieg einen Anführer zu haben. Noch jezt giebt es in den Dorfschaften der Wilden keine Obrigkeit; denn wenn sie gleich in Gesellschaft leben; so ist das Individuum doch sich selbst und seinen Launen überlassen. Sobald aber eine Art von Policey nothwendig wird, so ist es natürlich, daß die Aufsicht demjenigen anvertraut wird, der die Krieger im Treffen angeführt hat.

In dergleichen Zeitaltern ist den Menschen sogar der Name von Sclaverey unbekannt. Ungern opfern sie einen Theil ihrer Freiheit auf, und sie hassen den Mann, den sie mit Macht und Gewalt ausrüsten. Die Selbstliebe muntert einen jeden zu Ansprüchen auf. Es kömt hinzu, daß jede Art von Vorrang den Charakter der Wilden beleidigt; sie gehorchen Niemanden, wofern sie nicht durch die äusserste Noth dazu gezwungen werden. Bey kaltem Blut wählen sie gewöhnlich den furchtlosesten und herzhaftesten dazu aus; doch hat meistens derjenige den Vorzug, der den meisten Ein-

thusiasmus besizt und dessen Geberden und Accent am meisten anziehn und überzeugen.

Diese leidenschaftlichen Menschen, die eine Versammlung von Barbaren sich unterwürfig machen, sind nun nicht immer die muthigsten in der Schlacht. So bald so was bemerkt wird, so sucht man die Dorfschaft oder den sich zusammhaltenden Haufen von Menschen, von ihrem Einfluß zu befreien. Man verfällt allmälig darauf, die Candidaten gewissen Prüfungen zu unterwerfen; Alle die vorhergegangenen Proben von Tapferkeit und Kraft werden für nichts gerechnet, wenn man in dem gegenwärtigen Fall nicht neue Beweise derselben ablegen kann. Diese mehr oder weniger harten Prüfungen setzen uns gleichwol in Schrecken.

Der Wilde um Cagenne, sagt Biet, welcher auf das Amt eines Hauptmannes Anspruch macht, begiebt sich in seine Hütte, sein Haupt ist gehelmt, seine Augen schlägt er nieder und spricht kein Wort. Er macht sich einen ganz engen Platz zurecht, in welchem er sich kaum umdrehn kann. Sechs Wochen hindurch beobachtet er ein sehr strenges Fasten; Die benachbarten Anführer und Hauptleute besuchen ihn morgens und abends; sie stellen ihm vor, er müsse, um sich der Stelle würdig zu machen, die er gegenwärtig suche, keine Gefahr scheuen, schwere Geschäfte und harte Arbeiten seyen künftig sein Loos. Nachdem er diese Reden ganz bescheiden angehört, giebt man ihm tausend Hiebe, um ihm dasjenige begreiflich zu machen, was er werde ertragen müssen, wenn er den Feinden seiner Nation in die Hände zu fallen das Unglück haben sollte. Er steht aufgerichtet da, mit über den Kopf zusammgefaltenen Händen; jeder von den anwesenden Hauptleuten (und deren Zahl ist beträchtlich,) giebt ihm, mit einer aus Palmwurzeln geflochtenen Peitsche, drei derbe Hiebe. Während dieser Cerimonie sind die jungen Leute

blos

blos mit der Verfertigung frischer Peitschen beschäftigt; denn man nimmt jedesmal zu den drey Hieben eine neue Peitsche, um dem Candidaten nur mehr Schmerz zu verursachen. Diese Geisselung wird, ganze sechs Wochen hindurch, täglich zweymal wiederholt; man peitscht ihn auf die Brust, den Bauch und den Hintern. Wenn er gleich Ströme von Blut vergießt, so darf er doch nicht seufzen, oder das mindeste Zeichen von Ungeduld von sich blicken lassen. Hierauf begiebt er sich wieder in sein Gefängniß, um sich niederzulegen; alle Peitschen, mit welchen er gestrichen worden, werden an sein Hängebett wie Siegeszeichen aufgehangen. Hält er diese Peinigungen, sechs Wochen lange, standhaft aus; so werden neue Prüfungen mit ihm vorgenommen. Die Häupter der Nation versammlen sich; sie verstecken sich um die Hütte herum in die Gesträuche und fangen ein fürchterliches Geschrey an; hierauf tretten sie mit Pfeil und Bogen hervor; sie brechen in seine Hütte ein, ergreifen den durch Fasten und Schläge abgemergelten Candidaten, tragen ihn in seiner Ratte weg, welche sie an ein Paar Bäume hängen, und ihm befehlen, aufzustehn. Man spricht ihm abermals durch eine förmliche Rede Muth ein, und jeder giebt ihm zur Probe einen noch derberen Peitschenhieb, als die vorigen waren. Jezt legt er sich wieder nieder; man streuet stinkende Kräuter aus um und unter ihn; diese werden in Brand gesteckt, ohne daß indessen die Flamme ihn berühren kann; er soll blos die Hitze empfinden. Der Rauch allein, der von allen Seiten auf ihn zudringt, verursacht ihm unerträgliche Schmerzen; er wird halbtoll, und sinkt in so tiefe Ohnmachten hin, daß man ihn für todt halten sollte. Man reicht ihm indessen einige starke Getränke, um ihm wieder zu seinen Kräften zu verhelfen; sobald er wieder zu sich selbst gekommen, wird das Feuer von neuem angezündet, und es werden ihm von neuem Lehren und

Ermahnungen zur Standhaftigkeit vorgetragen. Während dieser Marter beschäftigen sich die übrigen mit Trinken. Wenn er endlich den höchsten Grad von Schwäche erreicht zu haben scheint, so legt man ihm ein Halsband und einen Gürtel von Blättern um, welche mit schwarzen Ameisen, deren Stich und Biß sehr lebhaft ist, angefüllt sind. Diese beiden Zierrathen wecken ihn mit neuen Schmerzen aus seiner Ohnmacht. Er steht auf, und hat er noch so viel Kraft, sich aufrecht zu erhalten, so gießt man ihm, durch ein Sieb, ein geistiges Wasser über den Kopf. Er geht hin, um sich im nächsten Bach abzuwaschen, und er kehrt nach seiner Hütte zurück, um ein wenig auszuruhen; seine Fasten sezt er indessen fort, nur nicht mehr mit der vorigen Strenge; denn er ißt nun kleine Vögel, welche von den übrigen Häuptern getödtet seyn müssen. Die vormaligen harten Züchtigungen nehmen stufenweise ab, und die Nahrung wird ihm vermehrt. Wenn er wieder zu Kräften gekommen; so wird er als Hauptmann ausgerufen.

An andern Orten wird derjenige zum Oberen gewählt, der im Krieg die mehresten Wunden empfangen; man glaubt nemlich, er habe sich am meisten der Gefahr ausgesezt, und die Fertigkeit zu kämpfen und Schmerzen zu dulden, habe ihn klug und beherzt gemacht.

Diese Prüfungen wollen aber bald nicht mehr zureichen. Man will auch wissen, ob das gewählte Oberhaupt seine Vorzüge behält, ob es nicht in Unthätigkeit hinsinkt? Dies erfährt man durch Prüfungen, welche von Zeit zu Zeit wiederholt werden. Die Unterthanen des Beherrschers von Sogen, eines afrikanischen Fürsten, erneuern, nach Ogilby, jährlich den Eid der Treue; der Fürst sizt auf seinem Thron; ehe er aber seinen Unterthanen den Eid abnimmt, legt er öfentliche Proben seiner Geschicklichkeit in der Führung von Pfeil und Bogen, den alten Waffen dieses Landes,

ab;

ab; hierauf zeigt er seine Fertigkeit in der Handhabung der Flinte. Das alles müssen seine vornehmsten Bedienten gleichfalls vor der ganzen Versammlung des Volks nachmachen.

Dies Verfahren ist so natürlich, daß grosse Nationen im Kriege diese Art von Wahl beybehalten. Wenn die Miaossen in Sina die Anführer ihrer Truppen wählen; so müssen die Mitwerber zu Pferde über einen Graben von bestimmter Breite setzen, in welchem Feuer angezündet wird, und sie müssen im stärksten Rennen mit hängendem Zügel von den höchsten Bergen herunterspringen.

Es verfließen Jahrhunderte, ehe man von den Häuptern andre als kriegerische Eigenschaften fordert, und man übertritt sogar alle Gesetze, um ihnen nur Gelegenheit zu verschaffen, ihre Tapferkeit zu beweisen. Der König von Quoja erscheint nie an einem öfentlichen Ort, ohne sich auf einen Schild zu lehnen oder zu setzen. Das Oberhaupt der Gallen muß sich gleich nach seiner Wahl, an der Spitze eines streifenden Heeres, durch einen feindlichen Einbruch in das Königreich Abyssinien, auszeichnen. Er schont da weder Kinder noch Weiber, und je mehr er geraubt und gemordet hat, desto mehr freuet man sich, ihn gewählt zu haben.

Indessen haben die ersten Gesellschaften bisweilen lange Ruhe, und da brauchen sie denn keine kriegerischen Heerführer. Diodor (III. 5.) führt Völker an, welche den wachsamsten Hirten wählten, weil dieser auch über seine Unterthanen am meisten wachen werde; oder auch den reichsten Bürger, weil dieser ihnen am besten werde helfen können.

Die bey den Wilden üblichen Kämpfe erhalten sie bey ihrem Charakter und sie füllen den Zwischenraum von einem Krieg bis zum andern mit einer Menge von Streitigkeiten an. Daher trägt man einem

auf, Ordnung zu erhalten. Allein gern unterwerfen sie sich dieser Nothwendigkeit nicht, die durch die Umstände hervorgebracht wird; sie haben den Zügel der Unterwürfigkeit und die Beschwerlichkeit des Gehorsams schon gefühlt, um nicht beyde zu verabscheuen. Die Neigung nach Freiheit, welche erstickt werden muß, wird rege; man fürchtet die Sclaverey und man wendet alle mögliche Vorsicht an, um ihr zu entgehn. Weit davon entfernt, daß sie glauben sollten, der Sohn eines Chefs solle künftig gleichfalls ihr Haupt werden, scheuen sie die Unbequemlichkeiten einer neuen Wahl nicht. Viele Wilden in Amerika wechseln in jedem Krieg mit ihren Anführern ab, und die Gallen erwählen sich alle acht Jahre einen König. Die Taprobaner übergeben die höchste Gewalt nur an einen Mann, der keine Kinder hatte. Kam seine Frau mit einem Kind nieder, so mußte er seine Regierung niederlegen; denn das Reich sollte nicht erblich werden *).

Das Oberhaupt sucht immer mehr Gewalt an sich zu reissen; das Volk vertheidigt sich. Da indessen die Vortheile nicht auf seiner Seite sind; so kann es die höchste Gewalt nie an sich ziehn, sondern es muß sich begnügen, wenn es seine übrigen Rechte noch behalten kann. Gewisse Familien maassen sich die Oberherrschaft an; es wird dem Volk unmöglich, sie ihnen wieder zu nehmen; und man ist froh, wenn man die schädlichen Wirkungen derselben verhüten kann. Sonst theilt man auch die höchste Gewalt unter mehrere, ohne einzusehn, daß dadurch eigentlich blos die Anzahl der Herren vermehrt wird. So werden z. B. die Insulaner auf Bissao, nach Brue, von neun Königen oder Häuptern regiert.

Wilde Völker führen, um die Oberhäupter den Bürgern näher zu bringen, die Thronfolge der Weiber ein; und sie dulden es nicht, daß der Sohn eines Chefs,

*) *Plinius* Hist. Nat. VII. 22.

Chefs, Gewalt und Ansehn behalte. Der König von Issiny überträgt seine Krone seinem nächsten Verwandten, seine eignen Söhne ausgeschlossen; diese dürfen nicht einmal einen Theil seines Vermögens erben. Die Thronfolger der Fürsten von Macassar sind die fürstlichen Brüder, nicht die Söhne. Ehe daß man ihnen gehorsamen sollte, übergiebt man sich lieber der Herrschaft einer Frau; ja man rächt sogar die Herrschaft des Vaters an seinen Söhnen, und man erlaubt sich die ungerechtesten Mittel, um ihre vermuthlichen Anschläge auf die Nation zu vereiteln. So kömt z. B. in Agouna, nach Smith und Bosman, der Thron in gerader Linie an die älteste Tochter; die Söhne hingegen werden als Sclaven verkauft. Den Söhnen des Fürsten von Sogno werden ihre Güter weggenommen, damit ihnen der Vater nicht während seiner Regierung liegende Gründe ankaufen, und seinen Unterthanen sagen möge, er habe sie mit seinem eignen Geld angeschaft.

Endlich haben einige Städte im glücklichen Arabien durch folgendes Mittel die Erblichkeit der Regierung zu verhindern gesucht. Man erwählte zum angeblichen Erben der Krone das erste Kind, welches nach der Gelangung eines Fürsten zum Thron, in einer der vornehmern Familien geboren wurde; Man verzeichnete die Namen der zu einer solchen Zeit schwangern vornehmen Weiber, und man verwahrte diese Register sorgfältig, bis eine von ihnen niederkam. Diese Nachricht giebt uns Eratosthenes beym Strabo.

Durch diese Cultur werden diese niedrigen Mittel unnöthig gemacht, indem die Regierungsformen einfacher werden. Nichts hält die Obrigkeit in ihrem Lauf auf; man überläßt ihr mehr Gewalt; und wenn man ihr auch einige Bedingungen vorschreibt, so ist doch ihre Gewalt weit unbedingter.

Der Charakter und die Lage der Völker bestimmen die Eigenschaften, welche man von den Oberhäuptern fordert. Nach einem der ältesten Gesetze der französischen Monarchie soll der König stark und tapfer seyn, und er soll nicht eher regieren können, als bis er die Waffen tragen kann. Im Allgemeinen haben die Häupter der Völker nicht so sehr Herzhaftigkeit, als vielmehr Klugheit nöthig, und selbst kriegerische Nationen ziehn diese Eigenschaft der erstern vor, weil sie die erstere ersetzen kann. Viele Tataren fragen, bey der Wahl ihres Chans, blos nach Erfahrung und Geschicklichkeit, und gewöhnlich übertragen sie dem ältesten aus der königlichen Familie die Regierung.

Da Klugheit und Weisheit das Antheil des höhern Alters ist; so hat man geglaubt, ein aus alten Leuten bestehender Rath werde den Staat am besten regieren. Daher findet man in der ältern Geschichte und überhaupt in den ersten Zeitaltern der bürgerlichen Gesellschaft überall Senate. Aber auch die Wilden sahen ein, daß der Mensch, wenn er schon Greis geworden, weder Kraft noch Thätigkeit genug hat, und daß sein Eifer für das gemeine Beste gar bald nachläßt, weil er mehrentheils blos mit sich selbst beschäftigt ist. Man findet wirklich wilde Völkerschaften, die sich eine Zeitlang von alten Männern beherrschen lassen, sie aber todtschlagen, sobald sie stumpf werden.

Indessen, da das Alter der reifen Stärke und Kraft doch zum Regieren das tauglichste ist; so darf man wol untersuchen, warum die Völker gleichwol die Alten vorgezogen? Ich antworte, die Völker denken nie auf Neuerungen; sie lassen sich die Unterdrückung gefallen und gehorchen dem Narren. Nach dem Tod eines Oberhaupts will man ein anderes haben. Man fordert von ihm gar nicht, daß es die Mißbräuche, welche sich unter seinem Vorfahren eingeschlichen, abstellen, wol aber, daß es neue Mißbräuche verhindern möge. Da-

zu sind nur die alten Leute gut genug. Ferner, die Menschen haben immer eingesehn, daß das Gute von selbst gethan wird; daß man selten glücklich genug ist, dem Bösen vorzubeugen; daß es zureicht, wenn die Nationen nur Phantome von Regenten haben; daß die Volksführer die politische Maschine nur wenig bewegen und lenken können; daß man überhaupt zu heftige Bewegungen und Stöße vermeiden, und daß man sie entweder sich selbst überlassen, oder nur so leise und ruhig lenken müsse, wie die Natur auch verfährt. Noch mehr, da die Nationen von ihren Regenten eben nicht viel Gutes erwarten, so wählen sie diejenigen, die durch Schwäche ihrer Organen unfähig geworden, um zu tyranniſiren. Endlich sind auch die hitzigen Charaktere jüngerer Regenten der Staatsverwaltung immer nachtheilig gewesen, weil die Summe des Guten, welches man sich von ihnen versprechen darf, im Verhältniß zu dem vielen Unglück, welches man von ihnen befürchten muß, immer sehr klein ist.

Mit der Zeit lernt man auch einsehn, daß diese Klugheit keine grosse Wirkungen hervorbringt. Die Völker wurden daher unwillig, sie liessen alles gehn, wie es gieng, und damals bestimmten der Zufall oder kindische Eigenschaften die Wahl des Regenten. Die bürgerliche Bildung kam dabey immer in Anschlag; ein schöner Wuchs ist doch auch ein köstlicher Vorzug eines Regenten. Die Gestalt desselben giebt seinen Befehlen Gewicht; und man muß, wenn man Menschen beherrschen will, etwas mehr haben, als die gewöhnlichen Sterblichen. Die Kathäer, ein scythisches Volk, und verschiedene Völkerschaften in Aethiopien, machten den zu ihrem König, der die übrigen an Schönheit übertraf *). Man glaubte auch, daß der blosse Zufall es vielleicht besser treffen werde, als Klugheit, und die Lehre von der Providenz veranlaßte hier die

äusserste

*) *Diodorus Sicul.* III. 5.

äusserste Ausschweifung der Verzweifelung. Man wollte bey den Wahlen den Menschenverstand nicht mehr anwenden; Gott oder das Schicksal solle es entscheiden.

Es konnte nicht fehlen, daß man bey dergleichen Wahlen nicht allerley sonderbare Cerimonien hätte anwenden sollen. Wenn der König von Bissao stirbt; so tragen vier vornehme Herren seinen Leichnam an den Begräbnißort; die Prinzen der königlichen Familie fallen auf die Erde; man wirft die Baare zu wiederholtenmalen in die Luft und man fängt sie wieder auf, ohne daß sie die Erde berühren darf; endlich läßt man sie fallen, und derjenige ist König, der unter dieser Last erliegt. Die äthiopischen Priester erwählten die rechtschaffensten unter ihnen zu Königen, die sie in einen Kreis einschloßen. Ein Opferpriester trat mitten in den Kreis, er hüpfte wie ein Satyr und derjenige, welchen er durch einen Zufall anfaßte, war König; denn man glaubte, die Vorsehung selbst trage ihm die Herrschaft auf. Bey den Tataren in Daghestan versammlen sich die Fürsten nach dem Tod ihres Königs; sie stellen sich in einen Kreis hin; ein Priester wirft einen goldenen Apfel nach ihnen, und der ist König, den der Apfel trift. Die alten Perser machten es noch besser; der war ihr Monarch, dessen Pferd zuerst wieherte.

Den bisher angeführten Beyspielen und Bemerkungen zufolge, wird der Leser die allersonderbarsten Facta zugeben und glauben müssen. Die Menschen wurden so oft betrogen, sie befanden sich mit allen ihren Abwechselungen in den Wahlen so schlecht, daß sie wieder in die Gewohnheiten der Kindheit zurückfielen. Vorurteile, Aberglauben, die Unglücksfälle, die ein Volk treffen, versetzen es in einen Zustand von Ohnmacht und Verwilderung, in welchem man mit seiner Freiheit und Vernunft schalten kann, wie man will.

Pli-

Plinius und Solinus versichern, daß einige Afrikaner einen Hund zum König hatten *). So ausserordentlich dies Factum ist, so begreiflich ist es. Denn wenn die Menschen Thiere zu Gottheiten gemacht haben, warum nicht auch zu Königen? In Rom waren doch die heiligen Vögel gewissermassen die Monarchen, weil sie die wichtigsten Staatsangelegenheiten entschieden. Worinnen übrigens die Herrschaft dieses Hundes bestanden, wissen wir nicht. Vermuthlich wurde dieses Thier angebetet und der König des Landes genannt, weil er als die Gottheit oder doch wenigstens als ihr Organ betrachtet wurde.

Die Republiken waren endlich auf mächtige Menschen so eifersüchtig, daß man freywillig allen mit Klugheit veranstalteten Wahlen entsagte, und sich blos an den Zufall hielt. Auf solche Weise wurde das Archontat in Athen blos durchs Loos vertheilt.

Man nähert sich der despotischen Verfassung; die höchste Gewalt wird erblich; man hat kein Gefühl mehr von Freiheit; alles ist in der Hand des Despoten, der das unbedingte Recht hat, seinen Thronfolger zu bestimmen. Man gesellet auch wol die geistliche Gewalt der bürgerlichen bey, und beide werden sogar von Weibern verwaltet. Junge unverheirathete Prinzessinnen haben auf dem Thron des Dairi gesessen; und in Rußland wählt der Czaar, wen er will, zu seinem Thronfolger, und darf die Krone auch einer Person vermachen, die nicht zu seiner Familie gehört.

Von einer Methode, zur Oberherrschaft zu gelangen, die in allen Zeitaltern und an allen Orten angewandt worden, von der Gewalt hab ich noch nicht geredet. Es giebt Länder, in welchen die Usurpation durch die Gewohnheit geheiligt worden. So giebt es z. B. bei den Negern am Gambia gar keine bestimmte

*) *Plinius* Hist. Nat. VI. 30. *Solinus* Cap. 43.

te Ordnung in der Thronfolge; der Mächtigste maßt sich nach dem Tod des Königs seine Herrschaft an.

Wir kommen nun zur Einweihung der Oberhäupter der Völker. Wenn die Wilden einen Chef einweihen; so legen sie ihm seine Rechte und Pflichten nachdrücklich und kurz vor; bisweilen hat sogar jedes Individuum das Recht, ihm hämisch zu verstehn zu geben, daß er nie vergessen möge, von wem er seine Gewalt erhalten habe.

Lange erhält sich der Geist dieser Gebräuche unter den Völkern; man findet Spuren davon in allen Ländern. Die Cerimonie wird mit vielen Umständen vollzogen; man giebt den Fürsten Lehren, man erinnert sie an ihren vorigen Zustand. Nach der Krönung des Königs von Congo redet ihn ein Neger von Adel also an: Du, der Du König seyn sollst, sey weder ein Räuber, noch ein Geizhals, noch rachsüchtig; sey den Armen Freund; gieb Almosen zur Erlösung der Sclaven und der Gefangenen; stehe den Unglücklichen bei; sey wolthätig für die Kirche; bemühe Dich, in diesem Königreich Friede und Ruhe zu erhalten! Die ganze Versammlung wirft Sand und Erde über ihn, und ein jeder wiederholt die Worte: Du mußt, Deiner Würde ohngeachtet, Staub werden.

Andre Negern, die die Farcen lieben, feyern diese Einweihungen ihrer Fürsten noch mit mehr Pracht. Wenn der König von Sierra-Leona, ohne einen Sohn zu hinterlassen, stirbt; so folgt ihm sein nächster Verwandter in der Regierung. Zuerst besucht man ihn, als eine blosse Privatperson; hierauf bindet man ihn; man führt ihn in den Palast, mitten durch den Pöbel durch, der ihn auf diesem Zug verspottet und ihn sogar mit Ruthen streichen darf. Nach seiner Ankunft im Palast werden ihm die königlichen Kleider angezogen, und in der Hand trägt er ein Beil. So hat Barbot diese Feierlichkeit beschrieben.

In

In Juida stehn, nach Desmarchais, ein Paar Zwerge vor dem einzuweihenden König; diese zählen ihm die guten Eigenschaften seines Vorfahren auf; sie muntern ihn zur Nachamung tugendhafter Fürsten auf, und sie endigen ihre Reden mit Wünschen für die Glückseeligkeit seiner Regierung. Es scheint, dieses elende Volk wagt es nicht selbst mit dem König zu reden, weil es das Organ zweier Zwerge borget. Sonst aber fühlt es das Joch der Sclaverey lebhaft genug; weil ein alter Gebrauch einen jeden Privatmann berechtigt, während der drei Monate des Interregnums, nach seinen Einfällen zu schalten. Sobald der Tod des Königs bekannt gemacht wird, so gelten die Gesetze und die Obrigkeit nichts; man kann nicht aus seinem Haus tretten, ohne gemißhandelt oder bestolen zu werden; kurz, man darf sich in dieser Zwischenzeit alles erlauben.

Wenn die Neger in Issiny einem Oberpriester seine Würde übergeben, so ziehen sie ihn nackt aus; und nachdem sie ihn vom Kopf bis auf die Füße mit Fetischen bedeckt haben, führen sie ihn durch alle Strassen durch, und rufen ihm zu: Sey gerecht!

Kriegerische Völker reden mit ihren Häuptern aus einem ganz andern Ton. Ich will die Art, wie die alten Tataren die ihrigen krönten, beschreiben. Man rief das ganze Volk zusammen, welches sich vor seinem Thron niederwarf. Die ersten der Nation sagten zu ihm: Wir bitten Dich, oder besser, wir befehlen Dir, unser Herr zu seyn. Der König antwortete: Ihr müßt also zur Erfüllung meiner Befehle bereit seyn, euch auf den Weg begeben, wenn ich reden werde, und mir als unerschrockene Männer gehorchen, wenn ich euch gebiete, jemanden umzubringen. Das Volk rief aus: Das alles wollen wir thun. Der König versezte: Künftig wird demnach das Wort meines Mundes ein Befehl seyn, und dies Schwerd wird

meinen Willen verkündigen. Nun legte man den Monarchen auf die Erde; Siehe hier Deinen Thron, sagte man zu ihm, wirst Du mit Billigkeit und Gerechtigkeit regieren; so wird Dir alles zu Gebot stehn; wirst Du aber deiner Gewalt mißbrauchen, so wirst Du zu Staub werden! — Eine ähnliche Cerimonie wurde noch im dreizehnten Jahrhundert befolgt; die Regierung aber war ausgeartet und man sorgte mehr für das Interesse des Adels, als des Volks. Bei der Inauguration des Chan Octai befahlen ihm, nach Plan Carpin, die vornehmsten unter den Tataren, sich auf ein Stück Filz niederzusetzen; Achte die Grossen, sagten sie ihm, sey gerecht und wolthätig gegen alle; wirst Du es nicht seyn, so wird Dein Zustand so elend werden, daß Du nicht einmal das Stückchen Filz besitzen wirst, auf welchem Du jezt sizst!

Einige von den heutigen Völkern erhalten den Geist dieser alten Gebräuche. Die Art, wie die Herzöge von Kärnthen noch jezt eingeweiht werden, ist die Methode des Alterthums. Ein Bauer steigt auf einen Stein, in der rechten Hand führt er eine Kuh und ein schwarzes Kalb, und in der linken eine magere, fleischlose Stutte. Der Herzog kömt, in Bauernkleider gekleidet, mit einem ansehnlichen Gefolg an; der Bauer starrt ihn an und frägt ihn: Wer ist dieser Mann, der so dreist und mit solcher Pracht daherkömt? Man antwortet: es ist der Herzog oder der König. Er frägt ferner: Ist er auch ein gerechter Richter? Liegt ihm die Glückseeligkeit dieses Landes am Herzen? Ist er ein freier Mensch, und verdient er so viel Ehre? Die Antwort ist: Ja, er verdient sie und er wird sie verdienen. Der Bauer erwiederr: Was hat er für ein Recht, mich von diesem Platz zu vertreiben? Nach vielen andern Fragen, Antworten und Cerimonien giebt er dem Fürsten eine Ohrfeige und befiehlt ihm, seine Unterthanen mit Weisheit zu regieren.

Boleslaus II. ermorderte einen Bischof vor dem Altar, weil er ihm über seine ausschweifende Lebensart Vorwürfe gemacht hatte; jeder König von Polen begiebt sich nach dem Grabe dieses Bischofs; hier bekennt er, dieser Mord sey abscheulich; und er verflucht die Fürsten, welche dergleichen Gottlosigkeiten begehn. Allmälig vergißt man diese eitlen Vorbauungsmittel; die alten Formalitäten werden abgeschaft, und statt den Fürsten an seine Abhängigkeit zu erinnern, finden sich Sclaven, die sich seiner Ehre niederträchtig genug aufopfern. Wenn bei den Guanches ein neuer Prinz auf den Thron kömmt, so bieten sich viele an, um sich zu seinem Ruhm hinzugeben. Der Fürst lies diese Niederträchtigen, wie Nichols berichtet, an einem grossen Fest, auf einen hohen Berg führen, von welchem sie sich in das tiefe Thal auf Felsenspitzen herabstürzten. Oft läßt der Regent, schon bei seiner Krönung, sein Volk den Druck der Sclaverey fühlen; denn wenn der Despotism seine Höhe bestiegen hat, so muß man ihm Schlachtopfer darbringen. Man sagt, (wiewol die Nachricht gewis übertrieben und ungereimt ist,) die Römer hätten, bei der Wahl ihrer Imperatoren, drei bis viertausend Menschen geopfert.

Wenn man indessen mit den Fürsten von ihren Pflichten sprechen darf; so thut es der Sclave mit Zittern; er ersinnt Allegorien und versteckt seine Dreistigkeit hinter Embleme. Da alles von den Einfällen des Despoten abhängt; so sucht man sein Herz durch indirecte Lehren zu rühren. Die Mexicaner trugen den neuerwählten Kaiser ganz nackt in den Tempel; der Oberprieſter schlich sich heimlich herbei, um ihm den Leib mit einer sehr schwarzen Farbe anzustreichen; auf den Kopf legte er ihm einen weissen Mantel, der mit Todtenschädeln und Knochen angefüllt war. Der Cazike der Mizteker brachte ein Jahr in einem Kloster zu; die Priester kleideten ihn in Lumpen, und nach-

dem sie sein Gesicht, Bauch, Schultern u. s. w. mit Gummi und giftigen Pflanzen gerieben, wurde er von vier jungen Mädchen in wolriechendem Wasser abgewaschen.

Die Sinesen haben zwölf Perlenbänder an die kaiserliche Krone angebracht. Vier derselben hängen über den Augen; dies soll anzeigen, der Fürst müsse bey der Ertheilung des Rechts die Augen verschlossen haben, und sich nie durch Liebe für die Begüterten, oder durch Mitleiden gegen die Armen, in seinen Aussprüchen bestimmen lassen. Vier andre hängen über den Ohren; um damit anzudeuten, daß er nur das Gesetz und die Billigkeit hören solle. Vier endlich hängen nach hinten zu; sie sollen den Monarchen anzeigen, daß sie Urtheilskraft, Penetration, Nachdenken und Arbeitsamkeit bedürfen.

Man sagt, die Säufer hätten sich ehedem der Krone bedient, um den Rausch zu verhindern, und man habe aus dem Diadem ein Zeichen der königlichen Würde gemacht, um die Könige für der Trunkenheit des Stolzes und der höchsten Gewalt zu warnen. — Man hat, um den Fürsten dergleichen Lehren zu geben, auch die niedrigsten Dinge angewandt, weil man hofte, die Warnung werde um so viel auffallender seyn. So führte man z. B. vormals den Pabst, nach seiner Erwählung, auf einen durchlöcherten steinernen Stuhl, stercoraria genannt, von welchem er dem Volk Geld zuwarf. Dadurch wollte man ihm zu erkennen geben, daß er immer ein Mensch und den Bedürfnissen der Natur unterworfen bleibe.

Andre Völker wagen es nicht einmal, ihrem Regenten unter der Hülle der Allegorie nützliche Lehren zu ertheilen; sie unterwerfen sich ihrem Schicksal, und alle ihre Cerimonien zwecken blos darauf ab, das ihnen bevorstehende Glück oder Unglück zu erforschen. Bei

der

der Krönung des Königs von Visapour trägt man (nach Caree) in einen Saal fünf Haufen von Gold, Silber, Stoffen, Waffen und Reis, und einen Haufen von Asche; der König wird mit verbundenen Augen in den Saal geführt. Bringt ihn der Zufall an den Haufen von Gold oder Silber, so folgert man daraus, daß er nach Reichthümern streben und daß er seinen Unterthanen durch seinen Geiz zur Last fallen werde; Trift er auf die Stoffe, so schließt man, daß sein Hof glänzend seyn, und daß er den Handel begünstigen werde; Berührt er die Waffen oder den Reishaufen, so prophezeihet man sich Eroberungen und Ueberfluß; Der Aschenhaufen hingegen ist die unglücklichste unter allen Vorbedeutungen.

Die Hunnen legten eine seidne Schnur um den Hals ihres Chans, an dem Tag seiner Thronbesteigung; diese Schnur wurde so fest angezogen, daß er nicht mehr athmen konnte; Man lies aber sogleich nach, und die ersten Worte, welche er in seiner Betäubung aussprach, waren eine Vorbedeutung von den künftigen Ereignissen unter seiner Regierung.

Endlich zeigen die hieher gehörigen Gebräuche vieler Völker weiter nichts als Unterwürfigkeit an, wobei von einigen Individuen oft kindische Ansprüche gemacht werden. In London ist ein Gerichtshof, in welchem die Streitigkeiten untersucht werden, welche über gewisse Functionen bey der Krönung der Könige von England entstehn. So maßt sich zum Beweis der Besitzer von Bardolf in der Grafschaft Surry das Recht an, dem König einen Haberkuchen zu bereiten und ihm ihn aufzutragen; der von Scoulton in der Grafschaft Norfolk nennt sich den Generalspeckmeister, und er behauptet, das übrigbleibende Speck gehört ihm zu; der von Lyston darf allein die Honigfladen für den König verfertigen und sie ihm vorsetzen, und so weiter.

Zweytes Hauptstück.

Von den Bedingungen, welche man den Regenten macht.

Die Völker werden durch den Mißbrauch der höchsten Gewalt und durch die Furcht für dem Despotism genöthigt, ihren Häuptern Gesetze vorzuschreiben. Die Geschichte aller Reiche führt uns eine Epoche vor, in welcher die noch freie Nation keine Kränkungen ihrer Rechte dulden wollte. Aber die Fürsten machen sich allmälig von diesen Fesseln los. Das Oberhaupt hat bei seinen Streitigkeiten gewöhnlich so viele Vorteile, daß die Nationen sich auch gleich anfänglich für der Schmälerung ihrer Rechte nicht genug vorsehn können, oder daß auch die Mittel, welche sie zu diesem Zweck anzuwenden pflegen, meist so ohnmächtig und unwirksam sind, daß ihr Zustand vom Zustand der Dienstbarkeit doch nicht sehr verschieden ist. Bei den Huronen giebt eine jede Familie ihrem Chef einen Rath zur Seite, ohne welchen er nichts unternimmt. Die Weiber sind es, welche (wie alle Reisebeschreiber, z. B. Escarbot, Champlain, la Hontain ꝛc. berichten,) diese Wahl anstellen, und daher oft Personen aus ihrem Mittel dazu auswählen.

Es giebt gewisse Anstalten, welche eine veste Verwaltung, eine geübte Politik und eine Sorge erheischen, deren die ersten Gesellschaften der Menschen nicht fähig sind; und überhaupt werden Gesetze und Gewohnheiten ungleich leichter eingeführt, als abgeschaft. Wenn die Wilden oder die Barbaren durch bewundernde Ausrufungen ein Oberhaupt erwählen, so nimmt die ganze Völkerschaft an diesem Enthusiasmus Theil.

Aber

Aber eben diese Völkerschaft ist nicht wieder in eine allgemeine Versammlung zusammenzubringen; und wenn man sich auch über das regierende Oberhaupt beklagt, so ist doch an keine allgemeine Einigkeit zu denken, welche nothwendig da seyn muß, wenn der Chef wieder abgesezt werden soll. Seiner Gewaltthätigkeiten unerachtet regiert er immer fort; was bleibt da den unternehmenden herzhaften Männern übrig? Man fängt an zu fühlen, daß die höchste Gewalt durch Mißbräuche ausartet, daß diesem Uebel durch nichts gesteuert werden kann; und die Weisesten unter dem Volk machen aus dieser niederschlagenden Wahrheit eine Regel, wornach sie ihr Betragen einrichten.

Bisweilen sind indessen die Bedingungen, welche den Häuptern der Völker vorgelegt werden, klar und streng. Nie wurde es einer Magistratsperson in Platäa erlaubt, einen Degen anzurühren; ausgenommen an dem Jahresfest, an welchem das Andenken der bey Platäa erschlagenen Griechen gefeiert wurde.

In unruhigen Zeitaltern verbinden sich die Völker, um ihren Regenten zu vertreiben; sie rächen die Verbrechen, welche er begangen hat. Aber dergleichen Völker müssen schon grosse Fortschritte in der Aufklärung gethan haben, sie müssen auch Kraft in sich fühlen; gleichwol leuchtet ihr Unvermögen allemal auf einer gewissen Seite durch. Die Thracier verurtheilten ihren König, wenn er schuldig befunden wurde, zum Tod; damit aber keiner von seinen Unterthanen an seine Person Hand anlegen möchte, so lies man ihn Hungers sterben.

Statt die Oberhäupter, wenn sie schlecht regiert, zu bestrafen, statt ihnen vernünftige Bedingungen vorzulegen, hat man sie oft zu ungeräumten und kindischen Handlungen verpflichtet. Sie haben z. B. für die Naturbegebenheiten stehn müssen; und

während daß man sie auf eine unschikliche und lächerliche Weise bestrafte, verübten sie ungestraft die strafbarsten Verbrechen. Der Aberglaube heiligte dergleichen Unordnungen, und der Schade wurde unheilbar. So mußte sich der Fürst von Quiterve in Afrika ermorden, wenn seine Aerzte an seinem Aufkommen verzweifelten, auch wenn ihm ein Paar Zähn fehlten; denn ein König, hies es, muß ohne Fehl seyn. Der König der Burgunder wurde abgesezt, wenn die Nation im Krieg unglüklich war, oder wenn die Erndte nicht reich ausfiel. Wenn in Tat — sin zur Unzeit ein Regen fiel, oder ein Wind wehete, oder irgend ein anderes ausserordentliches Unglück sich ereignete; so wurde der Fürst gleichfalls entthront, wenn man ihn gleich aus den Weisesten der Nation ausgewählt hatte.

Eben dieses System hatten die Mexikaner angenommen und verbessert. Denn der Kaiser mußte nach seiner Gelangung zum Thron zu Feld ziehn, und über die Feinde des Staats Siege erfechten. Er schwor bei seiner Krönung, daß es unter seiner Regierung zur gehörigen Zeit regnen werde, daß die Flüße keine Ueberschwemmungen verursachen, daß die Felder nicht unfruchtbar seyn, und daß die Menschen keinen Grund haben werden, sich über die Luft oder über die Sonne zu beklagen. Solis behauptet, man habe deswegen diese Eidesformel gewählt, um dem Fürsten anzudeuten, er müsse so billig und weise regieren, daß niemand die Landplagen seiner Unvorsichtigkeit oder seinen Ausschweifungen auf die Rechnung schreiben könne. Es ist aber erwiesen, daß man damals schon alles Unglück, welches den Staat traf, für Züchtigungen des Himmels hielt; und wenn die Mexikaner auch ungereimte Grundsätze hatten, so waren doch ihre Schlußfolgen nicht ungereimt. Man hat angemerkt, daß die Barbaren und die Wilden, die überhaupt aufrichtiger,

rechtschaffener und freimüthiger sind, als wir, ihre Principien in der weitesten Ausdehnung annehmen.

Der Zamorin von Calicut regierte vormals nicht länger als zwölf Jahre, nach deren Verlauf er sich öffentlich auf einem Blutgerüste umbrachte. Von dieser alten Sitte hat sich noch folgendes erhalten: Wenn die zwölf Jahre seiner Regierung verflossen sind; so wird im ganzen Land ein Fest angestellt; die Krone fällt demjenigen zu, der den von dreissig bis vierzig tausend Leibwachen umgegebenen König umbringen kann. Jederman darf, wenn er drey Gehülfen findet, diesen Versuch machen. Der Capitain Hamilton versichert, daß sich im Jahr 1695 ein junger Mann auf diese Weise vergebens um die Krone bemühte. Denn da dergleichen Narren unmöglich durch die Wachen durchdringen können; so scheint man durch diesen Gebrauch andeuten zu wollen, daß das Recht eines Königs das Recht des Stärkern sey.

An andern Orten schreibt man den Herrschen Bedingungen vor, die ihnen die Gewalt gut zu regieren benehmen. Der Beherrscher der Izcatlaner gieng nie aus dem Tempel, er befaßte sich nie mit einer Frauensperson. Uebertrat er eines von diesen Gesetzen, so wurde er in Stücken zerhauen, und diese blutigen Glieder wurden seinem Thronfolger täglich vorgezeigt. Die Sabäer in Arabien steinigten, nach Diodor (III. 23.) ihren König, wenn er aus seinem Palast herausgieng. Dies thaten sie auf Befehl eines alten Orakels. Wie will man nun aus dem Innersten eines Gefängniß die Unterthanen weise regieren, die man gar nicht kennt? Von den Fürsten in Tunkin ist bekannt, daß sie jährlich nur ein oder zweimal ihren Palast verlassen dürfen; Allein hier ist es die despotische Eifersucht, welche sie gefangen hält.

In der Bestrafung ihrer Verbrechen hat man fast nie einiges Verhältniß beobachtet. Man blieb an klei-

nen Versehen kleben, das Wesentliche versäumte man. Wenn bei den alten Indiern und Persern ein Weib einen trunkenen König ermordete; so mußte sein Thronfolger es heirathen. Eben diese Inder verboten ihm, am Tag zu schlafen. Die gute Absicht dieser Gesetze rechtfertigt sie doch nicht.

Es giebt verdorbene Zeitalter, in welchen Absetzung und Tod der Lohn solcher Fürsten sind, welche Muth genug besitzen, um Gutes zu thun. Die Geschichte hat hievon mehr als ein Beispiel aufgezeichnet. Ein Vicekönig in Peru wollte die tyrannischen Gesetze und Gebräuche abschaffen und den Indianern wohl thun; er wollte den Spaniern das Recht aus den Händen reissen, nach welchem diejenigen von ihnen, welche zu Fuß reisten, drei Indianer wegschleppten, um sich von ihnen ihr Gepäck tragen zu lassen, und nach welchem der Reuter fünf Wegweiser forderte. Er wurde abgesetzt, in Ketten und Banden gelegt und auf eine wüste Insel verwiesen.

Man hat dem Zufall oder der Ferocität des ersten Räubers das Recht überlassen, Könige von ihren Thronen zu stürzen. Der Oberpriester eines alten Tempels bei Rom war ein entlassener Sclave; er genos seiner Würde nur in sofern, in wie fern er alle Sclaven niedermachen konnte, die ihm seine Würde streitig machen wollten. Sein Mörder folgte ihm in seinem Amt, welches dem neuen Priester wieder auf die nemliche Weise entrissen wurde *). Vier bis fünf Oberpriester der Aricier erregten einen Aufruhr, indem sie über Gegenstände der Religion stritten; Die Obrigkeit suchte einem bürgerlichen Krieg dadurch vorzubeugen, daß sie erklärte, der Oberpriester solle künftig ein Fremder seyn, der seinen Vorfahren würde umgebracht haben. Die Priester besserten sich.

Um

*) J. *Caesar* de Bello Gall. I. 36.

Um sich dem Eigensinn und der Tyrannei der Regenten zu entziehn gab man sich dem Eigensinn und der Tyrannei der Priester Preis. Der König in Aethiopien richtete sich mit eigner Hand hin, wenn es ihm die Priester von Moroe im Namen der Götter anbefahlen, welches sehr oft geschah.

Am Ende wird auch die beste Einrichtung dieser Art gewöhnlich ungereimt, weil sie zu weit getrieben wird. Der König von Aegypten durfte weder frische Luft schöpfen, noch sich baden, noch der Königin einen Besuch machen, noch sonst die gleichgültigste Handlung zu einer andern Zeit verrichten, als ihm für alle diese Verrichtungen bestimmt und vorgeschrieben war; Eben so wenig durfte er essen, was er wollte; er nährte sich vom Kalbfleisch, Enten, Hülsenfrüchten und Fischen; Wein wurde ihm nur in sehr geringer Maaße verstattet.

Ohne Zweifel werden viele meiner Leser am Schluß dieses Abschnittes folgende Bemerkung machen: Es ist vielleicht besser, man schreibt den Regenten gar keine Bedingungen vor, wenn man sie gar zu sorgfältig auswählen will.

Sobald ein Thron erblich wird, scheinen die Völker allen ihren Ansprüchen zu entsagen. Ein sehr einfaches Mittel, die Verschlimmerung des Monarchen zu verhüten, wäre die Wachsamkeit über ihre Erziehung; Aber dieses Mittel wird nur zu sehr versäumt; es giebt Länder, in welchen die Fürsten nach einer Methode erzogen werden, die sie zum Regieren ganz unfähig macht. An der Goldküste lernen die Prinzen, nach Bosman, ein Handwerk oder Gewerbe, z. B. Ackerbau, Fischerei; sie bringen die Früchte ihres Feldes und Fleisses selbst auf den Markt; sie verlassen oft die Werkstätte, um nun den Thron zu besteigen; und man hat daselbst mehrmals Könige gesehn,

sehn, die den Europäern vorher in den verächtlichsten Arbeiten dienstbar waren. Die Negern in Juida erziehn ihre Prinzen auf dem Lande, fern von ihrer Familie; Sie haben aber diese Sitte so sehr verdorben, daß dasjenige, was man in Europa so sehr wünscht, in Afrika höchst tadelnswürdig ist. Der vermeintliche künftige Erbe der Krone nemlich wird gleich nach seiner Geburt von den Großen des Reichs nach den Gränzen weggebracht; diejenigen, welche auf ihn sorgen müssen, wissen es, daß er ein königlicher Prinz ist; sie müssen aber seine Abkunft bey Lebensstrafe geheim halten. Man denkt also an eine gute Erziehung gar nicht; Denn der Prinz, welchen Desmarchais sah, hütete die Schweine, als er zum Regenten ausgerufen wurde. Dieser Reisebeschreiber merkt an, daß die Großen in Juida ihren künftigen Monarchen in seiner Jugend aus Politik vom Hof entfernen, damit er sie nachher um Rath frage, und sie an der Regierung Theil haben möchten.

Wenn sich die Völker nicht mehr in die Regierung ihrer Herren mischen; so werden die Fürsten bisweilen auf eine ganz ausgezeichnete Weise bestraft. Es giebt aber in solchen Fällen immer besondre Aufhetzer, und die Nation selbst verdient weder Lob noch Tadel. Das war der Fall, als die Boier, auf Anstiften der Gallier, ihren König, der einen ungerechten und unüberlegten Krieg anfangen wollte, hinrichteten; so wie auch, als Carl I. enthauptet wurde. Wenn der Adel, der sich Rechte über die Nation anmaßt, der Gewalt der Fürsten Schranken sezt, so thut er es aus Interesse, nicht aus Liebe für das Wohl des Volks. Dieses Ansehn des Adels nimmt nach und nach auch ab. Ein König von Schottland zerrieß einem Edelmann seine Patent, da er ihn eben um die Bestätigung seiner Privilegien ersuchte. Das Parlament beschlos darauf, der König müsse, in der Gegen-

wart

wart seines Hofs, auf dem Thron, das mißhandelte Patent mit der Nadel zusammennähen. Man schlug auch vor, man solle die Anmaßungen des Monarchen einschränken; aber es war zu spät.

Dem Volk bleibt also gar bald nichts mehr übrig, als der Weg des Bittens und der Gegenvorstellungen; und auch dies wird ihm nicht immer gestattet. Die Mandarinen kommen mit den allerunterthänigsten Bittschriften beim Kaiser von Sina ein, wenn er einen Fehler macht, wodurch die Ordnung im Staat gestört werden könte. Wenn aber der Mandarin, der sich des gemeinen Bestens annimmt, vom König gemißhandelt wird; so hat er auch weiter keinen Ersatz, als die Liebe des Volks. Endlich kömt auch eine Epoche, da es wirklich gefährlich ist, mit Gegenvorstellungen einzukommen, wenn gleich die Nation zum Schein ihre Rechte behält. Wenn ein Perser seinem König einen Rath gab, so sezte er sich auf eine goldene Platte; diese war sein Lohn, sobald man seinen Rath gut fand; ward er hingegen gemißbilligt und verworfen, so wurde er öfentlich gegeisselt. Der Geist der Dienstbarkeit verschlimmerte in der Folge die Charaktere, und diese verworfenen Sclaven dankten, nach der Geisselung, dem Monarchen, daß er die Gnade gehabt, sich ihrer zu erinnern.

Die Fürsten sehn die Nutzbarkeit dieser Lehren sehr gut ein; sie wollen sie aber von niemanden, als von ihren Bedienten, annehmen, die in ihrem Sold stehn. Philipp von Macedonien besoldete zween Menschen blos dafür, daß sie ihm Morgens zuriefen: Philipp! bedenke, daß du ein Mensch bist! und Abends ihn fragten: Philipp! hast du auch wol vergessen, daß du ein Mensch bist? Unter Carl V. hatte die Königin an ihrer Tafel einen erfahrnen Alten, welcher das Leben und die Sitten der Verstorbenen ablas.

Drittes Hauptstück.

Von der Art, nach welcher gewisse Fürsten ihre Verwandten behandeln.

Zuvörderst muß ich anmerken, daß der Hauptzweck der folgenden Kapitel der ist, zu zeigen, um wie vieles man in Europa, und besonders in Frankreich, glücklicher lebe, als in andern Welttheilen. Ich hätte denjenigen, was ich beigebracht habe, gar wol die Geschichte des Menschen, seiner Laster und seines Unglücks unter der republikanischen Verfassung beifügen können; Allein es ist sehr unnütz von einer Sache zu reden, welche gar nicht mehr existirt.

Man hat viel Thörichtes über die Regierungsform gesagt, welche die Völker wählen sollten, als wenn nicht Umstände, die nicht in ihrer Gewalt stehn, allemal die Wahl bestimmten. So macht sich z. B. die Monarchie alle großen Nationen unterwürfig, und wer darüber klagt, beweist nicht viel Verstand.

Wenn ein Fürst sein Volk nicht mehr zu fürchten hatte, so fürchtete er sich vor seinen eignen Kindern; er besorgte, es möchte sie nach seinen Thron gelüsten; und diese Sorgniß verdarb seine Gemüthsart. In Abyssinien macht der Gipfel eines steilen Berges eine grosse aber von keiner Seite zugängliche Ebene aus, auf welche man nur mittelst einer Winde hinaufgewunden werden kann. Hieher wurden die Brüder und die Kinder des Königs verwiesen. Man gab ihnen Wachen und Bediente, welche Kornbau trieben, Kühe erzogen und ein zu ihrem Vergnügen gepflanztes Wäldchen beschnitten. Von den Kerkermeistern wurden die

königlichen Prinzen hart und strenge behandelt; sie durften keinen Briefwechsel führen. Nach dem Tod des Königs holte man seinen Thronfolger von dieser Bergspitze herunter; die übrigen blieben alle zurück. Die Könige von Siam verstümmeln ihre Brüder; sie stechen ihnen die Augen aus, oder schwächen doch wenigstens ihr Gesicht und verdrehen ihnen die Glieder. Da sich aber das Volk auch, nachdem sie verstümmelt worden, noch zu ihrem Vortheil zusammenrotten konnte und man sie doch nicht tödten mochte; so verfiel man, nach la Loubere, darauf, sie närrisch zu machen. Jezt bedient man sich dazu gewisser Getränke. Die Mogolen haben diese Gewohnheit gleichfalls; Mehrere unter ihren Beherrschern haben bei ihrer Thronbesteigung ihre Brüder zu Narren gemacht. In der Türkey und sonst werden sie ins Gefängniß geworfen, ohne daß man ihnen den Umgang und Verkehr mit irgend einem Menschen gestattet. Diese Sclaverey hat man bisweilen zu mildern gesucht; man hat sich aber sehr sonderbar dabei angestellt. Der Mogol nemlich gab seinen Prinzen Hofmeister; diese aber waren nur in den verschlossensten Gefängnissen Gouverneurs; weil man sie die ganze Lebenszeit ihres Vaters hindurch gefangen hielt.

Andre Fürsten haben ihre Brüder und Prinzen umbringen lassen; es giebt sogar Länder, in welchen der Senat und das Volk zu dergleichen Mordthaten mitwirken. Sobald der König von Sennaar gestorben ist, versammlet sich der geheime Rath und läßt alle Brüder des Prinzen hinrichten, der den Thron besteigen soll.

Viertes

Viertes Hauptstück.

Von den Titeln, welche sich die Häupter der Völker geben.

Der Stolz des Throns und die Trunkenheit der Gewalt führten die Fürsten gar bald auf Abwege; sie glaubten, sie seyen den übrigen Menschen nicht mehr ähnlich, und sie gaben sich daher prächtige Titel. Die Menschen lassen sich überhaupt mit Worten leiten und beherrschen, und durch Grosheit blenden. Da dies Mittel, sie in der Unterwürfigkeit zu erhalten, einfach und natürlich ist, so macht man sich dasselbe zu Nutz. Sonst erfindet auch die Niederträchtigkeit dergleichen Schmeicheleien, und die Hofleute sollten sie allein verantworten. Die Häupter der Huronen und der Natches bereden ihre Untergebenen, sie seyen Söhne der Sonne, deren Namen sie führen.

An sich sind die Titel der Regenten nicht immer rühmlich; Es ist genug, wenn nur das Volk sie in Ehren hält. Der König von Quiterve nennt sich den großen Löwen, und man darf auch keine Löwen tödten, ausser in einigen königlichen Jagdbezirken. Der König auf Selan nannte sich, während Knox's Aufenthalt auf dieser Insel, der König Löwe. Die vornehmsten Staatsbedienten in Mexiko führten die Namen, Prinzen der Wurfspieße, Prinzen der Menschenhacker, der Blutvergießer und so weiter. Der König von Monomotapa hat eine Menge von Poeten und Musikanten um sich, welche zu seinem Lob Verse singen, und ihn darinnen als den Herrn der Sonne und des Mondes, als den großen Hexenmeister und Räuber schildern.

Der

Der Despotismus hat die Fürsten Asiens ganz verdorben, und die ausschweifende gigantische Einbildungskraft der Morgenländer erschöpft sich, um die Titel, die sie sich geben, in unsern Augen lächerlich zu machen. Der König von Arracan nennt sich, nach Sheldon: König von Arracan, Besitzer des weissen Elephanten und der beiden Ohrengehänge, (welche in diesem Königreich sehr kostbar sind,) und kraft dieses Besitzes, der rechtmäßige Erbe von Pegu und Bramo, Herr der zwölf Provinzen von Bengalen und der zwölf Könige, welche ihr Haupt unter seine Füsse hinlegen. Der König von Ava wird Gott genannt; Schreibt er an einen auswärtigen Regenten, so nennt er sich: König der Könige, welchem alle andern gehorchen müssen; der Freund und Verwandte aller Götter im Himmel und auf der Erde, der der Grund von der Erhaltung aller Thiere und dem regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten ist, welches alles die Götter blos aus Liebe für ihn so erfolgen lassen; der Bruder der Sonne; der nahe Verwandte des Mondes und der Sterne; der unumschränkte Herr von Ebbe und Fluth; König des weissen Elephanten und der 24 Sonnenschirme.

Die Titel des Königs von Achem, wie sie Valentyn liefert, sind: König von Achem, Delhy, Johor, Pahang, Vuolda, Prira, Priaman, Tikou, Betros, Passurovan, Padan, Sinkel, Labo, Daha, u. s. w.; König der Welt, welchen Gott geschaffen und dessen Leib wie die Mittagssonne glänzt; König, welchen Gott gemacht, um so voll zu werden, wie der Mond, wenn er voll ist; König, von Gott erwählt und so vollkommen, wie der Nordstern; König der Könige, Sohn oder Enkel des grossen Alexanders; König, vor welchem sich alle Könige neigen und seinen Gesetzen unterwerfen müssen; König so verständig, wie eine vollkommen runde Schüssel, so glücklich wie

das Meer, der Sclave Gottes, der die Gottheit sieht, ihre Gerechtigkeit vertheidigt und ihren Willen den Menschen bekannt macht, deren Missethaten er bedecken und denen er die Sünden vergeben kann; der von Gott gesegnete König, der, wenn er auf den Füssen steht, in seinem Schatten allen seinen Sclaven eine sichere Freistatt verschaft; dessen heilsame Rathschläge allen Völkern mitgetheilt werden; der seinen Unterthanen unendlich viel Gutes thut; Er, der Gerechte, der alles genau untersucht, um sich der göttlichen Gerechtigkeit ähnlich zu machen; der nüzlichste König auf dem Erdboden, unter dessen Füssen ein angenehmer Duft hervorbricht, welchen er über alle Regenten verbreitet; dem der Allmächtige seine reinsten und feinsten Goldminen übergeben; dessen Augen wie der Morgenstern glänzen; der auch den groszahnigten Elephanten, und den rothen, schwarzen, weissen, farbigten, gefleckten Elephanten besizt, der doch mehr ein Weibchen als ein Männchen zu seyn scheint, nebst dem Elephanten Brehaigne; dem der Allmächtige Elephantendecken giebt, so mit Gold und Edelgesteinen geschmückt sind, nebst vielen Kriegselephanten, welche eiserne Häuser auf ihrem Rücken tragen und deren Zähne mit eisernen Spieszen und Zangen überzogen und deren Füße mit Kupfer beschlagen sind; dem Gott auch Pferde giebt, welche gleichfalls mit goldnen Decken, Edelgesteinen und Smaragden bedeckt sind, welche für den Krieg bereit stehn, Hengste aus Arabien, der Türkey, von Cati und Bellakki; dessen Herrschaft sich nach Süden und Norden erstreckt; der mit Wolthaten alle diejenigen überhäuft, die ihn lieben; der die Traurigen aufheitert; der einem alles, was Gott geschaffen, zeigen kann; den Gott zum Herrn über alles bestellt hat, um das ausserwählteste unter allen seinen Werken auf den Thron von Achem zu setzen.

Im Titel des Königs von Persien folgen, nach einer langen Reihe seiner Besitzungen, folgende Titel, Sprößling der Ehre, Spiegel der Tugend, Rose des Vergnügens. Dem Kaiser von Sina giebt man die Titel: Sonne des Himmels, erhabener und heiliger Kaiser, königlicher Palast, Zehntausendjahre u. s. w. Andre haben sich schlechtweg Götter nennen lassen; So z. B. der König von Loango.

Aufgeklärte Nationen in kalten Climaten halten diese emphatischen Ausdrücke für lächerlich; die Titel ihrer Könige sind simpel und vernünftig; nur nehmen sie bisweilen die Namen von Ländern in dieselben auf, die sie nicht besitzen.

Die Monarchen in Hindostan und besonders in Sina haben ein gutes Mittel gefunden, wie sie ihrer Eitelkeit schmeicheln. Die Reisebeschreiber warnen nemlich die Fürsten Europens, sie möchten nicht zu leichtsinnig und zu oft Geschenke und Briefe, durch Kaufleute oder Gesandten, nach Pekin schicken, weil ihre Staaten hiernach unter die Zahl der tributären Schutzländer des sinesischen Kaiserthums eingetragen werden. So benennt sich der Kaiser z B. sehr oft, den Beherrscher von Corea, Japan, der Mohammedaner (hierunter versteht er Samarkand, Bengalen und Hindostan,) und von Moskau. Die Russen läugnen aber, daß sie von ihm abhangen, und er hat Moskau aus seinem Titel ausstreichen müssen, wenn er gleich die Russische Gesandtschaft für eine Huldigung ansah.

Fünftes Hauptstück.

Von der Pracht der Fürsten. Von den Sonderbarkeiten dieser Pracht.

Man hat, um den grossen Haufen stärker zu blenden und leichter zu lenken, zur Pracht seine Zuflucht genommen. Das Oberhaupt eines Volks hält sich ein Gefolge, umgiebt sich mit Leibwachen, und behält sich gewisse Arten von Schmuck, gewisse Farben, ausschliessend vor, damit alles das Ansehn desselben verkündige. So dürfen in Sina blos der Kaiser und die Prinzen von Geblüt gelb gekleidet gehn, und in Siam darf, ausser dem König und seinen Jagd und Kriegsjunkern, niemand rothe Kleider tragen.

Dies Gepränge ist anfänglich doch nur sehr einfach. Denn was bey einem Volk sehr wichtig und blendend seyn kann, wird bey uns, wo jeder Privatmann es den Fürsten in der Pracht gleich thun kann, oft lächerlich. Die Negern um Rio — Grande werden von einem Oberhaupt beherrscht, welches blos eine Palme in der Hand hat. Die Söhne und Schwiegersöhne des Königs am Fluß Sestos tragen, wie ihr Vater, einen Kranz von Weiden; dies ist der einzige Schmuck, wodurch sie sich von andern Negern unterscheiden. Das Haupt des Fürsten der Bissaos ist mit einer Mütze bedeckt, die die Gestalt eines Zuckerbrodes hat; unten sind ein Paar hänfene Stränge angebracht; diese Schnüre deuten an, daß er unumschränkter Herr über seine Unterthanen sey. An der Bey von Saldanna erkennt man die Oberhäupter an einer elfenbeinernen, polirten und glänzenden Platte, welche etwa sechszehn Zoll lang ist, und vom Ellenbogen bis an den Daum herabläuft. Während daß der Capi-

tain

tain Sarris sich in Moka aufhielt, machte ihm der König von Rahaita einen Besuch; er ritt auf einer Kuh und war nackt. Die Könige von Sabo wimmeln von Ungeziefer; die Weiber, die der König, welchen Philipps sah, bey sich hatte, bemüheten sich seinen Kopf, in Gegenwart vieler Menschen, zu reinigen, und seine Läuse zu verzehren. Das Kleid des Fürsten von Rio — Gabon ist eine Art von Harnisch, welcher aus rothen Knochen und Muscheln verfertigt ist, so reihenweise um seinen Hals, Arme und Beine geführt sind.

Die Häupter der Völker schmücken sich oft absichtlich auf eine auffallend sonderbare Art; und sie geben ihrem Putz eine emblematische Bedeutung. Die Könige von Aethiopien trugen, nach Diodor, (III. 2.) eine lange Mütze, an welcher Schlangen angebracht waren, um anzudeuten, daß diejenigen, welche den Königen nachstellen, durch giftige Bisse umkommen müssen. Die Könige von Loango und seine Hofbedienten tragen in der linken Hand die Haut einer wilden Katze, welche die Gestalt einer Muffe hat, aber unten zugenäht ist. Die ägyptischen Könige trugen auf dem Kopf eine Löwen oder Stier oder Drachenhaut, ferner Zweige von Bäumen, Feuer, und bisweilen auch köstliche Rauchwerke, zum Zeichen ihrer Macht und Gewalt.

Wenn man untersucht, was man alles ersonnen hat, um die Fürsten auszuzeichnen, und um allem, was sie umgiebt, ein majestätisches Aussehn zu geben; so trift man auf eigne Gebräuche und Anstalten. Die Perser schienen darüber mißvergnügt zu seyn, daß es für die Fürsten nicht eigne Elemente gebe; sie suchten daher ein Wasser auf, von welchem einzig und allein der König und sein Prinz trinken durften; es war allen andern Menschen bey Todesstrafe verboten, einen Tropfen davon zu kosten. Der König von Loango hat, nach Battes, zwo Wohnungen, die eine, um darin-

nen zu essen, die andre, um da zu trinken. Die Leibwache des Königs von Monomotapa besteht aus 200 grossen Hunden, und er geht nie aus, ohne von 500 Hofnarren begleitet zu werden. Ferrera berichtet, Dom Juan, König von Castilien, habe im Jahr 1434 die französischen Gesandten, sitzend auf einem prächtigen Thron, empfangen, und ein grosser zahmer Löwe habe sich vor seine Füße hingelegt. Den Capitain Midletton führte man in den Palast des Königs von Button; die Tapete des grossen Saals bestand aus Schädeln von Feinden, die der Prinz während des lezten Kriegs mit eigner Hand ermordet hatte; Auf dem Fußboden bemerkte man noch Spuren von Blut, welches von diesen Köpfen herabtröpfelte. Die Beschneidung des Königs von Batam wird mit Spielen und Lustbarkeiten gefeiert; es wird ein grosses Theater verfertigt, nach welchem der Fürst täglich von einem starken Mann auf den Schultern getragen wird. Wenn die Cerimonie angeht, bringt ihm jedermann ein Geschenk; hierauf erscheint ein Herold in Gestalt eines grossen Teufels, der durch den Mund seines Colosses ausruft: Der Monarch gebietet, daß alle schweigen sollen. Im Zeitalter Carls VI, Königs von Frankreich, brachte ein Bär und ein Eichhörnchen der Königin das Geschenk der Pariser Bürgerschaft. Damals hielte man dergleichen Mascaraden für sehr sinnreich, und die Städte wählten oft Thiere zu Deputirten aus. Beym Einzug Ludwigs XI hielten sich viele schöne nackte Mädchen, welche Sirenen vorstellen wollten, bey der Fontaine du Ponceau auf, und sangen Liedchen und Schäferspiele. Der Kaiser von Mexiko fütterte in seinem Palast alle Arten von Thieren; er hatte Keller mit Vipern, Scorpionen und andern giftigen Thieren, welche man, wie gesagt wird, mit Menschenblut mästete.

An einigen Thieren finden die Fürsten grossen Gefallen; und da sie ihre Majestät über alles, was ihnen lieb und werth ist, verbreiten; so werden auch dergleichen Thiere sehr geachtet. Der weisse Elephant des Königs von Siam wird von Mandarinen bedient; sein Essen muß ihm in einem goldnen Gefäs gereicht werden; seine Wohnung ist prächtig, die Decke seines Pavillons ist vergoldet. Die geringsten Elephanten des Königs haben 15 Bedienten; Andere haben ihrer 20, 30, und 40; der weisse Elephant hingegen hat ihrer hundert. Die Könige von Angola unterhalten, wie die von Congo, Pfauen; dies ist ein Privilegium der königlichen Familie. Wenn sich jemand unterstünde, diesen Pfauen eine Feder auszureissen; so würde er entweder zum Tod oder zur Sclaverey verurtheilt werden.

Fürsten wissen oft aus langer Weile nicht, was für Vergnügungen sie sich erfinden sollen; sie suchen daher oft gerade die Auswüchse und Mißgestalten in der Natur auf. In den Palästen vieler Könige wimmelt es von Hofnarren, Gauklern, Zwergen, von höckrigten, blinden, verstümmelten Menschen. Hofnarren sind an den Höfen der Könige von Frankreich lange gehalten worden. Sauval hat ein Schreiben von Carl V. an die Bürgermeister und Schöppen von Troye bekannt gemacht, worinnen ihnen der König anzeigt, „daß sein Hofnarr gestorben, und daß sie ihn, wie gewöhnlich, einen andern zuschicken müßten.“ Andere Fürsten haben, aus Neigung zum Vergnügen, Weiber zu ihrer Wache und zu ihren Bedienten gemacht, und alle Mannspersonen aus ihrem Palast entfernt. Diese Gewohnheit gehört dem Orient nicht ausschließend zu, man findet sie auch in andern Ländern. Der König von Dahomai wird blos von Weibern bewacht. Snelgrave, der bey ihm zur Audienz gelassen wurde, sah drey Weiber, welche Sonnen-

schirme über sein Haupt hielten, und vier Andre mit Flinten. Um den König von Java sollen zehntausend Weiber seyn. Die ältesten unter ihnen werden an die Thore und auf die Spaziergänge gestellt; die jüngsten und schönsten haben die Aufwartung im Innern des Palasts. Wenn der Mataram ausgeht, hat er ein ansehnliches Gefolge von Weibern; einige sind mit Lanzen und mit Feuergewehr bewafnet; Andre tragen ihm Betel, Sirabou und Taback nach; eine der schönsten hält den Schirm über seinen Kopf, und eine andre vertreibt mit einem Fächer die Fliegen von seinem Gesicht. Sezt sich der Monarch nieder; so stellen sie sich alle zur Seite in wollüstigen und verführerischen Stellungen. Nur allein die Weiber gehn in die Schlafkammer des Königs von Siam; sie machen das Bett, kleiden ihn an und bedienen ihn; indem sie ihn aber ankleiden, berühren sie nie sein Haupt; dies Vorrecht hat nur ein vornehmer Staatsbedienter, meistens ein Prinz von Geblüt. Ehedem wurde auch der König von Persien von Weibern bewacht, welche ihn auch bey Nacht nicht verließen.

Die Pracht grosser Reiche ist eine eitle Größe, die in Verschwendung ausartet und die Unterthanen drückt. Rubruquis sah am Hof des Tatarchans einen silbernen Baum, mittelst welchen man Wasser und andre Getränke in den Palast leitete, um nicht mehr den unangenehmen Anblick von Fässern und Eimern zu haben, deren man sich vorher bediente. Unten waren vier Löwen angebracht; jeder derselben hatte seine Röhre, welche nach dem Innern des Baums gieng, nach der Spitze hinlief und wieder durch Krümmungen herausgieng. Eine von diesen Röhren war für den Wein; die übrigen für andre Getränke bestimmt. Auf jedem Löwen saß eine goldene Schlange, deren Schwanz sich um den Stamm herumschlängelte, unten waren Gefässe angebracht, welche verschiedene Getränke enthielten.

Oben stand ein Engel mit einer Trompete; alles aus Silber. Das eigentliche Behältniß der Getränke war ausserhalb des Palastes, u. s. w. Es wird gesagt, der Palast des persischen Königs Kosru habe auf 40000 silbernen Säulen geruht, und das Gewölbe sey mit 1000 goldenen Kugeln ausgeschmückt gewesen, deren Bewegung die Planeten und die Constellationen des Thierkreises vorstellten; die Wände sollen mit 30000 gestickten seidenen Decken ausgeschlagen gewesen seyn *). Im kaiserlichen Palast zu Pekin ist noch eine grosse Menge andrer Paläste enthalten, deren Namen man in Magelhaens Nachrichten nachlesen kann.

Die Eitelkeit der Fürsten errichtet auch andre Denkmäler. An den berühmten ägyptischen Pyramiden arbeiteten 360000 Menschen, zwanzig Jahre lang; und als sie fertig waren, konnten sie doch nicht einmal zu Gräbern der Könige gebraucht werden. Denn das durch so viele schwere Arbeiten aufgebrachte Volk schwor, es wolle ihre Leichname aus diesen Gräbern herausnehmen und sie in Stücken hauen.

Endlich vermehrte die Prachtliebe auch die Wachen und Bedienten. Als die Tataren Sina eroberten, steckten zehntausend Verschnittene im kaiserlichen Palast, und wenn der jetzige Kaiser auf die Jagd oder spazieren geht, so schleppt er ein Gefolge von 2000 Menschen hinter sich her. Einige Reisebeschreiber haben berichtet, der Grosmogol habe sonst wol 80 bis hunderttausend Menschen hinter sich hergeschleppt, was ganz unmöglich ist.

*) *D'Herbelot* Biblioth. Orient. Art. *Khosrou.*

Sechstes Hauptstück.

Von der Achtung für die Regenten. — Von der Anbetung derselben.

Die in den ersten Zeitaltern des gesellschaftlichen Lebens so freimüthigen und ungebundenen Menschen verlieren diese Seelengröße gar bald; ihr Charakter verschlimmert sich, und sie finden es für gut, sich vor die Füße eben der Wesen hinzuwerfen, gegen welche sie sich vormals mit so viel Selbstgefühl und Stolz betrugen. Die Achtung für einen Befehlshaber, dem alles gehorcht, konnte sich nicht in ihren gehörigen Schranken erhalten; sie wurde ausschweifend, theils durch List der Regenten, theils durch den natürlichen Instinkt, von welchem ich oben geredet habe.

Diese Epoche eilt mit schnellen Schritten heran; weil schon das Haupt der Natches vorgiebt, er sey der Bruder der Sonne, und weil man auch ihm schon mit der tiefsten Unterwürfigkeit gehorchen muß. So berichten auch einige Reisebeschreiber, daß die Wilden in Florida ihren Häuptern die ersten Kinder männlichen Geschlechts opfern. Bey den Negern scheint der Regent indessen mehr Achtung zu genießen, als bey irgend einem andern Volk. Ihre Achtungsbezeugungen haben einen eignen Charakter von Grobheit und Niederträchtigkeit, wovon wir die Gründe kürzlich anführen müssen. Die Regenten grosser Nationen nemlich flößen, durch Pracht und Aufwand, ihren Unterthanen Achtung ein. Bey barbarischen Völkern hingegen müssen sie das Blendende des Throns durch Vorurtheile ersetzen. Diese politische Maxime wird besonders von den Regenten in Guinea befolgt. Ferner, die lebhafte Einbildungskraft der Negern verun-

staltet

staltet alles, weil sie die Gegenstände zu heftig anfaßt; sie muß übrigens durch Farcen und Cerimonien genährt werden; und da diese Possenspiele und Cerimonien der Majestät ihrer Beherrscher keinen Abbruch thun durften, so erhöheten sie diese vielmehr, indem sie die Unterthanen verschlimmerten. Endlich bewirkt das afrikanische Clima, welches wärmer ist, als das Asiatische, gleichwol jene Weichlichkeit und Trägheit nicht, die man bey den Morgenländern findet; der Neger hat viel Energie; er ist immer entweder aufrührisch oder kriechend. Um nun seine Wuth im Zaum zu halten und seinen unruhigen Geist auf eine unschädliche Weise zu beschäftigen, so hat man gerade solche Gebräuche und Cerimonien ersonnen, wodurch er am besten im Zaum gehalten werden kann. Die Sitte, sich mit Sand zu bestreuen, oder sich im Staub vor dem Fürsten herumzuwälzen, wird oft wieder vorkommen. Dies ist die Art, wie sie jezt auf der ganzen Küste von Guinea ihnen ihre sclavische Ergebenheit bezeugen. Wenn die Azanaghuis ihrem Fürsten eine Bitte vorzutragen haben; so ziehen sie ihre Kleider aus, werfen sich im Hofe seines Palastes auf die Knie, neigen das Haupt zur Erde, und bestreuen den Kopf und die Schultern mit Sand. Sobald sich der Fürst sehen läßt, gehen sie näher, werfen aber immer mehr Sand auf ihren Leib. Der König thut, als wenn er sie gar nicht sähe. Wenn sie aber ausgeredet haben, wirft er einen Augenblick die Augen auf sie hin und antwortet ihnen mit zwey Worten. Dem Cadamosto zufolge, sind sogar die Eltern des Königs dieser Cerimonie unterworfen. Die Wohnung des Damel steht niemanden als den vornehmsten Staatsbedienten ofen. Nachdem sie sich einigemal im Hof auf die Erde hingeworfen, gelangen sie endlich an der Thür des Palastes an; vom Fuß bis zur Mitte des Leibes sind sie nackt; den Kopf und das Gesicht bestreuen sie zu wiederhol-

tenmalen mit Sand; in einer Entfernung von zwey Schritten vom Fürsten werfen sie sich auf die Knie; wenn sie endlich ausgeredet haben, so umfassen sie mit den Armen die Knie, und streuen von Zeit zu Zeit Sand auf ihre Stirne. Mit demselben Respekt muß (nach) Bruca) auch der Heerführer seiner Truppen im Angesicht der Armee mit ihm sprechen. Sobald er im Lager erscheint, kniet man nieder, und bedeckt sich dreymal das Haupt mit Staub. Dies muß auch jedesmal wiederholt werden, wenn ein neuer Befehl von ihm ankömt.

Der Palast des Königs von Benin hat keine Fenster; die aus dünnen Brettern zusammengesuchte Decke läßt indessen durch einige Oefnungen einiges Licht eindringen; gleichwol wagt es keiner von seinen Hofleuten, ihm ins Gesicht zu sehn; sie setzen sich auf die blosse Erde so hin, daß sie die Ellenbogen auf die Knie, den Kopf aber auf die Hände stützen; nie heben sie die Augen auf, wofern sie nicht angeredet werden, und endlich tappen sie wieder rücklings zur Thür hinaus, weil es ein Verbrechen ist, dem König den Rücken zuzukehren.

Vom König von Dahomay muß man immer in einer Entfernung von zwanzig Schritten stehn bleiben. Wer ihm etwas vorzutragen hat, küßt die Erde, und sagt es einer alten Frau ganz leise ins Ohr, welche denn hingeht und sich von ihm die Antwort ausbittet. Dies hat mit jenen Völkern einige Aehnlichkeit, deren Montagne (I. 22.) gedenkt, die mit ihrem Fürsten nur durch ein Sprachrohr reden durften. Der Palast von Issiny ist mit Palisaden umgeben, und hat keinen Eingang; man steigt mittelst einer Leiter in denselben hinein, deren Stufen wol zwey Fuß von einander abstehn. Die Art, wie man zur Audienz gelassen wird, hat Loyer folgendermaaßen beschrieben: Der Abgesandte zieht sein Hemd aus und legt sein Gesicht auf die Erde hin;

zween Marabuten bedecken seinen Leib mit Staub und mit groben Sand; hierauf steht er wieder auf, nimmt einen Mund voll Sand, speiet ihn sogleich wieder aus und fängt nun seine Rede an. Wenn der Kaiser von Monomotapa trinkt, hustet oder nieset; so ruft einer von seinen Bedienten mit lauter Stimme aus: Bitter um die Gesundheit und um das Wohlergehn des Kaisers! Und der ganze Palast erschallt von Wünschen und Freudengeschrei.

Wenn die Abyssinier den Namen des Kaisers nennen hören, so neigen sie sich und berühren die Erde mit der Hand. Der P. Lobe beklagt sich über die Stockschläge, welche ihm beym Eintritt in den Palast dieses Fürsten abgemessen wurden. Als er sich erkundigte, warum er geprügelt werde; so gab man ihm zur Antwort, die Bedienten des Kaisers führen deswegen Stöcke in der Hand, um die Welt zu lehren, daß es kein tapfereres Volk gebe, als die Abyssinier, und daß man sich vor ihrem Regenten demüthigen müsse.

Der Fürst von Sennaar läßt sich nie öfentlich sehn, ohne sein Gesicht mit einem vielfarbigten seidenen Schleyer zu bedecken. Den König von Juida sieht man gar nie; er hält sich hinter einem Vorhang auf. Dreymal küßt man an der Pforte des Palastes die Erde, und alsdenn kriecht man nach dem Vorhang hin, dem man seine Ehrenbezeugungen macht. Die Vicekönige sind noch niederträchtiger; im äussern Hof des Palastes kommen sie mit einem ansehnlichen Gefolge und prächtig gekleidet an; sie legen aber ihre Kleider und ihren Putz ab, und nehmen dafür eine grobe aus Bast geflochtene Schürze vor. Man weis nie, an welchem Ort des Palastes dieser Fürst die Nacht zubringt. Bosman frug, wo der König liege? Die Antwort war: was glaubst Du wol, wo schläft Gott?

Die Großen in Loango werfen sich vor die Füße des Monarchen hin und wälzen sich im Sand herum.

Um den König sind immer öfentliche Ausrufer, die eine große eiserne Glocke läuten, um der Versammlung Stillschweigen aufzulegen. Man darf ihn wenn er speiset bei Lebensstrafe nicht ansehn. Diejenigen, welche ihm die Speisen vorsetzen, wenden ihr Gesicht sogleich von ihm ab, läuten eine Glocke, und alle Anwesenden müssen niederfallen. Einstens schlief der siebenjährige Sohn eines vornehmen Herrn im Speisesaal ein, das Kind erwachte, als der König das Trinkglas am Mund hatte. Zur Strafe wurde dem Kind der Kopf mit einem Hammer heruntergeschlagen, der Körper wurde geschleift und auf den Schindanger geworfen. Dies erzählt Ogilby; Ein ander Beyspiel führt Battel an: der eilfjährige Prinz des Königs kam zu seinem Vater, als er am Mittagstisch saß; der unglückliche Knabe wurde deswegen geviertheilt, und die Stücke wurden von Herolden in der ganzen Stadt herumgetragen, die zugleich den Grund von seiner Hinrichtung bekannt machten. Ein andrer noch jüngerer Prinz wollte seinen Vater umarmen; der Hohepriester befahl, daß er mit dem Tod bestraft werde; Man spaltete ihm also den Kopf mit einem Beil entzwei, und mit dem Blut wurden die Arme des Königs gerieben, um das Unglück einer so schlimmen Vorbedeutung von ihm abzuwenden. Dieses Gesez erstreckt sich sogar über die Thiere. Denn ein dortiger Monarch lies einen Hund umbringen, der mit ihm, während daß er trank, spielen wollte.

Der König von Ardra wird auf den Knien bedient, und man beweist den Schüsseln, welche auf seine Tafel aufgesezt oder von derselben getragen werden, seine Ehrerbietung. Wenn die Schüsseln nemlich in der Nähe sind, so neigt man sich zur Erde nieder. Auch hier ist, nach Elbee, das Anblicken der königlichen Speisen ein Capitalverbrechen. Der unvorsichtige oder neugierige Unglückliche wird hingerichtet und

seine

seine ganze Familie zur Sclaverei verurteilt. Die Reisebeschreiber sagen uns nicht, ob auch die Köche die Speisen zubereiten, ohne sie anblicken zu dürfen.

In Congo ist die Leistung der ehelichen Pflicht sowol als der Beischlaf mit Concubinen, in der Abwesenheit des Königs von der Stadt, in welcher er gewöhnlich wohnt, ein Capitalverbrechen. Daher wird dem Volck allemal seine Abreise und seine Wiederkunft bekannt gemacht. Weiber, welche ihrer Männer überdrüßig sind, klagen diese der Unenthaltsamkeit während eines solchen Zeitraums an; und das ist ein Mittel ihrer los zu werden. Während eines Interregnums in der Grafschaft Sogno wird das Land von einem Kinde beherrscht, um dadurch, wie Mirella anmerkt, anzudeuten, wie billig man sich der höchsten Gewalt unterwerfe. Der König von Melinde bestraft die Schuldigen mit eigner hoher Hand; wenn diese von ihm die Prügel erhalten haben, so küssen sie seine Füße und danken ihm. In Commendo war, nach Bosman, ein Gesetz, welches diejenigen, die dem König nicht aus allen Kräften gehorchen würden, für unfähig erklärt, irgend ein Amt zu bekleiden.

Noch tiefer erniedrigen sich andre Völker. Wenn die Bewohner von Selan mit ihrem König sprechen, so wagen sie es nicht sich für menschliche Geschöpfe auszugeben. Statt zu sagen: Ich habe das gethan, sagen sie: das Glied eines Hundes hat das gethan. Fragt der König, wie viel Kinder habt ihr? so antworten sie, wir haben so viel Hunde oder Hündinnen.

Gegen den Fürsten gerechnet sind auch die Verwandten desselben nichts. Der Kaiser von Abyssinien behandelt seine Weiber, Brüder und Vettern nicht anders, als wie Sclaven.

Nicht jeder Unterthan ist würdig genug, dem König aufzuwarten. Pigafetta nennt einige afrikanische

nische Staaten, in welchem Sr. Majestät Köche, Prinzen vom Geblüt und die Unterköche vornehme Personen sind, welche sich nie mit einer Frau befassen dürfen. Wenn sie 20 Jahre alt sind, werden sie alle wieder weggeschickt. In Babylon war die Ehre, den König bedienen zu dürfen, nur den schönsten Männern übertragen, und in der Türkei müssen die Icoglans schön gebildet seyn und eine angenehme Physiognomie haben. An andern Oertern dürfen die Aufwarter des Regenten keine Empfindung von Freiheit haben. So sind sie z. B. in Abyssinien Sclaven des Kaisers, welche er selbst aus dem Staub erhebt.

Man ist so weit gegangen, daß man die Unterthanen so gar mit Gewalt abgehalten hat, sich dem Palast zu nähern. In Selan stehn auf allen Wegen, welche zum Palast führen, Wachen. Hat man keine Erlaubniß von den Kronbedienten, so wird man angehalten. In Siam ist es ein Capitalverbrechen, wenn man zufällig oder absichtlich so nahe am Palast des Königs eine Flinte losschießt, daß er es hören kann. Der P. Tachard erzählt, das Schifsvolk, welches vorher viel Lerm gemacht, habe sich in einer Entfernung einer Viertelmeile vom Schloße ganz ruhig zu verhalten angefangen; Man sagte den Jesuiten, sie möchten schweigen oder ganz leise sprechen, und wie sie auf dem Fluß fortfuhren, der ganz mit Soldaten und Mandarinen besäet war, so glaubten sie, sich in einer Einöde zu befinden. Wenn aber auch die Paläste der Fürsten so liegen, daß man unmöglich den Leuten verbieten kann, sich denselben zu nähern; so wird ihnen doch befohlen, schnell vorbeizueilen und still zu schweigen. In Sina darf kein Mensch vor dem Thor des Kaiserlichen Palastes vorbeireiten oder fahren; Jeder muß ab oder aussteigen und so schnell, als immer möglich, vorübergehn. Eine Meile weit vom Palast des Tatarchans darf, nach Marcopolo, kein Geräusch seyn.

Im

Im Palast selbst darf sich niemand räuspern; die Vornehmen müssen beim Eingang in den Palast ihre Stiefeln ausziehn, und weisse lederne Schuhe anziehn. Wenn der König von Corra einen Feldzug unternimmt, so muß jeder schweigen, und die meisten Soldaten haben einen kleinen Stab im Mund, damit ihnen nur nicht Schuld gegeben werden könne, sich gemukzt zu haben. Vor und im Palast des Augustus hielten sich Bedienten auf, welche Silentiarii genannt wurden; diese bestraften einen jeden auf der Stelle mit Ruthenstreichen, der das Gesetz des Stillschweigens übertrat.

Diese Zärtlichkeit ist endlich durch den Mißbrauch ganz lächerlich geworden. Die Bonzen, die Blinden, die Krüppel, die Bettler, diejenigen, denen man Nasen oder die Ohren abgeschnitten, die Mißgestalteten, dürfen sich in Pekin in der Gegend des Kaiserl. Palasts gar nicht sehn lassen.

Ich habe schon oben angemerkt, daß nicht alle Unterthanen ihren Regenten ansehn dürfen. Es giebt indessen noch einige feine Modificationen dieses Gesetzes, die ich nicht übergehn darf. Die Kaiserin von Abyssinien darf bei der Abendmalzeit des Kaisers nie zugegen seyn. Wenn sich der König von Siam in einer Sänfte tragen läßt; so steigt er, um nicht gesehn zu werden durch ein Fenster oder von einer Terrasse in dieselbe hinein. Nach Dellon, sieht man den König von Malabar nicht nur nicht, sondern es darf sich auch kein Mensch in einer Enfernung von seiner Person niedersetzen, auf welche sein Blick hinreichen könnte. Geht er aus, so machen seine Bedienten durch ein großes Geschrei bekannt, der König sey in der Nähe. Alle also, welche das Recht nicht haben, sich ihm zu zeigen, entfernen sich. Die niedrigern Mandarinen halten sich haufenweise in den Höfen und Gärten des Palastes

von Siam auf; sobald sie durch gewisse Zeichen erfahren, daß der König sie mit seinem Blick erreichen könne, fallen sie auf die Knie. Wenn der König von Corra ausgeht, so müssen, nach Hamel, Thüren und Fenster in den anliegenden Straßen verschlossen werden, und man darf sie bei Lebensstrafe nicht öfnen. Der König von Achem auf Sumatra läßt zwar seine Unterthanen zur Audienz zu; er hört aber ihre Bitten an und spricht mit ihnen, ohne sich sehn zu lassen. Nach Schouten darf man zwar in den Palast des Königs von Arrakan hineingehn; Sobald er aber erscheint, hält jeder die Hände über die Stirn und die Augen, und neigt sein Haupt, um zu zeigen, man sey unwürdig, seine Majestät zu betrachten. Schouten sagt, diese Cerimonie sey sehr ermüdend, und er habe, nach derselben, einen Wundarzt müssen holen lassen. Der König von Ava läßt sich nur alle fünf Jahre einmal sehn. Dies wird durch Couriers überall bekannt gemacht, welche allen seinen Unterthanen beiderlei Geschlechts, so 18 bis 60 Jahre alt sind, befehlen, sich nach der Hauptstadt zu begeben, um den König zu sehn. Wer nicht hinreiset, bezahlt eine Geldbuße von zehn Sols. Diese große Cerimonie wurde gerade damals gefeiert, als Schouten sich in diesem Königreich aufhielt. In Sina ist es nicht genug, daß man sich bei der Annäherung des Kaisers entfernt; man muß sich, bei Lebensstrafe in sein Haus einsperren.

In Siam verbot man den Unterthanen nicht nur, den König anzublicken; sie dürfen sich auch um seine Gesundheit nicht bekümmern; und sie sind sogar nicht einmal werth, ihren Fürsten zu lieben. Die meisten wissen nicht einmal, wie er heißt; Nur die Mandarinen vom ersten Rang dürfen seinen Namen aussprechen. Von dem, was im Palast vorgeht, darf kein Mensch reden; und man muß bei Lebensstrafe alles anzeigen, was man gehört hat. Tachard sezt

hinzu

hinzu, daß auch die Hofleute einander, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs, nicht besuchen dürfen; wenn sie sich begegnen, so müssen sie laut reden und ein dritter Mann muß zugegen seyn.

Die übrigen asiatischen Höfe zeichnen sich, durch die ihnen gebürende Achtungsbezeugungen, nicht weniger aus. Die 3000 Soldaten und die 1500 Sclaven, aus welchen die Leibwache des Königs von Achem besteht, kommen fast nie aus den Mauren des Schlosses. Die Großen in Tunkin erscheinen am Hof barfuß. Nach Rhöee durften ehemals nur die Verschnittenen in die Zimmer des Grosmogols hineingehn. Das Corps der 4000 Sclaven des Kaisers bestand aus den besten Soldaten, welche ein Zeichen an der Stirne trugen, um ihre gränzenlose Aufopferung für die Person des Monarchen anzudeuten. Bernier erzählt, dieser Fürst habe kein einzig Wort ausgesprochen, bei welchem die Omrahs und die Großen nicht die Hände gen Himmel gehoben und gerufen, Wunder!

Die Mandarinen des Palastes und die Prinzen vom Geblüt neigen sich vor dem Lehnstuhl, dem Thron, den Kleidern und den Waffen des Kaisers von Sina, ja vor allem, was er gebraucht. Von den Gesandten wird das auch gefordert. Da sich einstens ein Russischer Gesandte dies nicht wollte gefallen lassen, so mußte er, ohne Audienz erhalten zu haben, abziehn. Sr. Majestät Bruder redet nicht anders, als knieend mit ihr. Am neuen Jahrstag kommen mehr als tausend Mandarinen aus den Provinzen, nach Pekin, um dem Monarchen Glück zu wünschen. Sie begeben sich, nach Maasgabe ihres Rangs, nach den verschiedenen Höfen des Palastes; dreimal beugen sie ihr Haupt nach dem Innern des Palastes hin; ein vornehmer Bedienter vom Tribunal der Cerimonien ruft mit lauter Stimme: Knieet nieder; das geschieht; hierauf ruft

er aus, Bücket euch mit dem Kopf auf die Erde; auch das geschieht; zulezt ruft er, Stehet auf, und sie stehn auf. Zu dieser Cerimonie zugelassen zu werden, wird für eine sehr große Ehre gehalten. Wenn der Kaiser krank ist, so wird der Lerm allgemein; die Mandarinen versammlen sich nemlich in dem Hof, und der Strenge der Jahreszeit ungeachtet, liegen sie Tag und Nacht auf den Knien, und flehen den Himmel um Widerherstellung der Gesundheit des Kaisers an. Stirbt er, so heißt es: ein neuer Gast ist im Himmel angekommen.

Der Dairi in Japan würde seine Heiligkeit entweihen, wenn er die Erde mit seinen Füßen berührte; Er wird daher immer getragen Nie sezt er sich der freien Luft aus, und die Sonne ist nicht werth, daß sie sein Haupt bescheine. Alles, was an ihm ist, ist heilig; er schneidet sich daher weder Haare, noch Bart, noch Nägel ab; doch sind eigne Bediente dazu bestellt, welche ihm, während daß er schläft, diesen Dienst leisten müssen. Er mußte ehedem mehrere Stunden des Vormittags auf einem Thron zubringen, und ganz unbeweglich sitzen bleiben; Sobald er sich bewegte, glaubte man, daß Krieg, Feuer, Hunger oder andre Landplagen das Reich verheeren müßten. Täglich speißt er aus neuen Geschirren; die alten, die einmal auf seiner Tafel gestanden, werden zerbrochen; weil die Kehle der Bedienten aufschwellen würde, wenn sie aus eben dem Geschirre äßen.

Wenn man zur Audienz des Cubosama in Japan zugelassen wird; so kriecht man auf Händen und Knien bis vor seinen Thron; Man berührt den Boden mit der Stirne; und in eben dieser Stellung kriecht man wie die Krebse wieder zurück. Was der Monarch spricht, geht erst durch den Mund des Bengo, und man empfängt von ihm nie unmittelbar seine heiligen Befehle.

Diese

Diese Art von Verehrung erhält unter dem militärischen Despotism einen Charakter von Furcht und Schrecken. Da bleibt es nicht mehr dieser Respekt des Unterthanen für seinen Monarchen, sondern es ist das Zittern eines Sclaven, der ein Schwerd sieht. Im Abschnitt von der Sclaverei habe ich einige Beweise hievon angeführt; hier füge ich einige Beispiele hinzu. Einigen Geschichtschreibern zufolge wurde im Senat die Frage untersucht, ob Cäsar nicht ein Recht von Prälibation über alle Weiber habe? Paulus trug einen Ring, in welchen das Bild Tibers geschnitten war; Nach einem zu reichlichen Schmaus faßte er einen Nachttopf an; Maron verklagte ihn, er habe dadurch das Bild des Monarchen entweiht *). Die würdigsten Männer durften beschimpft und gemißhandelt werden, sobald man das Bildniß des Königs besaß **). Man stritte sich darüber, ob das nicht ein Verbrechen der beleidigten Majestät sey, wenn man die Statue eines Imperators mit einem Stein berühre, den man auch nur zufälliger Weise wegwerfe? ***) Eine solche Statue durfte man nicht beschädigen, ohne des Hochverraths sich schuldig zu machen ****. Diejenigen wurden wie Hochverräther bestraft, welche die Urtheilskraft des Fürsten, oder die Würdigkeit seiner Staatsbedienten in Zweifel zogen; und der Senat befahl, man solle bei den Thaten Tibers schwören †).

Es giebt noch andre Ehrenbezeugungen, die ich ihrer Sonderbarkeit wegen von den vorigen habe absondern müssen. Montagne führt (I. 22.) Länder

*) *Seneca*, de Benef. Lib. III.

**) *Tacitus* Annal. Lib. III.

***) L. V. ad Leg. Jul. Majest.

****) L. VI. ff ad Jul. Majest.

†) M. s. den Codex de Crim. Sacril. -- *Tacitus* Annal. l. 72.

an, in welchen die Damen des Palastes ihre Hand hinreichen, wenn der König ausspucken will, und wo sie auch seinen Unrath sammlen. Am Hof von Siam muß immer ein vornehmer Bedienter seine Augen auf den König heften, um auf die Befehle desselben, die er ihm durch Zeichen giebt, so viel aufmerksamer zu seyn; diese Befehle theilt jener den andern auch durch Zeichen mit. Zwey schöne und gepuzte Frauenzimmer haben beständig eine Schreibfeder und Papier in der Hand, um alles, was aus dem Mund des Kaisers von Catay kömt, aufzuzeichnen. Auf diese Weise schreibt man jedes von ihm ausgesprochene Wörtchen nieder. Wenn er sich wegbegiebt, so überreicht man ihm das Papier, und er sieht nun nach, ob nicht etwa eine Abänderung seiner Befehle erforderlich sey.

Der Kaiser Justin gab folgendes Gesetz: Was auf die Zeichen der höchsten Gewalt Beziehung hat, darf nicht in allen Werkstädten ohne Unterschied gearbeitet werden; sondern die Hofkünstler sollen es innerhalb der Mauren meines Palastes bearbeiten. Die Königin der Feutis wendet, nach Brue, den Kopf nie zur Seite; sie beobachtet daher nichts, was seitwärts vorgeht; das würde ihrem Rang zuwider seyn. Es wagt es daher auch niemand, sich neben ihr herum zu bewegen, weil man befürchtet, man würde ihr Lust machen, einen anzuschauen. Wenn der König von Melinde ausgeht, so wird eine Hirschkuh geschlachtet, in deren Eingeweiden die Priester die Vorbedeutungen von Glück oder Unglück eines solchen Spazierganges aufsuchen. Als Gama vor den Samorin von Calicut gelassen wurde; so hielten die Höflinge die linke Hand vor den Mund, damit der Geruch ihres Athems nicht bis zum König kommen möchte. In den Palast des Königs von Siam wird man nicht eingelassen, wenn man Arrak getrunken hat. Um nun zu verhüten, daß die Wohnung des Fürsten nicht durch dergleichen Säu-

fer

fer entheiligt werde, so ist das Geschäfte eines Bedienten dieses, daß er an der Schwelle des Palastes einen jeden am Mund beriechen muß, wer in denselben hinein will. In Kochin durfte ein Mensch, der nur ein einzigmal auf einem Schif gespeiset, nie wieder vor dem König erscheinen. Man schloß vermuthlich so: Ein solcher Mensch liebt sein Vaterland nicht, weil er es verlassen will, und er ist also nicht würdig, sich dem König darzustellen. In Juida und im Königreich Dahomay ist es ein Capitalverbrechen, in Gegenwart des Fürsten vom Tod zu reden. Die Tataren, die sich in dem Augenblick des Absterbens eines Menschen in dessen Haus befinden, bleiben, wenn der Sterbende ein Mann ist, ein ganzes Jahr, einen Monat hingegen, wenn es ein Kind ist, vom Hof ausgeschlossen.

Dieser Respekt artet in Anbetung aus, und die Häupter der Völker sind nicht mehr Menschen. Man hat gefragt, ob die Fürsten wirklich glauben, sie seyen übermenschliche Wesen, und wie die Völker in eine solche Verblendung verfallen können? Ich antworte: durch den Wahnsinn der Gewalt und die Dummheit der Sclaverey wird die Vernunft ertödtet. Ueberall sucht man die Fürsten zu übermenschlichen Wesen zu erheben, weil man sie gewissermaßen für unfehlbar hält, und weil auch die Ehrenbezeugungen, welche man ihnen wiederfahren läßt, auf diese Idee führen. Die Tlascallaner wagten es nicht ihr Haupt oder Augen vor dem Kaziken aufzuheben, oder die mindeste Bewegung zu machen. Wenn die Tataren bei ihren Fürsten einen fremden aufführen, so reinigen sie ihn vorher zwischen zwei Frauen. Wenn die Sonnenhitze den König von Monzabe zu stark brennt, so droht er dem Himmel und schießt einen Pfeil in die Luft. Die Marocaner glauben ins Paradies zu kommen, wenn sie sterben, während daß sie die Befehle des Kaisers vollziehn. Diejenigen, welche von seiner Hand umge-

bracht werden, genießen dort einen höhern Grad von Glückseeligkeit. In einem Gesetz der Westgothen wird bei Strafe der Ruthenstreiche verboten, dem Fürsten irgend eine schlechte Handlung zur Last zu legen, oder sein Andenken nach dem Tod zu schänden. Wenn der König von Persien jemanden verurtheilt hat, er mochte nun, als er das Verdammungsurtheil aussprach, trunken oder wahnsinnig seyn; so darf niemand um Gnade für den Unglücklichen bitten. Die Röm. Imperatoren hatten dieselbige Politik; und es wurde einem jeden durch ein altes Gesetz verboten, an diejenige zu denken, oder den Namen derer zu nennen, welche auf Befehl der Regierung ins Gefängniß geworfen worden. Gregor VII sagte, ein Pabst werde in dem Augenblick, da man ihn wähle, heilig.

Endlich gieng man so weit, als man immer kommen konnte; die Regenten wurden Götter. Die Negern in Loango geben ihrem Fürsten keinen andern Titel. Er ist Herr der Elemente; das Volk versammlet sich zu Ende des December, und läßt ihm ankündigen, daß der Erdboden Regen nöthig habe. Er drückt demnach einen Pfeil nach den Wolken ab; Regnet es noch an demselben Tage, so währen die Lustbarkeiten mehrere Monate. Battel war bei dieser Cerimonie zugegen. Nach Labat hat einer von den Staatsbedienten des Königs von Congo die Oberaufsicht über die Atmosphäre. Sonst pflegte der König von Siam, bei großen Ueberschwemmungen, den Strom mit seinem Dolch zu peitschen, und den Fluthen zu gebieten, daß sie sich zurückziehn sollten. Da sie aber nicht immer gehorchen mochten, so hat man diesen Gebrauch eingehn lassen. Die Priester auf Bantam lehren, nach Tavernier's Bericht, der König sey ein Gott auf der Erden; Man sammlet seinen Unrath, man trocknet ihn auf und macht das Fleisch damit ein. Nach Gresbillon tragen ihn die Unterthanen des Lama am Halse,

wie

wie eine Reliquie; Der Handel mit den Exkrementen und mit dem Urin dieses Fürsten bringt ihm was ansehnliches ein.

Die Könige von Babylonien und Assyrien maßten sich göttliche Ehrenbezeugungen an. Sie sezten sich über alle Götter der überwundenen Völker weit hinaus, und verordneten so gar, daß man nur sie allein anbeten solle. Der Hauptmann der Leibwache des Königs von Persien frug diejenigen, welche vor ihm erscheinen wollten, ob sie auch bereit seyen, ihn anzubeten? Wenn sie diese Cerimonie nicht mitmachen wollten; so wurden sie zurückgewiesen. In Rom hatte jede Familie ihre Priester, dem August zu Ehren *). Als die Bürger von Cyzikum einer Gleichgültigkeit in Rücksicht auf die Göttlichkeit dieses Imperators beschuldigt wurden; so nahm man ihnen die Freiheit, welche sie sich ehedem dadurch verdient hatten, daß sie den Mithridat von den Thoren ihrer Stadt abwiesen **).

Wenn die Epoche da ist, in welcher man Menschen vergöttert; so erhalten auch gewisse Ungeheuer, die die Niederträchtigkeit während ihres Lebens anbetete, nach ihrem Tod die Ehre der Apotheose. Commodus wird meuchelmörderisch hingerichtet, der Senat verflucht ihn, seine Statuen werden zertrümmert und seine Leiche wird in die Tiber geworfen. In der Folge nennt ihn Severus seinen Bruder, sezt ihn unter die Zahl der Götter und bestellt ihm zu Ehren Priester und Opfer. Dies berichtet Lampridius im Leben des Commodus. Auch Caracalla wurde zum Gott gemacht. Einigen Ausdrücken der Gesezgeber und Geschichtschreiber zufolge, sollte man sogar glauben, daß man die Fürsten weit über die Götter hinaufgerückt habe. Eines von den Capitularien des K. Ludwig lautet so: Lex Imperatorum non est supra legem Dei, sed subtus.

*) *Tacitus* Annal. I. 73.
**) *Tacitus* Annal. IV.

Der Anfang der Zueignungsschrift an den K. Matthias, bey einem Codex alter Gesetze, ist so abgefaßt: Ich lege dieses Werk auf die Altäre Ew. Majestät; und an andern Orten giebt dieser Schriftsteller zu verstehn, sein Regent sey größer als alle Götter.

Was für Täuschungen müssen nicht dergleichen Ehrenbezeugungen und Anbetungen bei den Fürsten sowol als bei den Unterthanen hervorbringen? Alexander läßt in einem Canton von Asien Maschinen und Kriegsgeräthe zurück, die niemanden als Riesen zugehören konnten; um damit die Nachwelt zu hintergehn. Caligula forderte den Jupiter zum Zweikampf auf, und indem er ihm Steine zuwarf, rief er aus: Nimm mich aus der Welt, oder ich werde dich ausrotten. Ein Mandarin in Siam wurde ungerechter Weise zu einer Strafe verurtheilt; ein Franzose erbot sich, den König für ihn um Gnade anzuflehn; Nein, erwiederte der Mandarin, ich will mich bestrafen lassen, um mich um so viel fester zu überzeugen, wie weit die Geneigtheit des Königs für mich reicht.

Siebentes Hauptstück.

Vom Ehestand und von den Weibern der Oberhäupter.

Wie sollte man unter so vielen Bezeugungen der Achtung und der Ergebenheit nicht vergessen müssen, daß den Oberhäuptern der Völker Pflichten obliegen und daß sie ihr Leben in Unruhe und Geschäften hinbringen sollten? Es scheint daher, als wenn sie blos zum Vergnügen geboren wären. Ueberall sucht man ihnen

die

die schönsten Weiber aus, und man wendet bey ihren Heirathen alle mögliche Vorsicht an.

Das Haupt der Wilden von Naraganset hatte einen Sohn und eine Tochter, welche er zusammenverheirathete, weil er niemand fand, der seiner Verbindung würdig gewesen wäre. Der vermuthliche Erbe der peruanischen Krone vermählte sich mit seiner eignen Schwester, weil man das Sonnenblut nicht mit Menschenblut vermischen wollte. Uebrigens konnten die Imas auch deswegen keine benachbarten Prinzessinnen heirathen, weil Mexiko allein von einem Monarchen beherrscht wurde und unter diesen beiden Staaten ganz und gar keine Verbindung statt hatte.

Die Negern haben eine Menge von Ausmittelungen ausgedacht, welche demjenigen, was bisher von ihrem Charakter und von ihren Sitten beigebracht worden, durchaus ähnlich sind. Ich will nur ein Beispiel hievon anführen. Wenn der König von Molimba nur eine einzige Tochter hinterläßt; so ist sie die unumschränkte Beherrscherin des ganzen Reichs. Sobald sie mannbar wird, berufet sie ihre Staaten; die Männer in den Städten und Dörfern stellen sich bei ihrer Ankunft in Reihen hin; die Nacht bringt sie mit dem zu, der ihr am besten gefällt, und zulezt trägt sie demjenigen die Ehe an, der ihr unter allen am meisten Genüge gethan. Von der Zeit an hat sie gar keine Gewalt mehr, sondern ihr Mann ist Fürst.

Man könnte sagen, daß die Häupter der Völker ihre Weiber blos als Gegenstände ihrer Vergnügungen betrachten. Wenn man auch den einzigen Czaar Peter ausnimmt, der das Herz hatte, ein Bauernmädchen zu heirathen, weil es Verstand hatte; so hat man insgemein bei den Vermälungen der Fürsten entweder blos auf körperliche Eigenschaften, oder auf politische Verbindungen gesehn. Der Tatarchan kauft,

nach Marcopolo, hundert Mädchen zusammen; Nachdem er sie lange geprüft, sucht er die dreißig schönsten aus ihnen aus; diese werden den Weibern der Vornehmen anvertraut, welche untersuchen müssen, ob sie im Schlaf nicht schnarchen, ob sie keinen unangenehmen Geruch oder sonst einen verborgenen Fehler haben. Hierauf wechseln die fünf vollkommensten drei Täge und drei Nächte in der Schlafkammer des Fürsten mit einander ab. Froissart berichtet, daß die an einen König von Frankreich verlobte Prinzessin ehedem von den Hofdamen ganz nackt untersucht wurde, um zu sehn, ob sie auch tauge. Die Serails in Arrakan sind mit jungen Mädchen angefüllt, welche für den Regenten bestimmt werden; Jeder Statthalter sucht jährlich zwölf in seiner Provinz aus; diese werden an Hof gebracht, mit einem baumwollenen Kleid angekleidet und den Sonnenstrahlen so lang ausgesezt, bis der Schweis durch das Kleid durchdringt. Diese Kleider beriecht nun der Monarch nach einander, und er bestimmt diejenige für sein Ehebett, deren Schweis ihm am wenigsten mißfällt. Der Gewährsmann für diese Nachricht ist Sheldon. Wenn der Kaiser von Sina oder sein muthmaaßlicher Erbe ans Heirathen gedachten; so ernannte vormals das Tribunal der Cerimonien einige Matronen, welche zwanzig der vollkommensten Mädchen, ohne Unterschied des Standes und Ranges, aussuchen mußten. Die Mutter des Kaisers oder die erste Hofdame lies diese Mädchen allerlei Uebungen vornehmen, um sich zu überzeugen, daß sie weder einen üblen Geruch noch sonst einen körperlichen Fehler haben. Nach vielen Prüfungen heirathete der Kaiser endlich eine von ihnen, und die neunzehn andern vertheilte er unter die Söhne der Vornehmen in seinem Reich. Eben dieser Vortheile haben sich auch die Töchter der Fürsten zu erfreuen. Unter der Regierung der sinesischen Kaiser suchte man

die

die schönsten Jünglinge von 14 bis 15 Jahren im Reich auf, und der Monarch verheirathete seine Tochter oder Schwester an einen von ihnen. Dieser Ehemann warf sich Morgens und Abends vor seine Frau auf die Knie hin, und berührte dreimal mit seiner Stirn den Boden, bis er ein Kind gezeugt hatte.

Auch hat man sich bisweilen vorgestellt, daß sich die Gewalt der Fürsten über alle Weiber in ihren Staaten erstrecke. Wenn sich die Adrimachiden, ein an Egypten gränzendes Volk, verheiratheten; so boten sie ihre Verlobten dem König an, um von ihm entjungfert zu werden; Nicht selten erzeigte er ihnen diese Gnade. Die Oberhäupter auf den canarischen Inseln forderten diese Erstlinge, als eine ihnen zuständige Gerechtsamkeit; und in Peru mußten auch die schönsten Weiber Beischläferinnen des Inca werden; diese wurden in die Serails eingesperrt; sie wurden dadurch der Gesellschaft entrückt, ohne daß der Fürst sie nutzen konnte, weil er nicht den dreissigsten Theil derselben kannte.

Man kann sich kaum vorstellen, wie sorgfältig sich die Weiber der Fürsten bemühen, um ihnen die Langeweile zu vertreiben. Vor dem König von Juida liegen ihrer sechs, in prächtigen Kleidern, auf den Knien; sie wenden alle mögliche Schmeicheleien, Stellungen, Geberden und Ausdrücke an, um ihn zu zerstreuen und zu belustigen. Wenn eine von ihnen seine Begierde rege macht, so rührt er sie durch einen Handschlag an, und die übrigen müssen sich sogleich entfernen. In Guinea sind einige Fürsten mit Weibern umgeben, welche sie beständig kratzen und kitzeln. Der König von Popo hat, nach Barbot, ihrer zwo, welche ihn durch eine stete Bewegung der Fächer erfrischen. Der von Achem auf Sumatra hat vierzig Weiber um sich; diese trocknen ihm das Gesicht ab, schenken

ihm

ihm Brandtewein oder andre starke Getränke ein, oder singen angenehme Lieder.

Im Orient, und überhaupt bei den Völkern, die ihre Weiber einsperren, werden die Serails mit einer erstaunlichen Verschwendung angefüllt. Der Kaiser von Marocco hat weisse, schwarze, gelbe Beischläferinnen. Die Türken legten den von ihnen unterjochten Nationen einen Tribut von hundert Mädchen, für das Serail des Sultans, auf. Kosru, König in Persien, hatte 3000 Freigeborne und 12000 Sclavinnen zu Weibern; so daß, wofern anders die Nachricht nicht übertrieben ist, 15000 der schönsten Weiber seines Reichs in der Gefangenschaft dieses Kaisers schmachteten. Isbrand Ides berichtet, eine ganze Stadt in Sina werde blos von Kaiserlichen Beischläferinnen und von solchen Personen bewohnt, die zu ihrer Bedienung bestimmt sind. Der Monarch bringt zur Jagdzeit drei bis vier Tage in derselben zu.

In den ersten Zeitaltern des gesellschaftlichen Lebens ist die Strafe für den Verführer der Frau seines Oberhauptes nicht sehr streng; Aber sie wird bald grausam, und bisweilen auch ungereimt. Bei den Negern in Juida ist es ein Capitalverbrechen, wenn man die Beischläferinnen des Königs ansieht; der Neger, welcher eine derselben absichtlich oder zufälliger Weise anrührt, wird zum Tod oder zur Sclaverei verurteilt. Wenn man daher in den Palast tritt, so muß man vorher rufen, damit sie sich zu entfernen Zeit gewinnen. Sobald man sie indessen gewahr wird, neigt man das Gesicht tief zur Erde und läßt sie vorübergehen. Mein Leser wird sich hier von selbst erinnern, daß in diesem Land keine Serails üblich sind, daß die Weiber fast nackt einhergehn und überhaupt mit den Männern zusammenleben, ohne eben viele Cerimonien zu beobachten. Nach Beaulieu erlaubt

der

der König von Siam seinen Weibern mit verdecktem Antlitz auszugehn; gleichwol darf sie kein Mensch, bei Lebensstrafe, ansehn.

Achtes Hauptstück.

Von den Zeitvertreiben und Vergnügungen der Oberhäupter.

Das Leben dauert den Fürsten, welche sich langeweilen, so lang, und die Vergnügungen, die sie in barbarischen Ländern genießen, sind so einförmig und grob, daß sie ihrer bald überdrüssig werden. Die meisten Völker wecken sie durch Geräusch, durch Farcen, Hofnarren und Schlachten aus ihrer Lethargie. Der Kaiser von Mexiko rauchte nach der Malzeit Toback und Ambra, um so viel leichter und geschwinder einzuschlafen; durch Musikanten lies er sich wieder wecken, welche Leiblieder auf ihn sangen. Bei Audienzen sprechen die Negern selten mit dem Fürsten; Man sezt sich vielmehr blos hin, und die Trompeter und Trommelschläger machen ein schreckliches Geräusch. Während des Divans des Grosmogols wird immer eine sanfte Musik gespielt, ohne daß dadurch die ernsthaftesten Geschäfte unterbrochen würden. Man sollte es kaum glauben, daß in den Höfen des Palastes des Königs von Kassan Nachts immer die Trommel gerührt wird; gleichwol bezeugt Jobson dieses Factum. Dreihundert Musikantinnen heiterten den König von Persien auf; sie schläferten ihn durch Gesang ein, und weckten ihn durch Gesang wieder auf. Die Fürsten von Congo und Loango unterhalten, nach Ogilby, zu ihrer Belustigung, weisse Negern; Denselbigen Geschmack fanden die Regenten von Mexiko an den Blafards

fards. Der Adel in Loango tanzt und hüpfet um den König herum; die Arme werden vorwärts und rückwärts bewegt; und wenn der Fürst damit zufrieden zu seyn scheint, so wälzen sich diese vornehmen Tänzer im Staub herum, um ihm ihre Freude zu bezeugen. Alle Höfe in Hindostan belustigen sich den Winter hindurch mit papiernen Drachen, an welche sie Feuer anbringen, welches denn den Sternen am Himmel ähnlich seyn soll; der Drache des Königs von Siam schwebt jede Nacht in der Luft, und die Mandarinen halten abwechselnd die Wache. Der Kaiser von Japan befahl den Holländern ihre Mäntel abzulegen, aufrecht zu stehn, zu gehn, zu springen, einander zu bewillkommen, sich trunken anzustellen, u. s. w. Der große Jappa feiert seinen Geburtstag alle Jahre durch ein sonderbares Fest; Seine Unterthanen versammlen sich nemlich in einer Ebene; man läßt einen wütenden Löwen auf sie los, und die Negern fliehen nicht, weil sie, nach Carldy, es für ein Glück halten, unter den Augen ihres Regenten aufgefressen zu werden.

Endlich hat man ja sogar die Elemente und die Natur zur Belustigung der Fürsten verändern müssen. Alle Kerzen welche dem König von Monomotapa leuchten, so wie auch alle Speisen und Weine, die auf seine Tafel gesezt werden, müssen mit wolriechenden Rauchwerken geräuchert werden. Wenn der König von Melinde ausgeht; so ziehn einige von seinen Weibern mit musikalischen Instrumenten voraus, und sie schwängern die Luft mit Wolgeruch. Es wird gesagt, das Leuchtenfest in Sina sey von einem Kaiser verordnet worden, der aus Mißvergnügen darüber, daß die Nacht einen Theil des menschlichen Lebens des Vergnügens unfähig mache, einen Palast ohne Fenster bauen ließ, welcher immerfort erleuchtet war, und in welchem sich Männer und Weiber ganz nackt aufhielten.

Neuntes Hauptstück.

Vom uneingeschränkten Eigenthum der Fürsten. Von ihren Einnahmen, und wie diese angewendet werden.

Der Mensch ist sehr oft nichts, als ein Sclave, welcher nichts besizt; sein Leben und seine Person gehören seinem Herrn zu. Ich habe schon oben angeführt, daß die Wilden in Florida ihrem Haupt die ersten Kinder opferten. Viele andre Regenten genießen alle Güter ihrer Unterthanen als ihr Eigenthum. Diese gewaltthätigen Anmaaßungen sind anfänglich noch schwach; sie nehmen aber immer mehr zu, und der Zeitpunkt ist bald da, wo sie gar keine Schranken haben. Die alten Inder durften kein Pferd und keinen Elephanten besitzen; diese beiden Arten von Thieren gehörten ihrem Fürsten zu. Die Wahrsager des Königs von Loango nehmen auf ihren Reisen alles, was sie zu ihrem Unterhalt bedürfen, mit Gewalt weg. Der Regent auf Selan stürzt seine Unterthanen aus Politik in Armuth und Elend. Seinen Bedienten erlaubt er, dem Volk das Geflügel, das Vieh und die Feldfrüchte um die allergeringsten Preise abnehmen zu dürfen. Der König von Marocco erbt alle seine Bedienten, deren Kindern er nur das überläßt, was ihm eben beliebt. Ricaut sagt, der türkische Kaiser nehme bei Erbfolgen nur drei von Hunderten, wenn ihm gleich alles gehöre. Der Grosmogol besizt alle liegenden Gründe in seinem Reich, als Eigenthum; und er zieht nach Belieben die Güter seiner Unterthanen ein. In Siam muß jeder geschickte Künstler, sein ganzes Leben hindurch, für seinen Fürsten umsonst arbeiten; Ein jeder von ihnen widmete ihm gern sechs Monate vom Jahr; aber keiner lieferte ein vollkommenes Werk; Daher

man denn glaubte, daß eine vollständige Sclaverei der Preis ihrer Geschicklichkeit seyn werde.

Dieses Recht der Fürsten schien so ausgemacht und unwidersprechlich zu seyn, daß man diejenigen mißhandelte, welche um eine Belohnung anhielten. Gelähmte Kriegsmänner und die Wittwen erschlagener Officiers versammleten sich unter Franz II. zu Fontainebleau, um sich ihren Sold oder auch ein Gnadengehalt auszubitten. Dem Cardinal von Lothringen, als damaligem Finanzminister, kam dieser Antrag sehr ungelegen, und er befürchtete, daß es zu einer Verschwörung und Aufruhr kommen dürfte. Man lies also durch den Trompeter bekannt machen, diese Gäste müßten sich in 24 Stunden bei Strafe des Galgens von Fontainebleau wegbegeben.

Andre Fürsten haben sich gar für Herren der ganzen Welt gehalten. Die Päbste schenkten den Spaniern und Portugiesen alle Erdstriche, welche sie nach Ost und Westen entdecken würden. Ein König von Portugall erhielt sogar vom Pabst das Vorrecht, daß ihm auch diejenigen Länder zugehören sollten, welche in dem ihm angewiesenen Distrikt von andern Nationen würden entdeckt werden.

Was die Einnahmen der Fürsten betrift, so will ich hier nur einige zerstreute Facta sammlen. Die Häupter einiger Inseln, welche nördlich von den Philippinischen liegen, haben keine andre Einnahme, als das Eisen, welches den Insulanern nach Schifbrüchen in die Hände fällt; Aus diesem Eisen lassen sie allerhand Geräthe verfertigen, welches sie um sehr hohe Preise verleihen oder verkaufen. Der König von Congo vermehrt, nach Ogilby, seine Schätze so: Wenn er ausgeht, so fordert er einen Hut; nachdem er ihn einige Minuten auf dem Kopf gehabt, sezt er wieder seine Mütze auf, aber so, daß sie vom kleinsten Lüftchen heruntergeweht wird; fällt sie, so beeifern sich seine Bedien-

ten,

ten, sie wieder aufzuheben; aber der erzürnte König stößt sie mit Unwillen zurück, und am folgenden Tag befiehlt er zwei bis dreihundert von seinen Soldaten, daß sie von seinem Volk eine große Auflage eintreiben sollen. In diesem Reich bezahlt jede Familie der Königin einen, zween oder drei Sclaven, und zwar zur Unterhaltung ihres Bettes; Ist aber dieses Bett viermal so lang, als ein gewisses Landesmaas, so müssen ihr vier Sclaven entrichtet werden. Dem König von Bissao übergiebt der Neger, nach Brue, das Haus seines Nachbars; Der Fürst bemächtigt sich wirklich desselben, und der Eigenthümer muß es ihm nun entweder abkaufen, oder sich ein neues bauen. Der unglückliche Neger soll sich damit rächen, daß er dem Fürsten das Haus seines Nachbars gleichfalls übergiebt; und der Monarch nimmt sie denn beide. Durch die Bulle, welche den Bewohnern des spanischen Amerika Ablaß, und die Erlaubniß, während der Fastenzeit, Eyer, Butter und Käse zu genießen, ertheilt, wird der königliche Schatz in Madrid sehr bereichert.

Man hat oft von diesen Einnahmen einen sehr sonderbaren Gebrauch gemacht. Cyrus hatte eine grosse Anzahl indischer Hunde nöthig; Vier babylonische Städte wurden von allen Auflagen unter der Bedingung befreyet, daß sie diese Hunde ernähren mußten. Die Lieblingsbeischläferinnen verbrauchten die Abgaben mehrerer persischer Provinzen; die eine Stadt lieferte den Haarschmuck; eine andre, die Halsbänder; eine dritte, die Armbänder, u. s. w. Ein Land hies der Gürtel der Königin; ein anderes, ihr Kopfputz, u. s. w.

Zehntes Hauptstück.

Von der ganz uneingeschränkten Gewalt der Fürsten. Von ihren blutgierigen und lächerlichen Launen.

Die Unterwürfigkeit der Unterthanen nimmt von Tag zu Tag zu, und der Herrscher kömt täglich mit neuen Ansprüchen. Seine Gewalt schreitet über die Gränzen hinaus, welche ihm die Natur zu setzen scheint. Der Tod selbst erlöset den Unglücklichen nicht ganz aus seiner Sclaverei; der Fürst kann das Andenken der Verstorbenen noch im Grabe kränken oder auch beglücken. Der Kaiser von Sina macht die Todten zu Grafen oder zu Herzögen; Als Hohepriester macht er Heilige, und man verehrt sie wie Götter und Göttinnen; Er kann aber auch ihr Andenken auf ewig schänden.

Andre herrschen eben so uneingeschränkt über die Sprache der Unterthanen. Der Kaiser von Sina ist es, welcher die Figur der Buchstaben abändert, die alten Charaktere abschaft und neue einführt; Er ist es, der den Gebrauch gewisser Ausdrücke verbietet und dafür andre in Gang bringt. Chilperich wollte die Orthographie verbessern; die alte Methode wurde gegen ihn mit Märtyrermuth vertheidigt, und zween Schullehrer ließen sich lieber die Ohren abschneiden, als daß sie die neue Orthographie hätten annehmen sollen *).

Noch andre vertilgen den kostbaren Schatz, aus welchem die Menschen ihre wissenschaftlichen Einsichten und ihren Trost herüberholen. Der Kaiser Chi—hoang—ti befahl, man solle, bei Lebensstrafe, alle Bücher verbrennen; und dieser Befehl wurde mit unglaublicher Strenge vollzogen.

Ist

*) *Gregorius Turonenſ.* V.

Ist der Einfluß der Regenten auf die Mode nicht so fürchterlich; so ist er doch nicht weniger kenntlich. Der König auf Java findet sich wöchentlich einmal bei einem öffentlichen Turnier ein; das Volk nimmt eine Mütze und einen Turban mit; Sobald der Fürst erscheint, sieht man zu, ob er eine Javanische Mütze oder einen Turban auf dem Kopf hat; Darnach richtet man sich.

An andern Orten überlassen sie sich, nach Gefallen, ihren eigensinnigen Launen. Vor einer Königin von Bengalen tanzten einstens zwölf Mädchen und zwölf Jünglinge; beide waren zur Helfte des Leibes entblößt; Die Königin befahl, daß alle ihre Hofleute, junge und alte, die Kleider ausziehn und tanzen möchten. Floris und alle anwesende Fremden mußten gleichfalls diesem Beispiel folgen. Am ersten Tag des Neumonds läuft der Kaiser von Monomotapa, mit zwo Lanzen bewafnet, in seinem Palast umher; Es wird gekochter Reis gebracht; Der Fürst schüttet ihn auf die Erde hin und befiehlt seinen Höflingen das Gericht zu essen, die es denn sogleich auf den Knien aufflecken. Acht Tage lang kömt der Monarch nicht zum Vorschein; während dieser Zeit muß die Trommel unaufhörlich in der Gegend des Schlosses gerührt werden; Endlich zeigt er sich wieder; er weiset denn gewöhnlich mit dem Finger auf diejenigen von seinen Bedienten hin, die er am wenigsten vertragen kann, und sie werden auf der Stelle hingerichtet. Der Gewährsmann für diese Nachricht ist Faria. Der Beherrscher von Pegu gebraucht den Adel seines Reichs zu den allerniedrigsten Arbeiten. Balby sah im Jahr 1586, daß die Großen daselbst Gräben ziehen, und einen Canal und eine Gallerie bauen mußten, wenn es gleich damals sehr stark regnete.

Es giebt auch Epochen einer so gänzlichen Dummheit, in welchen sich das Volk einige Glieder seines

leibes abschneidet, wenn sich sein Fürst verwundet hat. Der König von Aethiopien machte dies seinen Hausbedienten zur Pflicht, und seine Freunde und Unterthanen thaten es aus großer Liebe für ihn. Es ist für uns schimpflich, sagten sie, daß wir gerade gehn sollen, wenn der Fürst hinkt, und daß wir mit zwey Augen sehn, wenn er einäugig ist. Viele von seinen Unterthanen brachten sich sogar bei seinem Tod um, um ihm Beweise ihrer beständigen Treue zu geben *).

Es folgen nun einige Beispiele von der Art, wie die Fürsten ihre blutdürstigen Launen befriedigen. Henry, Graf von Champagne, reiste durch die Staaten des Fürsten der Assassinen, welcher ihn fragte, ob er auch so gehorsame Unterthanen habe, wie er? Und in demselbigen Augenblick winkt er drei Jünglingen, welche auf einen hohen Thurm steigen und sich von demselben herabstürzen. Ein mohamedanischer Priester, der die Feinde seines Propheten zu stürzen suchte, prophezeihete einem König von Arakan, daß er nicht lange leben werde. Er rieth ihm indessen, daß er, wenn er sein Leben noch verlängern wolle, 6000 von seinen Unterthanen, 4000 weisse Kühe und 2000 weisse Tauben schlachten und sich von ihren Herzen nähren müsse. Der Monarch that's, und das Metzeln nahm gleich am nächsten Morgen seinen Anfang. Diese Nachricht steht im Sheldon. Marius und Sylla schlugen jeden Morgen die Liste der Proscribirten an öffentliche Plätze an; und Rom gehorchte. Die Proscribirten, die dem Tod entgingen, mußten umgebracht werden, wo man ihrer nur habhaft werden konnte; und die Kinder derjenigen, welche sie aufnahmen, wurden von allen Bedienungen ausgeschlossen. Nero lies einen Bürger von ausgezeichneter Rechtschaffenheit hinrichten; weil er zu enthaltsam war. Einstens machte sich das Volk über einen von seinen Kutschern lustig; der Wüterich befahl,

*) *Diodorus Sicul.* III.

befahl, daß die Schuldigen hingerichtet werden sollten. Da aber die Soldaten die Schuldigen von den Unschuldigen nicht auskennen konnten; so ermordeten sie den ganzen Haufen. Commodus kämpfte 725mal im Amphitheater, und man kann sich leicht vorstellen, daß er nie überwunden wurde. In seinen Briefen unterzeichnete er sich als den Ueberwinder von tausend Gladiatoren. Er warf einen Römer den wilden Thieren vor; weil er das Leben des Caligula gelesen hatte, der an einem Tage mit ihm geboren worden. Einen vorübergehenden dicken Mann spaltete er entzwei, um seine Kräfte zu versuchen. Bei seinen nächtlichen Schwärmereien soll er denenjenigen, die ihm begegneten, einen Fuß abgehauen oder ein Auge ausgerissen haben. Endlich sagt man auch, er habe den Habit und die Keule des Herkules genommen, und seinen Unterthanen befohlen, sich in Ungeheuer zu verwandeln, damit er sich, wenn er ihnen die Köpfe heruntergeschlagen, den Ueberwinder der Ungeheuer nennen könne.

Was soll man nun noch von den grossen Metzelungen sagen, welche von den Regenten zur Zeit der Ruhe und des Friedens veranstaltet wurden? Was? von den 80000 Römern, welche Mithridat erwürgen lies; von der Sicilianischen Vesper, von der h. Bartholomäusnacht, und von den vielen Blutvergießen der asiatischen Sultane, in den Augenblicken ihrer Trunkenheit, u. s. w.

Eilftes Hauptstück.

Vom Tod und den Leichenbegängnissen der Fürsten.

Es ist schicklich und billig, daß man den Regenten, nach ihrem Absterben, Beweise von Liebe und Achtung

giebt. Aber der Schmerz artet in Cerimonien aus, und es wird durch Gesetze oder durch den eingeführten Gebrauch verordnet, daß man um sie traure. An sich hatte eine solche Trauer nur ganz kleine Unbequemlichkeiten, ehe sie, welches bald geschah, ganz übertrieben wurde. Wenn das Haupt der Indianer in Florida stirbt, so versammlen sich seine Unterthanen um seine Leiche, und beweinen ihn drei Tage und drei Nächte, ohne weder zu essen noch zu trinken. Nach dem Gemelli Careri beobachteten die Bissagas mehrere Tage hindurch nach dem Tod ihres Königs ein tiefes Stillschweigen; Es wurde bei Lebensstrafe verboten, daß man ihn nicht stören noch beunruhigen solle; alle Musik wurde untersagt und die Schiffarth auf den Strömen wurde eingestellt.

Noch höher trieben barbarische Völkerschaften diese Beweise von Schmerz. Der Leichnam des Königs der Scythen wurde in allen Provinzen herumgeführt; Die Einwohner derselben schnitten sich ein Stück vom Ohr ab; sie verwundeten sich an der Stirne, Nase und Armen, und die linke Hand durchbohrten sie sich mit einem Pfeil. Die Spartaner legten ihren Bundesgenossen und Nachbaren dieselbige Verbindlichkeit auf; sie nöthigten die Heloten beiderlei Geschlechts, sich den Vorderkopf wegzuschneiden.

Indem sich die Völker poliziren, schaffen sie dergleichen Verstümmelungen ab; führen aber wieder andre Künsteleien ein. Die Aegyptier sezten alle ihre Geschäfte, nach dem Tod ihres Königs, mehr als zwei Monate lang aus; Täglich winselten zwei bis dreihundert klagende Menschen zweimal auf dem Markte; Während dieser Zeit durften sie weder Fleisch, noch Kornbrod essen, noch Wein trinken, noch baden, noch sich räuchern, auch waren alle Hochzeitslustbarkeiten verboten.

In despotischen ländern mischt sich die Verstellung in dergleichen Trauern ein; Man weint auf eine kindische Weise. Nach dem Tod eines Kaisers von Sina oder seiner Gemahlin bringen die Mandarinen die ganze erste Nacht unter dem freien Himmel mit Klagen zu. Man spielte mit der Empfindung und dem Schmerz des Herzens. Wenn die Leiche eines Römischen Imperators verbrannt war; so legte man eine wächserne menschliche Figur auf ein Paradebett; Männer in schwarzen und Weiber in weissen Kleidern umgaben dasselbe; Die Aerzte sprengten von Zeit zu Zeit die Nachricht aus, daß die Krankheit immer gefährlicher werde; Am Tag, da das Absterben des Kaisers bekannt gemacht wurde, trugen die vornehmsten Römer das Bett auf ihren Schultern nach dem öffentlichen Markt hin; das Volk klagte und seufzte; man lies endlich einen Adler fliegen, um damit anzuzeigen, daß die Seele des Monarchen nach dem Himmel emporsteige *).

Es scheint übrigens, als wenn die Gesellschaft bey dem Tod eines Fürsten zerstäuben, und als wenn sogar die Natur in ihrem Gang aufgehalten werden müßte; Wenigstens läßt sich aus dieser Idee die Wuth der Bewohner der Insel Savu erklären. Wenn ihr Ragah entschlafen ist, so versammlen sich seine Unterthanen und tödten fast alle Thiere, die ihnen vorkommen. Diese Wuth ist von kürzerer oder längerer Dauer, nachdem man wenig oder viele Thiere antrift. Wenn der erste Anfall von Schmerz ausgeraset hat; so erstaunen die Leute, daß die Natur ihren Gang noch immer fortwandelt, und daß auf ihrer Insel noch alles so geht, wie es unter der Regierung des verstorbenen Fürsten ging. Fällt indessen sein Ableben in die dürre Jahrszeit, da man keine Gewächse findet; so muß man fasten; und wenn gleich die Erfahrung sie oft genö-

*) *Herodianus* IV. Diese Farce wurde bis in das Zeitalter Constantin's gespielt.

thigt hat, von Syrup und Wasser zu leben, so bessern sie sich doch nicht.

Man hat sonst auch geglaubt, die Fürsten seyen unsterblich und ihre Gesundheit müsse immer vollkommen seyn. Wenn ein scythischer König krank war; so wurden die Wahrsager zusammenberufen; Diese sagten gewöhnlich, dieser oder jener hat beim königlichen Thron einen falschen Eid geschworen; der Beklagte wurde gefangen genommen und enthauptet. Die Mogolen, die ihren Hohepriester nie zu sehn bekommen, glauben, mit der Abnahme des Mondes altere er, und seine Jugend gehe mit dem zunehmenden Mond immer wieder an.

Es war nicht anders möglich, als daß dergleichen thörichte Vorstellungsarten auch den Fürsten selbst nachtheilig werden mußten. Denn oft verfolgt der Aberglaube morgen dieselbe Person, welche er heute anbetete. Der Pöbel in Congo stellt sich vor, die Welt müsse sogleich zu Grund gehn, wenn der Hohepriester eines natürlichen Todes stürbe. Sobald er daher durch Krankheit oder Alter mit dem Tod bedrohet wird, wird er von seinem Nachfolger entweder erwürgt, oder mit einer Keule todgeschlagen, um dadurch jene traurige Katastrophe zu verhüten.

Die sonderbaren und thörichten Gebräuche haben überhaupt keine Schranken gehabt. Man hat daher auch nicht gezweifelt, daß der Geist dieser Halbgötter nicht auf der Erde bleibe und in den Körper ihrer Nachfolger fahre. Wenn das Oberhaupt der Sifanen in Todesnöthen liegt; so bestreuet man seine Hütte mit Blumen und mit wolriechenden Kräutern; Es treten zwölf Jünglinge und zwölf Mädchen herein, und jedes von diesen Paaren beschäftigt sich mit der Zeugung eines Kindes, damit die Seele des Sterbenden sogleich in einen neuen Körper fahren möge. Sobald der grosse Lama etwas alt geworden, läßt er seinen geheimen

men Rath kommen, um ihm bekannt zu machen, daß er in das ebengeborne Kind fahren werde; dieses Kind wird denn bis in sein sechstes oder siebentes Jahr erzogen, da ihm die Hausgeräthe des Verstorbenen zugestellt und unter seine eignen Geräthschaften gemengt werden. Kann es beide von einander unterscheiden, so ist dies, nach Bernier's Bericht, ein Beweis von der vollendeten Seelenwanderung des Lama.

Diejenigen Völker endlich, welche den Fürsten für einen Gott halten, freuen sich, wenn er in den Himmel aufgenommen wird. In Congo darf kein Neger den Tod seines Königs beweinen; sie schweifen vielmehr acht Tage in Essen und Trinken aus.

Wiederum Andre, die dem Fürsten nur die Ehre eines Halbgottes zugestehn, zweifeln, daß es auf der Erde einen Platz gebe, der seiner Asche würdig wäre. Die Bewohner von Pegu führen den Leichnam ihres Fürsten nach der See ab. Dieser wird, nebst wolriechenden Hölzern und vielen Talapoinen auf zwei mit einander verbundene Fahrzeuge gelegt, welche man den Fluthen Preis giebt; Sobald sie aus dem Strom ausfahren, wird der Scheiterhaufen von den Talapoinen angezündet, und sie bemühen sich nun, dem Schifbruch zu entgehn.

Ich schließe mit einigen lächerlichen Cerimonien, welche bei den Leichenbegängnissen der Fürsten vorkommen. Der Körper eines verstorbenen Königs von Tunkin wird auf einen Wagen gelegt, der von acht Hirschen gezogen wird; jeder Hirsch wird von einem Hauptmann geführt. Dem verstorbenen Kaiser von Mexiko legte man Stiefeln aus Rehfellen an; man steckte Ringe an seine Finger; man gab ihm goldne Armbänder mit, seine Lippen wurden mit Edelgesteinen und seine Schultern mit großen Pfauenfedern bedeckt; hierauf stürzte man einen Hund in den Scheiterhaufen, um damit die Ankunft des Fürsten an den Oertern anzudeuten,

durch

durch welche er durchreisen mußte. Wenn der König von Loango begraben worden; so wird sein Grab mit elfenbeinernen Pallisaden umgeben. In vielen Ländern werden auf den Gräbern der Könige Menschen geschlachtet; Es sollte ihnen in der andern Welt nicht an Bedienten gebrechen. Diesem Grundsatz zufolge, hätte man aber die ganze Nation schlachten sollen, damit der Monarch weder seines Reichs noch seiner Unterthanen beraubt bleibe. Die Anzahl der Schlachtopfer und die Art, wie sie erwürgt werden, ist in verschiedenen Ländern verschieden. In Mexiko wurde neben den verstorbenen Kaiser ein Sclave hingestellt, welchem man den kaiserlichen Schmuck anlegte und ihn auch ein Paar Stunden, wie den Monarchen selbst, verehrte; Hierauf wurde er erwürgt und, mit einem Zeichen im Gesicht, neben den Monarchen begraben. Der neue Regent ernannte andre Schlachtopfer, viele erboten sich freiwillig dazu; Man berauschte sie aber sämtlich, um mit ihrer Standhaftigfeit nicht in Verlegenheit zu kommen. Die Insel Bissao wird von neun Oberhäuptern beherrscht; Sobald eines derselben stirbt, werden dreißig von seinen Weibern und seine getreuesten Sclaven ausgewählt und erwürgt. Die Großen auf der Goldküste schenken ihrem verstorbenen Regenten einen Sclaven; Einige geben ihm auch eine von ihren Frauen, zur Besorgung seiner Küche mit; Andre opfern ihm sogar eins von ihren Kindern auf. Am Begräbnißtag werden diese unglücklichen Schlachtopfer sämtlich, unter irgend einem Vorwand, nach einen bestimmten Ort hingeschickt; Wenn sie daselbst ankommen, so werden sie von versteckten Schützen mit Lanzen und Pfeilen durchbohrt; Die Leichen werden im Palast zur Schau ausgestellt, mit Blut angestrichen und in eine und eben dieselbe Gruft beigesezt. Wenn auch die Weiber des Fürsten ihren Herrn zu begleiten wünschen; so werden ihre Köpfe auf Pfähle um die

Grube

Grube aufgepflanzt; und dies wird für die ehrenvollste unter allen Leichenceremonien gehalten. Neben dem Grab des Königs von Congo wird eine zwote Grube mit Sclaven angefüllt. Diese werden deswegen hingerichtet, damit sie ihren Herrn in der andern Welt bedienen, und von seiner Aufführung in dieser Welt Zeugniß ablegen mögen. Wenn ein König von Benin stirbt, so wird nahe beim Palast eine von unten weite Grube gemacht, deren Oefnung aber so enge ist, daß sie mit einem Stein verschlossen werden kann. In diese Grube wird zuerst der königliche Leichnam, hernach aber eine große Menge von Bedienten gestürzt. Den andern Tag wird die Grube wieder geöfnet; die Großen des Reichs rufen den Hinabgestürzten zu, ob sie bei dem König sind? Beim mindesten Geschrei wird die Grube wieder zugemacht, bis alle Schlachtopfer vor Schmerz oder Hunger sterben. Der Thronfolger giebt dem Volk einen großen Schmaus, bei welchem die betrunkenen Negern einander umbringen: Den Erschlagenen werden alsdenn die Köpfe abgehauen und in die Gruft geworfen. Beim Tod eines Königs von Juida wird sein Liebling und einige von seinen Frauen, den Gesetzen zufolge, zum Tod verurtheilt, und viele von seinen Unterthanen werden blos unter Leitung des Zufalls hingerichtet.

Die alten Nationen Europens und Asiens waren eben so barbarisch. Die Scythen erwürgten funfzig junge Helden und eben so viel Pferde, welchen man die Eingeweide herausnahm und sie dagegen mit Stroh ausstopfte. Die Pferde wurden wieder auf die Beine gestellt; die jungen Helden auf dieselben gesezt, und in einen Kreis um den Leichnam des Fürsten vertheilt.

Einige Völker haben indessen die Leichname ihrer Fürsten verabscheuet. Die Nabatäer z. B. begruben sie in Misthaufen.

Sechstes Buch.

Vom Krieg.

Erstes Hauptstück.

Vom Ursprung des Kriegs. — Von den vorläufigen Cerimonien vor dem Treffen.

Ich werde diese Materie kaltblütig behandeln, weil die Declamationen darüber schädlich sind. Man müßte eigentlich wie ein Mensch davon reden, der durch nichts in Erstaunen gesezt wird, und dem die grösten Unordnungen, durch die Gewohnheit, geläufig geworden.

Der Mensch wird, durch die Entwickelung seiner Fähigkeiten, in einen Zustand des Krieges mit den Wesen seiner Art versezt; Die gesellschaftlichen Anstalten veranlaßen Zwiste; und hier liegt der geheime Grund von den gesellschaftlichen Verbindungen der Menschen. Die allen Arten von feindlichen Anfällen ausgesezten Wilden vereinigen sich in Haufen, um sich mit so viel größerer Kraft vertheidigen zu können. Bisweilen hat jeder von ihnen das Recht, Krieg zu erklären; wenigstens stund es jedem Canadier frey, die Streitaxt, nach seinem Belieben, zu schwingen.

Das Leben der Wilden ist durchaus kriegerisch. Das Bedürfniß greift sie von der einen Seite an, von der andern vertheidigt es sie. Beide Theile werden

durch

durch Leidenschaften zum Krieg angefeuert, die sie nicht bezähmen können. Sobald sie sich einen Anführer gewählt haben, verbreiten sich die Laster der Individuen, Ehrgeiz, Stolz, Eigenliebe und Eifersucht über die ganze Gesellschaft. Der erste feindseelige Anfall streuet den Saamen zu einem ewigen Haß und Streit aus; und der Geist der Rachsucht, die sich von ihrer eignen Wuth nähret, kennt alsdenn gar keine Gränzen.

Geschäftlosigkeit und viele andre Ursachen geben zum Krieg der Wilden Anlaß. Wenn sie nicht wissen, was sie thun sollen, so unternehmen sie einen Feldzug. Die Einbildungskraft findet eine reizende Unterhaltung in den Kriegsanstalten; und man sucht daher alles begierig auf, was mit dem Schauspiel des Kriegs einige Aehnlichkeit hat. Die Kinder stellen sich in Schlachtordnung, bewafnen sich mit Stöcken und Steinen, und die Uebungen im Streiten machen ihnen Vergnügen.

Man hat gesagt, der Mensch sey nicht zum Krieg gemacht, weil seine Organe keine kriegerische Werkzeuge sind; Allein seine Vernunft ist ungleich fürchterlicher, als die Zähne der Tiger und die Klauen der Bären. Die Thiere, die sich dem Menschen am meisten nähern, sind auch in den Kunstgriffen der Rache am meisten bewandert, und sogar die Art, wie sie sich schlagen, hat bisweilen mit unsern Kriegen einige Aehnlichkeit. Die Affen, welche sich an der Straße nach Madraß aufhalten, verabscheuen ihre Brüder in den Wäldern, und wenn sich einer von ihnen durch einen Zufall in einen feindlichen Canton verirrt, so wird er auf der Stelle aufgeknüpft. Der Gouverneur von Paliacate schafte dem Tavernier das Vergnügen, sie streiten zu sehn. Man stellte fünf Körbe mit Reis in einer Entfernung von 40 bis 50 Schritten von einander hin. Bey jedem Korb wurden sechs Stöcke gelegt, welche zwei Fuß lang und einen Zoll dick waren.

Die

Die Affen kamen alsbald von allen Seiten herbei, und näherten sich den Körben. Sie wiesen sich anfänglich die Zähne, gingen vorwärts und wieder zurück, als wenn sie befürchteten, daß es zum Streit kommen dürfte. Die Weibchen, welche weit gieriger waren, als die Männchen, steckten endlich die Köpfe in die Körbe; hierauf warfen sich die Männchen von der entgegengesezten Seite über sie her; der Streit wurde heftig; sie ergriffen die Stöcke, bissen sich mit den Zähnen, so daß Blut aus den Wunden flos. Die Schwächeren zogen sich endlich hinkend in die Wälder zurück, während daß die Sieger, die das Feld behalten hatten, den Reis verzehrten.

Man hat oft von dem Instinkt geredet, der die Tiger und Geyer zwingen soll, andre Thiere aufzufressen. Die moralischen Leidenschaften sind indessen heftiger, als die physischen Bedürfnisse. Der erboßte oder rachsüchtige Mensch zerfleischt seines Gleichen mit weit mehr Wuth; und man kann sagen, daß er weit gieriger und wüthender ist, als die fleischfressenden Thiere. Dieser Instinkt wird durch die bürgerliche Ausbildung nicht ausgerottet, sondern, welches sonderbar genug ist, vermehrt. Denn die heutigen Völker, die sich mit Krieg überziehn, sind ungleich mehr Wilde, als die Kannibalen, die einander bekämpfen.

Der in Gesellschaft lebende Mensch liebt seine Landsleute; aber er flieht und verabscheuet fremde Völker. Daher sind die Nationen gegenseitig ungesellig, und es findet kein Mitleiden oder Erbarmung unter ihnen statt. Jedes Individuum sucht sein Glück auf Kosten der ganzen Welt. Diese Maxime wird auch so sehr die Regel der Regierungen, daß man überall nichts als Verwüstungen und Mordthaten gewahr wird. Unsre Erde mag übrigens mit Republiken oder mit Monarchien angefüllt seyn; so reicht ein einziger unruhiger Kopf zu, um sie in Feuer und Flamme zu se-

zen.

hen. Die Furcht ergreift allmälig alle; Man verheimlicht die Maasregeln seines Verhaltens; Man bildet Soldaten von Kindheit auf; und es gehört zum Wesen eines Kriegers, daß er sich schlage.

Die Republiken erhalten sich nur durch den Enthusiasmus der Freiheit und durch den Muth ihrer Bürger; Die an sich schwachen Monarchen haben Vertheidiger nöthig; Der Despot lebt mit seinen Unterthanen im Zustand des Krieges, und er muß Wächter und Trabanten haben, um sie im Zaum zu halten. Redner oder Barden muntern ein feines Volk zum Raub oder zur Rache auf; Der eigensinnige oder aufgebrachte Fürst befiehlt, und Tausende von Soldaten stellen sich auf sein Gebot dar; der Despot zittert, und um dies zu verheelen, befiehlt er, man solle morden; kurz, kindische Ursachen sind es, die den Menschen aller Orten in Harnisch setzen. So veranlaßte die Entführung dreier Mädchen den peloponnesischen Krieg, der sich nach 28 Jahren mit der Eroberung von Athen endigte. Die Bucharen bekriegen ihre Nachbaren, weil sie nicht, wie alle Tataren, die Haare der Oberlippe abscheeren. Der Duc d'Olivares wurde darüber aufgebracht, daß der Cardinal de Richelieu einen Brief mit folgenden Ausdrücken schlos: Ihr unterthänigster und wol affectionirter Diener. Es kam darüber zum Krieg, der Hunderttausenden das Leben gekostet hat *).

Hundert tausend Franzosen kamen in der Schlacht bei Fontenay um. Diese Niederlage machte die Nation schwierig; Man verordnete durch ein Gesetz, daß der Adel künftig nicht gehalten seyn solle, mit den Fürsten in Krieg zu ziehn, ausgenommen, wenn der Staat gegen den Anfall eines auswärtigen Feindes geschüzt werden müsse.

Was

*) M. s. Entretiens de *Balsac*. Num. 21.

Was sagt der Philosoph dazu? Er betrachtet die Natur; verbindet die Unruhen auf der Erde mit der allgemeinen Bewegung des Universums; sieht diese Unfälle mit kaltem Blut an; sucht die Ursache derselben auf; und wenn er sie gefunden, so ruft er aus: Würden Krieg und Zwietracht aus der Natur hinausgebannt, so würden alle Körper in Stillstand gerathen *). Diesen Ausspruch befolgt die niedergeschlagene Menschheit mit Seufzen. Man beweiset ihr, daß der Krieg nothwendig sey; sie verabscheuet diese Raisonneurs. Das Getümmel der Schlachten dringt ihr zu Ohren; ihr Herz wird erschüttert; sie seufzt mit gebrochener Stimme: O ihr Sterblichen! warum wollt ihr einander vernichten? wie kann euch das Vergnügen bringen, wenn ihr euch unglücklich macht? — Doch, das sind Worte, in den Wind gesprochen; die Nationen greifen zu den Waffen, und die Göttin frißt in der Stille ihren Schmerz in sich.

Die Religion hat die Kriegsfahnen nicht immer gesegnet. Den Baculären, einer Anabaptistensecte zufolge, ist es ein Verbrechen, wenn man sich andrer Waffen, als des Stabs bedient; und niemand darf Gewalt mit Gewalt zurücktreiben, weil Christus befohlen, man solle dem, der uns schlägt, die Backe hinhalten.

Wir wollen nun, aus der Geschichte der Nationen, die sonderbarsten Punkte mittheilen, welche beim Kriegswesen anzutreffen sind.

Zuerst verdienen die Präliminarien bei dem Streit unsre Aufmerksamkeit. Die Menschen rufen fast überall den Kriegsgott um Hülfe an, und es ist begreiflich, wie sie sich in diesen Augenblicken des Wahnsinns alle möglichen Arten von Ausschweifungen erlauben können. Die alten Irokesen pflegen das junge Volk, welches noch

*) Dies war wirklich die Meinung einiger alten Philosophen. S. Plutarch, im Leben des Agesil.

noch keinen Feind gesehn, zu beschimpfen. Sie werfen ihm heisse Asche aufs Haupt, schlagen die jungen Krieger, und überhäufen sie mit Schimpf und Spott. Diese müssen dabei ganz unempfindlich seyn; beim geringsten Anschein von Ungeduld würde man sie für ewig unwürdig erklären, die Waffen zu tragen. Daß man ihnen dadurch kriegerische Gesinnungen und Muth einzuflößen sucht, ist einleuchtend. Andre von diesen Wilden liegen, sobald sie auf dem feindlichen Boden angekommen, eine Nacht stille; es wird ein Fest gegeben, und man schläft ruhig ein. Diejenigen, die sich am nächsten Morgen ihres Traums erinnern können, tragen sie ihren Mitkriegern mit räthselhaften Ausdrücken vor, indem sie ihren Kriegsgesang anstimmen. Ein jeder bemüht sich, die vorgelegten Träume zu errathen; Erräth sie hingegen keiner, so dürfen die Träumer wieder nach ihrer Heimath zurückkehren. Dies scheint ein schickliches Mittel zu seyn, wie man die Feigen los werden kann; denn man hat diesen Ausweg wahrscheinlich deswegen getroffen, um dem Feind blos herzhafte Männer entgegen zu stellen. Vermuthlich mischt sich hier auch ein abergläubisches Vorurteil ein; man kann nemlich den Träumer für einen Menschen halten, mit welchem die Gottheit geredet. Uebrigens beflügeln diese Träume die Einbildungskraft der Krieger, und sie versetzen sich, sowol wenn sie sie erzehlen, als wenn sie sie zu erklären suchen, gegenseitig in Wuth.

Die Giaguas opfern vor dem Kampf den Dämonen; sie versprechen ihnen dabei, daß sie alle Gefangenen ohne Barmherzigkeit hinrichten wollen. Um sich nun auch die guten Götter geneigt zu machen, so werden aus dem ganzen Königreich hundert der schönsten Mädchen und hundert junge Krieger ausgesucht; diese rücken aus der Armee aus, und vermischen sich mit den Mädchen vor aller Welt Augen. Vielleicht hat dies wildeste unter allen bekannten Völkern sich irgend

einen närrischen Begrif von der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts gemacht, so daß es jezt, im Augenblick der Metzelung, den Göttern begreiflich machen will, daß es andre Menschen erzeugen werde, wenn es auch jezt seine Feinde umbringe. Man setze noch hinzu, daß diese Mädchen der Lohn der Sieger sind, und daß man diesen durch einen solchen Genuß Muth zu machen sucht. Die Wilden in Neufrankreich haben diesen Gebrauch sogar vervollkommnet; denn Weiber und Mädchen geben sich zu einer solchen Zeit den Männern Preis; la Potherie sagt ausdrücklich, dies geschehe deswegen, um sie aufzumuntern, daß sie in der Schlacht gar nichts schonen sollten.

Wir haben schon mehrmals angemerkt, daß sich die Völker bei verschiedenen Gelegenheiten der Kleider entledigen. Zur Zeit der Ligue waren die Mönche selbst nicht eingezogener; sie hielten Processionen, bei welchen Männer und Weiber, Mädchen und Jünglinge ganz nackt und durcheinander, ohne Ordnung einhergingen.

Fast alle Nationen haben den Gott des Krieges angebetet, und ihm oft sehr sonderbare Opfer und Gelübde gebracht, um sich dadurch seiner Gunst zu versichern. Die Mysier schlachteten ein Pferd, und schwuren, daß sie eben so die feindlichen Heerführer abschlachten und sich von ihrem Fleisch nähren wollten. Wenn die Sachsen den Krieg erklärten, so ließen sie einen feindlichen Gefangenen mit einem aus ihrem Mittel kämpfen. Aus dem Erfolg dieses Kampfs schloßen sie auf ihren Sieg.

Die Kriegserklärungen sind oft mit Gewaltthätigkeiten vergesellschaftet. Die Chilesen fangen den Krieg damit an, daß sie die Spanier, die sich unter ihnen, den Verträgen zufolge, aufhalten, bis auf den lezten Mann erwürgen; die Türken setzen den feindlichen Gesandten gefangen. Die Wilden und die Barbaren

baren brechen mit gewafneter Hand in des Feindes Land ein; sie kündigen ihre Forderungen ohne Umschweif, und ohne einen weitern Grund, als die Gewalt anzuführen, an. Policirte Völker nehmen ihre Zuflucht zu Sophismen; suchen sich zu hintergehn; lügen herzhaft, und geben selbst in solchen Fällen, da niemand betrogen werden soll, nie die wahren Gründe ihres Verhaltens an. Die Gallier entrissen den Clusiern einen Theil ihrer Besitzungen; diese riefen die Römer zu Hülfe. Die Republik schickte eine Gesandschaft an die Gallier, die ihnen zur Antwort gaben: Unsre Rechte beruhen auf der Degenspitze, und alles gehört den Völkern zu, welche Herz haben. Brennus sezte hinzu: „Auch ihr habet den Fidenaten, den Volskern, u. A. einen grossen Theil ihrer Länder abgenommen; dies befremdet mich nicht, scheint mir auch nicht ungerecht, weil ihr blos das älteste unter allen Gesetzen befolget, dem zufolge der Schwächere dem Stärkern weichen muß. Dies Gesetz ist aus der Gottheit selbst ausgeflossen, und erstreckt sich auch auf die Thiere.“ Diese fürchterliche Maxime muß den Spitzfündigkeiten noch immer vorgezogen werden, mit welchen die Römer ihre Raubereien zu rechtfertigen suchten.

Die große Kunst der Völker ist immer diese gewesen, daß sie die Religion in alle Kriege eingemischt, und die Soldaten durch den Fanatismus erhizt haben. Als der Kaiser von Marocco im Jahr 1775 den Tripolitanern den Krieg ankündigte, so wollte er beweisen, die leztern seyen keine Muselmänner und Muhameds Gesetz mache es ihm zur Pflicht, die ungläubigen Türken zu bekriegen.

Zweytes Hauptstück.

Vom Kriegsvolk.

Die Krieger müssen gar viele Stufen besteigen, ehe sie zu dem Punkt von Mannszucht gelangen, die man heut zu Tage bei den policirten Nationen antrift. Ihr eigentliches Gewerbe ist indessen den Staaten immer mehr oder weniger nachtheilig gewesen. Es läßt sich kaum sagen, wie sehr die Völker dadurch, daß eine eigne Klasse von Menschen zum Morden und Blutvergießen erzogen wurde, verdorben worden. Menander hat Recht, wenn er sagt, die Gottheit selbst würde die Rohheit eines Soldaten kaum besänftigen können.

Auffer dieser moralischen Verschlimmerung, die mit dem Kriegsstand vergesellschaftet ist, trift man bisweilen auch eine physische Depravation an, die uns um so mehr widerlich ist, weil sie in die Augen fällt. Viele Völker haben sich sogar den Körper und das Gesicht entstellt, um nur ein schreckhafteres Ansehn zu haben. In der Abhandlung über die Schönheit wird man allerlei Beispiele antreffen. Die Indianer von Venezuela bemalen sich so viel Theile des Körpers, so viel Feinde sie erschlagen haben. Zuerst die Arme, dann die Brust, hierauf führen sie von der Nase nach den Ohren gemalte Striche. Die Mexikaner gingen nackt einher; die Soldaten hingegen bedeckten sich mit der ganzen Haut irgend eines Thieres; sie trugen als Wehrgehänge einen Strick, auf welchen Herzen, Nasen und Ohren von Menschen aufgereihet waren, und an dessen Ende sich ein Menschenschädel befand. Wenn die Indianer von Terra firma in Krieg ziehn; so streichen sie das Gesicht roth, die Schultern und den Magen schwarz, und die übrigen Theile des Körpers gelb an. Bisweilen machen sie auch diese Gemälde, nach

Wafer,

Wafer, dadurch unauslöschbar, daß sie sich die Haut mit Nadeln durchstechen.

Als wir von der Geburt der Kinder redeten, wurde auch von der kriegerischen Erziehung gehandelt. Bei den Wilden und bei den Barbaren giebt es gar keine andre Art von Erziehung. Man muß bei ihnen blos lernen, wie man seines Gleichen ermorden müsse; die Künste des Friedens sind des großen Mannes nicht würdig. Die Gothen stellten der Amalasonta vor, sie erziehe ihren Sohn Athalarich auf eine Art, die sich für einen König der Gothen gar nicht schicke; Wissenschaft vertrage sich nicht mit Tapferkeit; sie mache furchtsam, ertödte den Muth; man müsse also einen jungen Prinzen, der einstens ein großer General seyn solle, blos in den Waffen üben.

Die meisten Anleitungen werden auf diese Grundsätze gebauet. Es hat Länder gegeben, in welchen die Kinder, durch Menschenmorde, die Verbindlichkeiten erwiderten, welche sie ihren Eltern schuldig waren. Sobald die jungen Celten die Waffen tragen konnten, ließen sie den Bart wachsen, und verpflichteten sich durch ein Gelübde, daß sie ihre Haare nicht abschneiden wollten, ausser wenn sie einen Feind erlegen würden. Nachdem sie diese Haare, welche ihre Stirne bedeckten, auf der zuckenden Leiche abgeschnitten; so rühmten sie sich, ihren Müttern, die sie geboren, nichts mehr schuldig zu seyn. Ein dicker Haarwuchs bedeckte das Gesicht der Feigen ihr ganzes Leben hindurch. Die Gallen, ein abyssinisches Volk, schneiden ihre Haare ab, wenn sie in den Rang der Männer treten. Die Jünglinge werden nur dann erst hiezu zugelassen, wenn sie einen Feind, einen Löwen, einen Tiger, einen Leoparden u. s. w. erlegt haben. Da es oft zweifelhaft ist, ob der Kopf, welchen man vorzeigt, einer Weibs oder einer Mannsperson zugehört; so wird ein allgemeines Verzeichniß gehalten, in welches ein jeder, nach vollbrachter

brachter Mordthat, seine Unternehmung muß einzeichnen lassen. Dies berichten Ludolph und Tellez. Der König der Insel Lampou gab für jeden Schädel eines Fremden, den ihm seine Unterthanen brachten, ein Weib hin. Diese gruben oft die Leichname aus der Erde aus, um diesen Lohn davon zu tragen. Nur auf dem Weg der Waffen wurde der Mexikaner zum Rang des Adels erhoben. Um den Muth zu befeuern, stiftete Montezuma II. drei Orden, den Adler, Tiger und Löwenorden.

Feigheit ist ein Verbrechen, und die Völker kennen oft kein ander Verbrechen als dieses. Tacitus berichtet, daß die Germanier nur zwei Verbrechen als Capital bestraften; die Verräther knüpften sie auf, und die Feigen ersäuften sie. Man ist an andern Orten auf sonderbare Mittel verfallen, um die Herzhaftigkeit der Krieger zu erhalten. Der Kaiser Kanghi machte dreimal im Jahr von Peking einen Zug nach der Tatarei, auf welchem ihm seine ganze Armee begleiten mußte. Hier übte er sie im Jagen der Bären, der wilden Schweine, der Tiger und Hirsche, damit sie lernen möge, die Feinde des Reichs zu überwinden. Der Pater Vorbiest sagt, diese Jagdzüge seyen mehr militärische Expeditionen, als Partien zum Vergnügen. Die Tataren, die den Kaiser bedecken, sind mit Bogen und Säbeln bewafnet, sie sind in Compagnien abgetheilt, marschiren in Schlachtordnung nach ihren Fahnen und nach dem Schall der Trommeln und Trompeten; sie ziehen um die Berge und Wälder Cordons, als wenn sie Städte zu belagern hätten. Diese Armee besteht bisweilen aus 60000 Menschen und aus 100000 Pferden. Der Fürst geht voran, mitten durch wüste Gegenden und durch zerspaltene Berge; er giebt sich der brennenden Sonnenhitze, dem Regen und allen Unannehmlichkeiten der Witterung Preis. Diese Jagden sind beschwerlicher, als die wirklichen Kriege. Man muß zwei bis drei Monate lang alle Arten von

Muni-

Munition auf Karren, Cameelen, Pferden und Maulthieren, durch die unwegsamsten Oerter fortbringen *).

Das wirksamste Mittel, tapfere Soldaten zu bilden, war indessen der Einfall, daß man nur den Tapfern das Paradies zugestand, die Feigen hingegen in die Hölle schickte. Das Elysium der Wilden in Nordamerika ist der Lohn für den geschickten Jäger, für den herzhaften Krieger und für den, der viele Feinde getödtet hat. Die Gothen glaubten, müssige Menschen, die entweder an Krankheiten oder am Alter sterben, fallen in unterirrdische Hölen hinab, wo sie ewig verschmachten. In Odins Palast kamen nur diejenigen, welche tapfere Thaten vollbringen, ihre Feinde umbringen, oder auf dem Schlachtfeld, oder um der Ehre Willen sterben. Bei den Geten war der Gott des Krieges die vornehmste Gottheit; und viele nördliche Völker waren überzeugt, daß die Götter sich immer um den Stärksten aufhalten. Odins Anhänger nannten ihn den schrecklichen und strengen Gott, den Vater des Blutvergießens, den Verwüster, den Mordbrenner, den Geber des Sieges, der auch diejenigen, welche getödtet werden sollen, dazu bestimmt. Sie stellten sich vor, seine Frau laufe von Linie zu Linie, um die Krieger herzhaft zu machen. Die Siamesen denken sich im Himmel mehrere von einander ganz unabhängige Länder, Völker und Könige, die einander mit Krieg überziehn und Schlachten liefern **).

Man hat auch die Religion und den Krieg durch eigne Anstalten mit einander zu verbinden gesucht. Corea wimmelt von geistlichen Soldaten, welche die Festungen und Schlösser in den Defileen und auf den Bergen bewachen; dies sollen sogar die besten Truppen im Land seyn.

*) S. Gerbillon's Reise, und Duhalde's Sina.

**) Man vergl. Tachard's Reise. Wir werden unten anmerken, daß die Siamer sehr muthlos sind. Beide Data stehn indessen nicht im Widerspruch.

Um sich abzuhärten und gegen die Hiebe zu sichern, hat man nicht weniger Vorkehrungen getroffen. Die Bewohner der Canarischen Inseln beschmierten sich den Leib mit dem Saft gewisser Pflanzen, den sie mit Talg vermischen. Durch die öftere Wiederholung dieser Salbung erhielt ihre Haut eine ansehnliche Dicke; und sie schützten sich dadurch auch gegen die Kälte.

Durch das Soldatenleben wurden die Begriffe der Menschen so sehr verfälscht, daß man die Männer nur in sofern achtete, in sofern sie die Waffen tragen konnten. So verachteten die Hunnen alle alten Personen, und nur der Bürger hatte in ihren Augen einen Werth, der in den Krieg ziehn konnte.

Wenn eine lange Gewohnheit zu kriegen alles umgekehrt hat, so greifen auch die Weiber zu den Waffen. So machen es die Tatarischen Weiber in der großen Bucharei, und in vielen andern Ländern. Wenn man in Rom einen feindlichen Einbruch der Gallier befürchtete, so trug man die Priester, die Greise und die Invaliden in die Soldatenlisten ein, die man sonst mit dergleichen Zumuthungen verschonte.

Bei den Zurüstungen zum Krieg vergißt man die Gefahren. Der Mensch, der für sich allein zittern würde, ist unter der Fahne unerschrocken; da verachtet er sein Leben. Wenn man auch bedenkt, wie wolfeil die Soldaten ihr Leben hingeben, so kann man diese Veränderung in der Denkungsart nicht genug bewundern. Unter den Wilden giebt es sogar Söldner, die jedem zu Gebot stehn, der sie bezahlen will. Die Souquas z. B. ein Stamm von Hottentoten, finden in ihrem Canton nicht Mittel genug, um leben zu können; sie legen sich daher auf das Kriegeshandwerk, und kämpfen für einen jeden, der sie ernähren will. Wiederum giebt es andre, die den Verlust irgend eines ihrer Glieder ganz kaltblütig zu einem gewissen Preis anschlagen. Die Flibustiers bedungen sich aus,

daß

daß man demjenigen, welcher ein Auge oder einen Finger einbüßen würde, hundert Thaler, zweihundert, wenn er einen Fuß oder eine Hand, sechshundert Thaler oder sechs Sclaven bezahlen solle, wenn er beide Füße oder beide Hände verlieren würde, u. s. w.

Die Soldaten sind Opfer, welche man dem Tod geweiht hat; Man giebt sie ohne Bedenken hin. In Frankreich und im übrigen Europa schleppte man im Zeitalter des Hugo Capet die Bauern in den Krieg; sie wurden zur Bedeckung der Linien, statt der Schanzen gebraucht; die Pferde hingegen wurden mit Harnischen bepanzert.

Die meisten Soldaten kämpfen, ohne ein besonderes Interesse zu haben; die Anführer müssen diejenigen bestrafen, welche die militärische Disciplin aus den Augen setzen. Dennoch hat man auch hierüber kanonische Verordnungen gemacht. Das Concilium zu Lenhaut in England verordnete, daß einem jeden alle Güter eingezogen werden sollten, der sich, ohne besondere Erlaubniß, einen Feldzug zu machen, weigern würde, bei welchem der König gegenwärtig sey *). Diese Disciplin wird nur durch Schärfe erhalten; daher denn die Krieger oft Sclaven ähnlich sind. Die Römer geisselten die Officiers; selbst die Centurionen waren von dieser Strafe nicht ausgenommen. In Sina ist das sclavische Cerimoniel sogar ins Kriegswesen eingeführt worden; der Soldat muß niederknien, wenn der General erscheint.

*) Si quis de profectione militari, cui Rex intererit, sine licentia se subtraxerit, in detrimentum corruat omnium fortunarum. *Labbe* Collect. Concil. Tom. IX.

Drittes

Drittes Hauptstück.

Von den verschiedenen Arten der Waffen.

Statt daß man darauf hätte denken sollen, wie man den Kriegen vorbeugen oder sie endigen könne, hat man vielmehr mit großer Sorgfalt diejenige Bewafnung aufgesucht, welche die meisten Vorteile versprach; und der Mensch erschöpfte seine Fähigkeiten mit der Erfindung mörderischer Werkzeuge. Die Wilden vergiften ihre Waffen, um der Wirkungen derselben um so viel gewisser zu seyn. Da besonders in Amerika eine große Menge von Giften vorhanden ist; so haben die Bewohner dieses Welttheils in der Giftmischerei große Fortschritte gethan. Vergiftete Pfeile, welche man nach Europa gebracht, haben noch nach 150 Jahren ihre Kraft gehabt. Viele Jahrhunderte vor Alexanders Zeitalter bedienten die Asiaten sich schon vergifteter Waffen, und die Bewohner von Latium gebrauchten sie lange vor der Erbauung der Stadt Rom. Dieses fürchterliche Geheimniß ist früher entdeckt worden, als das Eisen.

Von der Wirksamkeit dieser Gifte findet man in den Schriftstellern sehr auffallende Beispiele, so daß dieser Theil der Naturgeschichte sehr weit gebracht zu seyn scheint. Die Soaner in Colchis tränkten ihre Pfeile mit einem Gift, welches dem Verwundeten unfehlbar den Tod brachte, und noch ausserdem einen so heftigen und fürchterlichen Gestank verbreitete, daß es auch demjenigen nachtheilig wurde, den der Pfeil nicht unmittelbar verlezte *). Die Scythen vergifteten die

ihrigen

*) Strabo B. XI. Hier ist indessen eine Schwierigkeit, weil man nicht begreift, warum dieser Gestank sich nicht eher verbreitete, als bis der Pfeil abgedrückt war.

ihrigen mit Viperneiter und mit Menschenblut; Plinius sezt hinzu, daß die Wunden alsdenn unheilbar waren. Die sogenannten Ahlen von Macassar sind so tödlich, daß die kleinste Wunde selbst an der Fußzehe Convulsionen verursacht, und den Menschen tödtet *). Die Maldiver setzen an ihre Stäbe spitzige Knochen an; der kleinste Splitter bringt den Tod, mit Zuckungen und heftigen Schmerzen vergesellschaftet; man hat noch kein Gegenmittel wider dieses kräftige Gift entdecken können.

Man hat alles auf Verwüstung der Menschheit genuzt. So soll Hannibal die Pergamer mit Vipern, Hamilkar die Libyer mit Mandrageren überwunden haben, und die Stadt Bertha wurde mit Selamur erobert. Als das Schiesgewehr erfunden war, bediente man sich in Europa eines stinkenden Schiespulvers. Granaden und Bomben wurden damit gefüllt; der Gestank war so erstickend, daß die Thiere davon getödtet wurden. Noch heut zu Tage werden die Mineurs, welche die Laufgräben eröfnen, mit Schwefeldampf erstickt.

Ich werde nicht alle Maschinen aufzehlen, von welchen in den alten taktischen Büchern gehandelt wird; es ist immer die mehr oder weniger vervollkommnete Mordkunst. Seit der Erfindung der Artillerie hat man statt jener Maschinen, Flinten, Canonen und Bomben eingeführt, und man hat, um sie auf die möglich beste Art zu nutzen, die Mathematik zu Hülfe genommen. Auf Malta hat man sogar in den Fels der Insel Mörser gehauen, die auf die Schiffe einen Regen von tödtenden Sachen ausspühen. Andre Vorschläge, welche man oft gemacht, hat man nicht ins Werk setzen mögen, weil beide Heere gleich sehr darunter

*) S. Tavernier B. III,

runter leiden würden. Die aufgeklärten Nationen besitzen indessen eine Menge von Gelehrten, die sich mit diesen Untersuchungen und Projekten abgeben; Es läßt sich kaum absehn, wo sie mit ihren Entdeckungen am Ende werden stehn bleiben. Vermuthlich wird man einstens auch die Elektricität im Krieg benutzen, und den Blitz auf die feindliche Armee herablocken. An der Vervollkommnung dieser Mordkunst wird noch immer gearbeitet. Unter den Maschinen, welche man 1775 aus Woolwich nach Europa schickte, findet sich auch ein Mörser, aus welchem man mit einemmal wenigstens hundert kleine Bomben werfen kann, die, wenn sie zerplatzen, einen ansehnlichen Bezirk verwüsten.

Man hat sogar die Thiere in Wuth gesezt, und gegen den Feind gebraucht. Sonderbar genug, da man der Natur über den Blutdurst einiger Thiere Vorwürfe macht, und diesen gleichwol zu vermehren sich bemüht. Die Spanier richteten, bei der Eroberung von Amerika, Hunde zum Krieg ab, und es ist bekannt, wie wüthend sie die Amerikaner zerfleischten. Diese unnatürliche Blutgierde scheint den Hunden in Peru zur Natur geworden zu seyn; Denn sie verabscheuen, nach Ulloa's Bericht, die Indianer so sehr, daß sie einen Unbekannten, der in ein Haus eintritt, zerfetzen; Auf der andern Seite sind die Hunde der Indianer den Spaniern und den Mestizen nicht weniger feind. An andern Orten werden bekanntlich die Elephanten zum Krieg abgerichtet; und dies kluge und friedfertige Thier wird unter den Händen des Menschen wild und wüthend.

Viertes Hauptstück.

Vom Muth. — Von der Art zu kriegen.

Wir sind allen Arten von Unglücksfällen ausgesezt; daher denn die Herzhaftigkeit eine der ersten und nothwendigsten Eigenschaften des Menschen ist. Die Unverzagtheit der Seele, die dem Schicksal und den Gefahren trozt, ohne niedergeschlagen zu werden, Ungerechtigkeiten, Schmerzen und Bosheiten duldet, lockt uns eine unwillkührliche Bewunderung ab. Dieser Muth wird Tapferkeit, wenn es auf Vertheidigung des Lebens, oder dessen, was uns lieb und werth ist, ankömmt. Wäre auf der Erde das Reich des Friedens; so würde die militärische Tapferkeit ein Verbrechen seyn; man würde mit der möglichsten Sorgfalt die Staaten davon reinigen. Bei der jetzigen Verfassung aber bleibt sie eine rühmliche Eigenschaft.

Bedürfniß und Nothwendigkeit sind ihre Mutter. Wenn man überwinden oder sterben soll, so ist man gewöhnlich nicht lange unschlüßig, was man von beiden wählen müsse. Die Selbstliebe flößt uns Kühnheit ein. Völker also, die sich in großen Gefahren befinden, werden viel Muth besitzen. Dies ist der Grund, warum die Barbaren herzhafter sind, als policirte Völker. Die Tapferkeit der Wilden erhebt sich bis zum Heroismus, und diese Helden verdienen mehr Bewunderung, als die der aufgeklärten Nationen, weil diese Ruf und Beifall suchen.

Die Neuseeländer, die Tlascallaner, die Gallier, die Allobroger und viele andre Völker pflegten sich nackt auszuziehn, wenn sie schlagen wollen. Dies ist gewis das äusserste Merkmal von Herzhaftigkeit. Diese

Krie-

Krieger werfen in dem Augenblick, da das Gefecht angeht, ihre Kleider ab, geben sich den Hieben der Feinde Preis, ohne irgend einen andern Harnisch zu haben, als ihre Tapferkeit. Die Negern in Angola kleiden sich bis auf den Gürtel aus, einige eiserne Ketten abgerechnet, womit ihre Schultern bedeckt sind. An diese Ketten hangen sie Glocken, deren Schall sie zum Kampf anfeuert. Die alten Celten verachteten alle Beihülfe der Kunst und alle Vertheidigungswaffen; sie bildeten sich ein, daß diese sich mit der wahren Tapferkeit gar nicht vertragen.

Man wird sagen, die Krieger sollten von rechtswegen alle möglichen Mittel zur Abwendung der Hiebe anwenden; es sey, wenn sie auch keine Schilder führen wollen, doch wenigstens ungereimt, daß sie sich nackt den Anfällen der Feinde Preis geben, die vielleicht nicht so viel Delicatesse besitzen dürften; und man müsse die Neuseeländer bemitleiden, die erst die Kleider abwerfen, wenn sie kämpfen wollen, und dann Steine auf ein Schif von 30 Kanonen werfen. Allein diesen so natürlichen Gedanken haben auch diese Wilden gehabt. Die Nachtheile dieser Entblössungen werden auf eine andre Art wieder gut gemacht, und die Unerschrockenheit, die diese Gewohnheit erzeugt, ist in ihren Augen mehr werth, als einige Verwundungen. Dies alles können sie, ohne Zweifel, richtiger berechnen, als wir.

Der Mensch vereinigt so sehr viele Widersprüche in sich, daß man ein wahres Chaos an ihm wahrnimmt, wenn man ihn näher untersucht. Wenn zwei Völker mit einander Krieg führen; so sollte man glauben, daß man von beiden Seiten so wütend zu Werk gehn müsse, als nur immer möglich, und daß man sich jede Schwäche seines Gegners zu Nutz machen werde. Gleichwol giebt es Nationen, die sich von der Art, einen Feind auszurotten, sehr grosmüthige und edle Begriffe

griffe

griffe machen; diese finden den Sieg über den Feind nur alsdenn rühmlich und tapfer, wenn er mit einem gewissen Adel bekämpft wird; sie verachten daher auch die zu leichten Siege. Die Insulaner auf Ternate unternahmen ehedem nie eine Kriegsexpedition, ohne ihren Feinden den Krieg vorher förmlich zu erklären; sie überschickten ihm zugleich ihren ganzen Kriegsplan, benachrichtigten ihn von der Anzahl ihrer Truppen, und ob sie schon zu schlagen gewohnt, und welcher Munitionen und Waffen sie sich bedienen werden *). Dem Polybius (XIII. 1.) zufolge, giengen die Achäer eben so grosmüthig zu Werk. Die Cimbern suchten diese Feinheit noch mehr zu verfeinern; weil sie zu ihren Räuberzügen nie mehr Schiffe gebrauchen wollten, als der Feind gebrauchte; sie fürchteten, daß der Sieg der Ueberlegenheit der Zahl zugeschrieben werden dürfte.

Ganz eigner Mittel bedienen sich bisweilen die Völker, um sich Muth zu verschaffen. Einige schleppten die Leichen der im Krieg erschlagenen Krieger in die Schlacht, um durch ihr Beispiel mit Wuth ausgerüstet zu werden **). Die nördlichen Nationen nahmen ihre Dichter in den Krieg mit, damit sie die Grosthaten besingen möchten, wovon sie Zeugen gewesen. Ziska befahl, man solle seine Haut auf eine Trommel spannen, damit die Hussiten mit so viel mehr Wuth kämpfen möchten.

Wenn die Nordamerikaner das Schlachtfeld behaupten, so verbrennen sie ihre Todten, um ihren Verlust geheim zu halten. Die Negern von Ardra pflegen die Leichen ihrer erschlagenen Anführer wegzunehmen, und heimlich zu begraben. Die Morgenländer nehmen Opium, um sich in Wuth zu setzen. Viele

von

*) Essais de *Montangne* Liv. I. Chap. 5.

**) *Montangne* l. c. Lib. I. Chap. 3.

von den heutigen Völkern gebrauchen den Brandtewein, um den Soldaten Muth zu machen Als Mylord Marlborough vom Eugen gedrängt wurde, gab er zur Antwort: Ich erwarte die Brandteweintrinker, sie werden nicht lange wegbleiben. Es ist begreiflich, daß man den Soldaten starke Getränke giebt, weil sie Muth machen. Andre Völker hingegen, welche die Wirkungen der Trunkenheit befürchten, oder eine mehr natürliche Tapferkeit haben wollen, verbieten den Genuß solcher Getränke. So durfte z. B. kein carthaginiensischer Kriegsmann, bei Lebensstrafe, Wein trinken, solang er im Feld war. Dabei hat man es indessen nicht einmal bewenden lassen; denn die Marattten geben sogar den Pferden vor der Schlacht Opium. Dadurch werden sie so wild, daß der Feind ihnen nicht widerstehn kann.

Der Muth der Völker hängt von vielen Nebenumständen ab, vom Clima, von der Lage, von der Unfruchtbarkeit des Landes, u. s. w. So sind z. B. die Neuseeländer, bei einem sanften und friedfertigen Naturell, wilde Menschenfresser geworden, weil der Mangel sie nöthigt, sich unaufhörlich durch Kriege aufzureiben. Daher lassen sich auch die Charaktere von Schwäche, welche man bei verschiedenen Völkern antrift, leicht erklären. Die Siamesen fürchten sich vor der Tapferkeit; nie wagen sie eine förmliche Belagerung, sondern sie greifen die festen Plätze blos mit Verrätherei und mit Aushungern an. Sie zittern, wenn sie einen Europäer mit einem Degen sehn. Wenn die Peguaner ihr Land verwüsten, so denken sie erst daran, die Besitzungen ihrer Feinde wieder zu verwüsten. Da sie der Glaube an die Metempsychose alle Mordthaten verabscheuen macht, so gehn sie auch blos darauf aus, Sclaven zu machen. Wenn sich die Armeen, sagt la Loubere, nahe kommen, so schießen sie nicht geradezu auf einander. Man bemüht sich indessen,

sen, diese verlornen Streiche dem Feinde zuzuwenden. Diejenige Armee ergreift sogleich die Flucht, die den Kugelregen zuerst empfindet. Müssen die Truppen, die ihnen nachsetzen, aufgehalten werden, so schießen sie in einer Entfernung von 30 Schritten noch nicht, sondern sie thun es erst, wenn sie nur 20 Schritte von ihnen entfernt sind, damit die Feinde selbst ihre Ermordung verantworten mögen, da sie ihnen so nahe kommen, daß sie von ihnen getödtet werden können. Es wird erzehlt, ein Franzos, der als Canonier in der Armee der Siamesen gedient, habe sich vorgestellt, der General handle gegen seinen Herrn verrätherisch, weil er ihm verboten hatte, die Canonen geradezu auf die Feinde zu richten. Verdrieslich über den Anblick zwoer Armeen, die einander zu schützen, oder kein Herz zum Angrif zu haben schienen, entschlos er sich, ganz allein ins Lager der Feinde einzubrechen, und ihren König wegzuholen. Es glückte ihm; und er brachte auf diese Weise einen Krieg zu Ende, der schon zwanzig Jahre gedauert hatte. Hier scheinen die Reisebeschreiber die Sache wieder übertrieben zu haben. Denn ein Volk, welches sich scheuet, den Feind zu schlagen, würde gar bald ein Raub seiner Nachbarn werden. Selbst wenn die Siamesen von Natur feige wären; so würden doch ihre Anführer und Regenten sie zu directen Angriffen anhalten, ohne sich an ihre Schwäche zu kehren. Die Juden ließen sich ehedem am Sabbath gleichfalls von ihren Feinden angreifen. Nicht leicht wird indessen irgend eine andre Nation, die mitten auf dem festen Lande wohnt, solche Religionsgrundsätze annehmen, die sie jedem Usurpator Preis geben. Denn die benachbarten Völker glauben die Seelenwanderung nicht.

Wir kommen zur Art, wie die Völker Krieg führen. Die Wilden kämpfen ohne Ordnung. Durch die Heftigkeit ihres Angrifs und durch die Tapferkeit

ihres Charakters wird der Kampf fortgesezt, der sich alsbald vereinzelt. Jeder Krieger bindet mit einem von seinen Feinden an, und beide lassen einander nicht eher los, als bis der eine erschlagen oder überwunden ist. Die meisten Negern sind zu sehr Barbaren, als daß sie in ihre Kriegsheere Mannszucht einführen könten. Wenn sie den Feind vor sich sehn, so streiten sie erst in Worten mit ihm, über den Grund des Zwistes. Hierauf machen sie sich bittere Vorwürfe, und beschimpfen einander; dann kömmt es zum Handgemenge. Wenn die Krieger mit Feuergewehr versehn sind, so schießen sie ihre Gewehre einmal ab, ohne indessen grossen Schaden zu verursachen. Denn sie stemmen den Schaft der Büchse gegen den Magen, und zielen weiters nicht; ihre Kugeln treffen daher um so viel seltener, weil man bei der ersten Ladung von beiden Seiten niederhockt. In der Folge richten sie sich wieder auf, um den Bogen zu gebrauchen; sie schießen nie in gerader Linie, ausser wenn sie einander sehr nahe sind. Wenn sie ein wenig weit von einander entfernet sind, schießen sie die Pfeile in die Luft; denn sie stellen sich vor, daß durch den Rückfall der Pfeile in einer Parabel weit mehr Unglück gestiftet werde.

Da die Musik den Muth befeuert und die Krieger betäubt, so hat man diese Erfindung sehr zu benuzzen gesucht. Die Negern in Angola haben drei Arten von Kriegsmusik. Der General bedient sich eines eignen Instruments, womit er seine Befehle bekannt macht; die Officiers antworten mit einem andern etwas kleinern Instrument, daß sie ihm gehorsamen wollen. Die Anführer oder auch die tapfersten Soldaten gehen an der Spitze des Heeres, läuten ihre Glocken, tanzen, machen ihren Gehülfen Muth, belehren sie, durch die verschiedenen Töne ihrer Werkzeuge von der Größe der Gefahr, und von der Beschaffenheit der Waffen, mit welchen gegen sie gestritten wird. Wenn

die

die Kamtarer und die Heykrims, hottentotische Völkerschaften, auch zehn Mann gegen einen eingebüßt; so setzen sie ihren Kampf doch immer fort, solang ihr Anführer seine Flöte spielt. Sie ziehn sich aber sogleich zurück, wenn sie jenen Ton nicht mehr hören. Fängt der Anführer sein Flötenspiel wieder an, so stürzen sie mit frischer Wuth in den Kampf. Nach Kolben setzen die kleinen Namaquas und ihre Bundesgenossen das Gefecht solang fort, bis sie mehr Soldaten eingebüßt, als ihre Feinde. Die Dunquas, die Damaquas und die Gauren fasten so lang, als sie ihren Anführer an der Spitze sehn; sie ergreifen dagegen die Flucht, sobald er fällt, oder unsichtbar wird.

Die Art, wie die alten barbarischen Völker schlugen, hat einige auffallende Sonderbarkeiten. Die Germanischen und Bastarnischen Reuter wählten sich einige Fußvölker aus, die sie allenthalben begleiten mußten; diese bildeten hinter der Reuterei ein Corps, um ihren Rückzug zu begünstigen. Wenn es die Noth erforderte, stürzten sie mit den Reutern in den Feind; Fiel ein Reuter verwundet vom Pferd, so umzingelten ihn diese Fußvölker, um ihn zu retten. Wenn sie einen etwas weiten Weg zu machen hatten, so hingen sie sich an die Mähnen der Pferde, und hielten auf diese Weise mit den stärksten Laufern Schritt *). Die Cimbern faßten einander am linken Arm, und sie ketteten ihre Bataillons an einander, um sie dadurch fester und unüberwindlicher zu machen. Die Gallier stellten in die erste Linie Sclaven, welche ganz mit Eisen bedeckt waren, folglich keinen Hieb erhalten, aber auch keinen einem andern versetzen konnten. Unter Tiber lehnte sich Gallien gegen die Römer auf. Der römische Soldat ergrif seine Axt, und brach durch diese bewegliche Schanze eine Oefnung durch. Sonst kehr-

*) *Iul. Caesar* Comment. Lib. I, Cap. 48.

te man auch mit Gabeln und Hebeln diese Crupellaren (das war der Name dieser Soldaten,) um.

Auch hier hat der menschliche Verstand seine Speculationen angestellt. Denn die Scythen ritten fast durchgängig blos auf Stuten zur Schlacht, weil diese, dem Plinius und Solin zufolge, das Wasser lassen, ohne darüber still stehn zu müssen.

So kenntlich die Züge von Heldenmuth und Tapferkeit in den Kriegen der Völker hervorstechen, so häufig sind auch die Kriegeslisten, und die heimlichen Ueberfälle. Bei aufgeklärten Völkern werden diese sogar in ein System gebracht. Die scheinbare Furchtsamkeit einiger Wilden hat einen ähnlichen Ursprung. Wenn die Wilden in Neufrankreich einen Feldzug beschlossen haben, so marschiren sie immer die Nacht hindurch, um den Feind unversehens zu überfallen. Es scheint fast, daß diese Listen in Aberglauben ausgeartet sind. Denn sie glauben, daß, wenn sie bei Tag ihren Zug antretten wollten, sie vom Feind würden entdeckt werden, da dieser doch oft mehr als hundert Lieurs von ihnen entfernt ist. Die Bewohner der Marianischen Inseln gehn blos darauf aus, sich zu überfallen; ins Handgemenge lassen sie sich ungern ein. Wenn zwei oder drei Menschen erschlagen sind, so ist der Sieg gemeiniglich schon entschieden. Die Massylier unternahmen gewöhnlich bei Nacht einen allgemeinen Angrif.

Fünf-

Fünftes Hauptstück.

Von der Wuth der Krieger.

Am Tag der Schlacht sind die Krieger wütend. Man bemüht sich diese Empfindung durch eigne Veranstaltungen zu erhalten. Die Bewohner von Neuandalusien feierten ein großes Fest, an welchem sie den Geist des Muths empfingen. Bei den Macassaren überreicht der Priester den Kriegern einen mit magischen Charakteren geschriebenen Brief; Er hängt ihnen diese Briefe selbst an den Arm, mit der Versicherung, daß sie unverwundbar seyn werden, solang sie sie tragen. Sie bilden ihnen ferner ein, daß alle Menschen, die sie im Krieg tödten, ihnen in jener Welt als Sclaven dienstbar seyn werden. Unverzagtheit ist fast der einzige Gegenstand ihrer Erziehung. Dies glückt ihnen auch so gut, daß zehn Macassaren es gewis mit hundert andern aufnehmen würden.

Die Geschichte aller Völker lehrt, daß der Mensch das wildeste unter allen Geschöpfen ist, wenn seine Einbildungskraft angeflammt wird. Wenn dem Kamtschadalen sein Feind überlegen ist, so erwürgt er seine Frau und seine Kinder; er stürzt sich in Abgründe, oder mitten unter die Feinde, um sich durch Blut und Metzelung sein Bett zu bereiten, und um nicht ohne Rache zu sterben. Bei dem Aufstand im Jahr 1740 stürzten sich die Männer von dem Berge, auf welchen sie sich geflüchtet hatten, mitten in die See herab, nachdem sie vorher alle Weiber, bis auf zwo oder drei, die sich durch einen Zufall retteten, umgebracht.

Eine solche Verrückung des Verstandes ergreift bisweilen ganze Völker; denn der Enthusiasmus ver-

schaft eine ganz unbezähmbare Gewalt. Als Brennus, bei seinem Zug nach Griechenland, seine Armee durch Hunger und Frost umkommen sah, versammlete er die Trümmer derselben, und gab ihnen den Rath, daß sie den Cichorius zu ihrem Heerführer wählen möchten: dieser werde zuerst ihn den Brennus, und nachher alle Kranken und Verwundeten umbringen, und den Rest nach seinem Vaterland zurückführen. Sein Rath wurde befolgt, und hundert und zwanzig tausend Soldaten wurden niedergemacht. Andre Gallier beschliessen, dem Antigonus eine Schlacht zu liefern; Die Aruspices verkündigen ihnen eine Niederlage; die Soldaten ermorden ihre Weiber und Kinder, und nun eilen sie dem Tod entgegen, den die Wahrsager ihnen prophezeihet hatten.

Die nördlichen Völker fanden ein Vergnügen daran, im Kriege zu sterben, weil dies für sie die Krone ihres Märtyrerthums war. Der Kriegsgefangene, welchen man abthun wollte, sprach: Schlage mich ins Gesicht, ich werde unbeweglich stehn, und du wirst abnehmen, ob ich einige Zeichen von Furcht an mir wahrnehmen lasse. Ein König der Gothen starb, indem er mitten im Kampf folgenden Gesang anstimmte: Die Stunden meines Lebens sind entflohn, ich sterbe lächelnd. Ein Dänischer Schriftsteller sagt von einem Kriegsmann, der auf dem Wahlplatz blieb: er fiel, lachte und starb.

Wenn einmal die Gewinnsucht, der Fanatismus und der Uebermuth die Wuth des Kriegers angefacht haben, so hat diese alsdenn auch keine andre Schranken, als wenn alle Kraft zu verwüsten verloren gegangen. Die Verwüster Amerikens sind hievon ein lehrreiches Beispiel. Pizarro, Almagro und Luques verbinden sich zur Verheerung der neuen Weit. Der lezte weihet eine Hostie, und nachdem er sie gegessen, schwören alle drei bei dem Blut ihres Gottes, das Blut

der

der Indianer nicht zu schonen. Andre Spanier thaten ein Gelübde, daß sie täglich zwölf Indianer zur Ehre der zwölf Apostel ermorden wollten. Im Jahr 1528 ließen sich 480 Deutsche zwischen dem Magdalenenstrom und dem Oronoco nieder, und sie sollen, wenn man der Geschichte glauben darf, eine Million Indianer erwürgt haben. Cajarval pralte auf seinem Sterbebette, er habe mit eigner Hand 1400 Spanier und 20000 Indianer umgebracht. Guatimozin wird halbtodt vom glühenden Rost genommen, und drei Jahre spater wird er, unter dem Vorwand, gegen seine Henker eine Verschwörung angezettelt zu haben, aufgeknüpft. Die Bewohner von Saint — Domingo beschließen einstimmig, ihren Weibern nie wieder beizuwohnen, damit die grausamen Castilianer ihre Kinder nicht mögen foltern können.

Die Menschen finden an Metzelungen Gefallen; und die Spanier befolgten diese Neigung mit so viel grösserm Eifer, je mehr sie von den Theologen der damaligen Zeit von allen Vorwürfen freigesprochen wurden. Sepulveda behauptete, man dürfe die Amerikaner umbringen, ohne ein peccatum veniale zu begehn. Man kann sich leicht vorstellen, was für eine glückliche Wirkung eine solche Entscheidung der Casuisten hervorbringen mußte. Damit gar keine Bedenklichkeit weiter übrig bliebe, nahm man seine Zuflucht zur Verläumdung, indem man ausprengte, daß die Mexikaner jährlich 20000 Schlachtopfer in ihrem Tempel hinzurichten pflegten.

Kriegerische Völker, welche keinen Zaum, keine Gesetze kennen, bewafnen sich sogar gegen die Elemente selbst; sie bekriegen die Natur, und hier ist der Punkt, wo ihr Wahnsinn kindisch wird. A. Gellius und Herodot reden von einer Nation Libyens, welche den Wind bekriegten. Die Cimbern greifen bei den Ueberschwemmungen des Meers zu den Waffen. Die nördlichen

Celten rückten, ohne zu befürchten, daß sie von den Fluthen verschlungen werden könten, mit Lanzen und Schwerdtern an, um dadurch die Fluthen zu schrecken. Andre Völker pflegen bei Sonnen und Mondsfinsternissen ein großes Geschrei zu erheben, um dadurch den Feind oder den Drachen, der die Sonne oder den Mond verschlingen will, zu verjagen. Als im Jahr 1663 Canada durch ein Erdbeben erschüttert wurde, bewafneten sich die Wilden; sie schoßen ihre Flinten und Bogen auf die Berge ab, um die bösen Geister zurück zu schrecken, welche aus der Erde hervorkriechen und ihr Land erobern wollten. Die Negern von Mombaza wagen selbst auf die Gottheit Angriffe; Wenn ihnen Regen oder Sonnenschein unerträglich wird, so drücken sie ihre Pfeile nach dem Himmel ab, und fluchen.

Sechstes Hauptstück.

Von den Trophäen der Sieger.

Der Sieg macht alle Völker aufgeblasen, und sie versäumen die Feier ihrer Triumphe nicht. Dadurch wird die Eigenliebe genährt; neuer Muth wird den Menschen eingeflößt, und die Erinnerung des Ruhms ist eine Stütze für die Tapferkeit. Barbarische Nationen nehmen den Kopf, die Haare, die Knochen, Arme und Beine ihrer Feinde mit; sie legen sie in Magazine nieder, schmücken sich mit diesen Trophäen; und wie ist es möglich, daß die Krieger unter solchen Umständen nicht wild und wüthend seyn sollten.?

Diese fast allgemeine Gewohnheit wird indessen nicht überall auf dieselbige Weise befolgt. Es ist nüzlich, daß wir diese Verschiedenheiten hier anzeigen. Die friedfertigsten Wilden sind in diesem Stück doch nicht

weni-

weniger grausam. Die Otaheiter reissen ihren Feinden die Kinnlade aus, und sie schmücken damit ihren Kriegshabit. Die meisten Nordamerikaner rissen den Feinden die Haare samt dem Fell aus, und trugen diese eckelhaften und schmutzigen Ueberreste als Zierrathen, welche sie oft müssen gewechselt haben, da die Haare gar zu leicht ausfielen *). Die Wilden in Florida hieben den Ueberwundenen, nach der Schlacht, Arme und Beine ab, und schleppten sie sorgfältig nach ihren Hütten. Die Brasilianer häuften die Schädel in ihren Dörfern auf, und zeigten sie mit großem Vergnügen den Fremden. Aus den Knochen der Schenkel und Arme machten sie Flöten und aus den Zähnen verfertigten sie eine Art von Halsbändern. Der Adel in Cupang, einem Königreich auf Timor, pflegt die Schädel der von ihm getödteten Feinde auf Pfähle auf den Dächern der Häuser aufzustecken, die die gemeinen Soldaten in die Staatsmagazine abliefern. Die Negern in Akim pflastern, nach Atkins, ihre Häuser mit Schädeln. Der König von Juida, sagt Lamb, hatte zwei Säle mit dergleichen Schädeln getäfelt, wovon jeder so gros war, als der Park von Saint James in London, der anderthalb Meilen im Umfang hat.

Andre bedienen sich dieser Materialien zur Errichtung eines Monuments. Snelgrave sah die Soldaten des Königs von Dahomay Tausende von Schädeln, welche auf Schnüre aufgereihet waren, herbeischleppen; für eine jede Schnur erhielten sie fünf Schilling. Man häufte sie sorgfältig auf, weil der Fürst einen Triumphbogen aus ihnen zusammensetzen wollte. Ehedem schnitten die Caffern den Todten, welche auf dem Schlachtfeld blieben, die Zeugungstheile ab. Die Art,

wie

*) Die Brasilianer machten sich, um ihre Feldzüge zu verewigen, Einschnitte auf die Brust, die Arme, die Hüften und Beine, wenn sie sich durch die Ermordung vieler Krieger hervorthaten.

wie sie sie ihrem König, nachdem sie sie aufgetrocknet, vorlegten, war diese: sie steckten diese Zeugungsglieder in den Mund, und speieten sie vor die Füße des Fürsten aus; dieser sammlete sie wieder auf, und gab sie den Siegern zurück. Diese machten ein Halsband daraus, welches sie ihren Weibern oder irgend einer andern Person aus ihrer Familie schenkten. Lindschoten sagt, sie hätten diese Kindereien deswegen ersonnen, weil sie die Vermehrung ihrer Feinde verabscheueten. Die Negern in Monomotapa verstümmeln alle ihre Gefangenen; sie schenken die Zeugungsglieder ihren Weibern, die sich eine Ehre daraus machen, sie tragen zu können.

Bei andern barbarischen Völkern haben diese Gebräuche ein mehr kriegerisches Ansehn. Die siegenden Thracier hieben den Feinden so viele Köpfe ab, als sie niedergemacht hatten; diese steckten sie auf hohe Pfähle, und sie sangen Siegeslieder bei dergleichen Trophäen. Die Scythen zogen ihren Feinden das Fell ab, und nachdem sie diese Menschenhäute gehörig zubereitet, überzogen sie ihre Köcher, bedeckten ihre Pferde, auch wol ihren eignen Leib damit. Jeder Celte bewahrte die Schädel der von ihm in besonderen oder vereinzelten Kämpfen überwundenen Krieger in seiner Behausung auf, und er zeigte sie allen Fremden vor. Die Gallier hingen diese Schädel an den Hals ihrer Pferde, oder sie nägelten sie auch an die Thore ihrer Häuser an, so wie ehedem die Edelleute die Köpfe von wilden Thieren an den Eingang ihrer Schlösser anzuheften pflegten. Die Schädel großer Heerführer salbten sie mit Cederöl, und sie bewahrten diese in ihren Schränken sorgfältig auf *). Durch ein Salisches Gesetz (Tit. LXIX. Art. 3.) wird ausdrücklich verboten, daß man dergleichen Trophäen errichte. Ein König der Hunnen erschlug in einer Schlacht den König der

*) *Diodor. Sicul.* Lib. V. Cap. 20.

der Yve—chi; Aus dem Schädel des erschlagenen Fürsten lies er ein Gefäs verfertigen, dessen er sich nachher bei großen Feierlichkeiten bediente. Wenn die Tataren eine Schlacht gewinnen, so füllen sie neun Säcke mit Ohren an, die sie den Erschlagenen abschneiden. Dies haben sie, wie die Geschichte lehrt, mehr als einmal gethan.

Bei den asiatischen Völkern wirkt die Brutalität des Despotismus; sehr oft mischt sich auch der Aberglaube in die Wahl der Trophäen ein. Im Jahr 1696 schlug der Kaiser von Sina einige Korps von Eleuten und Kalmücken; Man schnitte ihnen ihren langen Haarschmuck ab, und füllte neun Säcke damit an. Der Mungalische Feldherr, der einen Sieg erhält, schickt seinem Fürsten eine große Menge Ohren und Haarlocken zu; Man hat bisweilen neun Cameele damit beladen. Soliman Bascha grif im Jahr 1539 die Portugiesen in Indien an; 146 Köpfe und eine große Menge von Nasen und Ohren wurden dem Großherrn zum Geschenk übermacht. Es ist bekannt, wie thätig man dem Sultan die Köpfe solcher Personen überliefert, die man auf seinen Befehl hinrichten muß. Vom Tamerlan wird erzehlt, er habe blos deswegen Schlachten geliefert, um das Vergnügen zu haben, aus den Schädeln der Feinde Pyramiden errichten zu können.

Eben diese Denkungsart leuchtet auch in den Titeln durch, welche die Sieger und Heerführer annehmen. Ehedem gab man ihnen, nach erfochtenem Sieg, den rühmlichen Beinamen Metzger. Bajazet, welchen Timus überwand, hies Bajazet der Blitz. Pompejus bauete aus der Beute, welche er den Völkern Asiens abgenommen, der Minerva einen Tempel, mit folgender Innschrift: Nachdem Pompejus der Große 2183000 Menschen überwunden, in die Flucht geschlagen, ermordet oder zu Gefangenen gemacht; nachdem er 846 Schiffe in Grund gebohrt oder erobert; nach-

dem

dem er sich 538 Städte unterworfen, u. s. w. erfüllt er hiemit der Minerva sein Gelübde.

Siebentes Hauptstück.

Von den Kriegsgefangenen. — Von der Behandlung der Ueberwundenen.

Das Schicksal der Kriegsgefangenen hängt von der Cultur der verschiedenen Völker ab. Die allerwildesten Völkerschaften martern, erwürgen und fressen sie. Andre Wilden bringen sie um, ohne sie zu foltern. Halbbarbarische Völker machen sie zu Sclaven. Diejenigen, welche weniger barbarisch sind, wechseln sie am Ende des Krieges aus, oder liefern sie wieder ab. Mischt sich indessen der Aberglaube ein, so findet man bei allen Völkern denselben Grad von Verwilderung. Diese Begriffe sind schon zu oft entwickelt worden, als daß wir wieder auf sie zurückgehn dürften. Bei den Canadiern hies, einer Nation den Krieg erklären, so viel, als die Nation auffressen. Die Floridaner hieben, wie oben angemerkt worden, ihren Feinden, sie mochten lebendig oder todt seyn, Arme und Beine ab, und sie steckten ihnen einen Pfeil durch den Hintern bis zu den Schultern hinauf. Die Völker von Chaco am Plata sägten ihren Feinden mit der Kinnlade eines Fisches die Hälse ab. Die Brasilianer mästeten die Kriegsgefangenen eine Zeitlang; man gab ihnen eine Wärterin; erzeugten sie mit dieser ein Kind, so wurde dies gleich bei der Geburt, oder auch einige Jahre später umgebracht. Die Zapotecher knüpften sie an den Zeugungstheilen zusammen, und schleppten sie so zum Altar der Götter. Die Indianer von Terra firma brachen ihnen einen Zahn aus, bei welchem sie bei den merkwürdigsten Vorfällen schwuren. Ueberhaupt erlauben sich alle Nordamerikaner eine feige und kindische

Rache,

Rache, die in der Aufsuchung von Martern und Todesstrafen sehr erfinderisch ist. Die unglücklichen Kriegsgefangenen scheinen gar nicht betrübt zu seyn, oder zu leiden; sie stimmen einen Kriegsgesang an, der etwas traurig und zugleich trotzig seyn soll. Der Sinn des Lieds ist fast immer derselbe: "Ich bin tapfer und unerschrocken; Ich fürchte weder den Tod, noch die Martern; diejenigen, welche beide fürchten, sind feiger, als die Weiber. In den Augen herzhafter Männer ist das Leben nichts. Verzweifelung und Wuth befalle meine Feinde; Gerne fräße ich sie auf, und tränke ihr Blut bis auf den lezten Tropfen. "Unterdessen versammlet die ganze Dorfschaft sich um den Gefangenen; man tanzt um ihn herum, und man läßt ihn selbst tanzen. Er folgt, zählt seine Thaten auf, nennt diejenigen, welche er mit eigner Hand erschlagen oder verbrannt hat, bei Namen. Er sucht die Wuth seiner Henker anzufachen, so daß man glauben sollte, er finde am Schmerz und dessen Duldung Gefallen. Die Einwohner stellen sich in zwo Reihen mit Keulen und Kölben hin, damit jeder ihn peinigen könne. Man schleppt ihn von einer Dorfschaft zur andern, und ein jeder darf ihn, bei diesem Zug, quälen und schlagen. In den Dörfern wird er von einer Cabane in die andre geführt, und überall wird er mit blutigen Hieben empfangen. Hier reißt man ihm einen Nagel ab; dort zwickt man ihm einen Finger mit den Zähnen, oder mit einem stumpfen Messer ab, welches die Stelle einer Säge vertritt. Die Männer schneiden ihnen Stücke Fleisch vom Leibe; die Kinder stechen sie mit Ahlen; die Weiber geisseln sie so lang, bis sie durch Müdigkeit ganz erschöpft werden. Die Krieger selbst rühren sie hingegen nicht an; nur darf man ohne ihre Bewilligung die Gefangenen nicht verstümmeln; dies ist die einzige Art von Rache, welche ausgenommen ist. Offenbar sind diese Wilden einem boshaften Kind ähnlich, welches

ches gern Thiere martern mag, um sich an ihren Zuckungen zu belustigen.

In der Folge opferte man die Kriegsgefangenen nicht der Rache, sondern der Religion; Man bildete sich ein, es sey der Wille der Götter, daß man ihnen auf ihren Altären feierliche Opfer schlachte. Wenn man den Berichten der Spanier Glauben beimessen darf; so scheueten sich die Mexikaner, das Blut ihrer Feinde im Kriege zu vergießen. Es war ihnen mehr daran gelegen, sie gefangen zu nehmen, damit sie sie nachher den Göttern zum Opfer darbringen könten. Man sezt hinzu, der Kaiser habe den Zunder der Zwietracht bei den benachbarten Völkern immer angefacht, aus Furcht, daß es ihm an Schlachtopfern fehlen dürfte. Diese Opfer waren mit Cerimonien vergesellschaftet, welche zur Erhaltung des Aberglaubens und wilder blutdürstiger Gesinnungen sehr tauglich waren. Die Priester öfneten mitten im Tempel den Unglücklichen die Brust, rissen ihnen das Herz heraus, und opferten es der Sonne; das Volk endlich verzehrte die Leiche feierlich. Die Opferpriester machten noch eine Erfindung, welche ihnen nüzlich war; sie erwürgten nemlich viele Kriegsgefangenen, und bekleideten die Unterpriester mit ihrer Haut, welche in diesem Aufzug in allen Theilen der Stadt tanzten und sangen. Ein jeder mußte ihnen etwas schenken; Wer ihnen kein Geschenk machte, erhielt mit der blutigen Haut einen Hieb ins Gesicht.

Wenn ein Gefangener unter den Martern den Geist aufgiebt; so ist die Wuth der Barbaren noch nicht befriedigt. Oft wird sie dadurch noch vermehrt, weil der Unglückliche nun ihrer Rache entgangen ist. Sie würden wünschen, daß er immer fortgelebt, um das Vergnügen, ihn unaufhörlich zu peinigen, genießen zu können. Sie lassen also ihre Wuth an der Leiche aus; wirklich zehren viele amerikanische Wilden, die

Neu-

Neuseeländer und andre Völkerschaften die Reste ihrer Feinde auf. Die Bastarner hieben sie in Stücken, und einige warfen sie ihren Hunden vor *).

Wenn gleich die Negern in der Ausbildung weiter gekommen sind, als die Amerikaner; so haben sie doch, bei der Wärme des von ihnen bewohnten Himmelsstrichs, weit heftigere Leidenschaften. Vor der Einführung des Sclavenhandels behandelten sie ihre Gefangenen eben so wütend. Die Imbis haben, bei allen ihren Kriegsexpeditionen, eine große Menge von Oefen und anderm Feuerzeug, um dadurch anzudeuten, daß die Gefangenen verbrannt werden sollen. Wenn die Negernkönige in einer Schlacht gefangen genommen wurden, so nahmen sie sich selbst das Leben, weil sie der Hinrichtung doch nicht entgehn konnten. Die Soldaten wurden mit unerhörten Grausamkeiten behandelt. Nachdem sie lange gefoltert worden, wurde ihnen die untere Kinnlade ausgebrochen. Ein Neger von Commendo sagte zu Barbot, er habe 33 Gefangene in einer einzigen Schlacht auf diese Weise hingerichtet; er habe ihnen zuerst das Gesicht von einem Ohr bis zum andern aufgeschlizt, nachher habe er ihnen auf den Magen gekniet, und so habe er die 33 Kinnladen ausgerissen, die ihm zu Siegeszeichen dienen. Nach Bosman schneiden andre Negern den Schwangern den Bauch auf, nehmen das Kind heraus und zertretten es. Seitdem sich die Europäer in Afrika niedergelassen haben, werden zwar noch immer viele Gefangenen hingerichtet; aber die Geldgierde dämpft die Rachsucht, und der Sieger verkauft seine Gefangenen lieber an die Europäer.

Die

*) *Aelian.* Var. Hist. Lib. XII. Cap. 27.

Die Insulaner auf Bissao sind nicht mehr so barbarisch; sie behandeln ihre Gefangenen, wie die Römer thaten; sie schleppen sie hinter ihnen her, spotten ihrer, und zwingen sie, Loblieder auf ihre Ueberwinder zu singen. Aus diesem Beispiel lernen wir, daß die Inselbewohner, nach Beschaffenheit der Umstände, bald länger in der Barbarei bleiben, bald aber sich auch früher zur Cultur erheben.

Was zu Anfang dieses Kapitels angemerkt worden, erhält seine volle Bestättigung aus der Geschichte der Gothischen Völkerschaften. Die Heruler und die Germanier opferten alle Kriegsgefangenen den Göttern; die Scythen hingegen nur den zehnten Mann. Da die Germanischen Völkerschaften gern große Wüsteneien um sich hatten, so verwüsteten sie das Land der Feinde durchaus, und ließen weder Weiber noch Kinder in demselben zurück. Die Rhätier und Vindelicier eroberten 88 Jahre vor Christi Geburt eine Stadt, und tödteten alle Bewohner derselben, selbst die Kinder in der Wiege. Sie hatten Propheten bei sich, welche das Geschlecht der ungebornen Kinder vorherbestimmten. Sagten sie aus, eine schwangere Frau werde mit einem Sohn niederkommen, so wurde die Mutter samt dem Kind niedergemacht.

Die alten Tataren erwürgten alle Gefangenen. Da aber die Zahl derselben oft zu gros war, so mußte jeder Sclave ihrer acht bis zehn mit dem Beil todschlagen; den Tausendsten knüpften sie an den Beinen an einen Baum auf, wo er an Schmerzen und am Hunger starb.

Policirte Nationen rächen sich an den Ueberwundenen durch bittere Vorwürfe und durch Injurien. Cyrus machte, nachdem er die Lydier überwunden, ein Gesetz, nach welchem sie nur die verachtetsten oder unehrlichen Handthierungen treiben durften. Sapor, der König von Persien, sezte seinen Fuß auf den Kopf

des

des Kaisers Valerian, seines Kriegsgefangenen, wenn er zu Pferd steigen wollte. Scipio Africanus zieht im Triumph ins Capitol; die von ihm überwundenen Könige und Generale gehn in Ketten vor seinem Wagen her; man hatte ihnen die Haare abgeschnitten, damit sie den Sclaven um so viel ähnlicher seyn möchten. Einige Hofnarren, die man in prächtige Kleider gekleidet, äffen mit ihren Geberden diese vornehmen Gefangenen nach, um den Pöbel lachen zu machen.

Ungereimte Ideen führen immer auf irgend eine auffallende Thorheit. Nachdem man die Kriegsgottheiten lange genug um ihre Hülfe angefleht, so verfällt der Sieger am Ende gar darauf, daß er die feindlichen Götter bestraft. Wirklich giebt es Völker, die die Gottheiten der Feinde gleichfalls gefangen nehmen. Mendez Pinto sah in Cochinchina 64 bronzene und 19 silberne Statuen, welche an den Hälsen zusammengekettet waren. Dies sollen die 83 Götter der Timocochos gewesen seyn, die ihnen der König im lezten Krieg abgenommen, und die seinen Triumph, bei seiner Rückkunft nach seiner Hauptstadt, verherrlichen sollten. Eben dieser Reisebeschreiber hat in einem andern Hindostanischen Königreich ein Gebäude gesehn, welches man das Gefängniß der Götter nannte. Es enthielt 80 Götzenbilder und viele kleinere Gottheiten, welche vor den Größern knieten. Diese stunden aufgerichtet; sie hatten die Kette um den Hals, und einige gar Handschellen der Gefangenen. Die kleinen Gottheiten, welche auf der Erde lagen, waren je sechs und sechs in der Mitte zusammengefesselt. Die Wache dieser gefangenen Götter bestand aus 244 bronzenen Figuren, welche in drei Reihen gestellt und mit Lanzen und Keulen bewafnet waren.

Achtes Hauptstück.

Von einigen Sonderbarkeiten, welche sich auf den Krieg beziehn.

Der Krieg muß ganz eigne Gesetze und Gebräuche veranlassen. Da er übrigens den Enthusiasmus erhizt, so muß man bei ihm die heroischsten und edelsten Gesinnungen, zugleich aber auch die bizarresten Erscheinungen wahrnehmen. Hier sind einige Facta, die der Leser verbinden mag.

Die Carthaginiensischen Feldherren wurden, nach einer unglücklichen Schlacht, sehr oft zum Tod verurteilt, ohne daß man ihnen irgend einen Fehler vorwerfen konnte. Der Mandschurische General, der eine Schlacht liefert, ohne den Sieg zu erfechten, wird durchs Gesetz für schuldig erklärt, und er wird bestraft. Wenn die Wilden in Neufrankreich die Flucht ergreifen, so legen sie die Verwundeten in Körbe, in welchen sie, wie Wickelkinder, zusammengeschnürt werden. Fielen sie den Siegern in die Hände, so würden sie unter vielen Martern den Geist aufgeben müssen. Die Ueberwundenen halten es daher für besser, daß sie sie in Tragkörben mit sich nehmen; weil sie sie auf eine andre Weise nicht wegzubringen wissen. Den Spartiaten war es verboten, denselben Feind sehr oft zu schlagen. Man wollte dadurch verhüten, daß dieser nicht zu sehr aufgebracht würde. Wenn er aber immer wieder aufrührisch und ungehorsam war, so wurde er ganz ausgerottet. Die Stadthalter der scythischen Provinzen gaben den Tapfern, welche mit eignen Händen die Feinde erlegt hatten, jährlich ein Fest. Die Schädel der Ueberwundenen dienten ihnen

nen statt der Trinkgeschirre. Der Jüngling, der dergleichen Unternehmungen noch nicht vollbracht, sah dem Schmauß von ferne zu, ohne dazu zugelassen zu werden. Durch diese Gewohnheit wurden sehr herzhafte Krieger gebildet.

Die Untersuchung, wie der Krieg die Moral der Völker verdorben, und was für schreckliche Begriffe man sich von der Tugend gemacht, gehört nicht hieher. Unter Philipp V grifen die Portugiesen Madrid an. Die schlechten Dirnen dieser Stadt beeiferten sich, dem Vaterland einen Dienst zu erweisen; diejenigen, welche von ihrer Krankheit am meisten überzeugt waren, räucherten sich und begaben sich in der Nacht ins feindliche Lager. In weniger als drei Wochen waren mehr als 6000 Portugiesen mit der venerischen Seuche angesteckt, und die meisten starben daran.

Man ist in die unverzeihlichsten Widersprüche verfallen, weil man Principien und Gesetze, die unmöglich mit einander zusammenstimmen können, in Uebereinstimmung hat bringen wollen. Die Juden ließen sich am Sabbath schlagen, und die Römer machten sich dies zu Nutz. Das Tridentinische Concilium liess den Körper des Conetable de Bourbon enterdigen, weil er wider den Pabst gefochten, als wenn das Oberhaupt der Kirche, als weltlicher Fürst, nicht wie die übrigen Mächte, dem Krieg unterworfen wäre. Der Pabst Nicolaus I verbot den Bulgaren, während der Fastenzeit Krieg zu führen; es müßte denn eine sehr dringende Ursache dazu seyn.

Neuntes Hauptstück.

Vom Zweikampf, und von den Privatkriegen.

Es ist erwiesen, daß der Zweikampf eine Erfindung der Wilden ist. Hier sehn wir blos darauf, wie natürlich er ist, wie er von policirten und barbarischen Nationen aufgenommen worden, und wie verschieden seine Gestalten sind.

Die stolze und trotzige Gemüthsart, welche den Wilden zur Rachsucht antreibt, abgerechnet, wird er auch durch seine Eigenliebe dazu bewogen, die ihm angethanen Beleidigungen zurückzutreiben. Diese groben Empfindungen entwickeln und verfeinern sich in größern Gesellschaften. Tausend erkünstelte Leidenschaften vergiften diese Keime der Zwietracht. Da aber das Wesen einer Gesellschaft den eingewurzelten Haß nicht verträgt, so ist man auf ein Mittel verfallen, wie man dergleichen Streitigkeiten geschwind entscheiden könne.

So ist man von den Balgungen mit dem Kolben zu den Raufungen mit dem Degen oder mit der Pistole fortgegangen. Die Menschen sind anfänglich in der Art sich zu rächen nichts weniger als fein; der Beleidigte greift seinen Beleidiger unversehns an; dieser wehrt sich, oder er unterliegt dem Kampf; der Sieg ist immer auf der Seite des Stärksten. Die barbarischen Nationen, welche Europa überschwemmten, ersannen die Ausforderungen zum Kampf, welche sich für Menschen, die in großen Haufen leben, am besten passen. In dieser Epoche der Civilisation gaben Geburt, Glücksumstände und Ansehn dem Mächtigen und Reichen alle Mittel in die Hände, den Schwachen

unge-

ungestraft zu unterdrücken. Durch die Erfindung der schriftlichen Ausforderungen wurde die Gleichheit der Menschen wieder hergestellt. Es gab eine Menge von Beleidigungen, deren Gutmachung man nicht erwarten durfte, und wiederum gab es viele Beleidigungen, die nur nach langer Zeit gut gemacht wurden. Dafür wurde nun eine schleunigere Rechtverschaffung eingeführt. Es kam hinzu, daß kriegerische Völker sich ungern der Hülfe des Richters bedienten; sie glaubten, kein Mann verdiene diesen Namen, der nicht selbst eine Beleidigung zu ahnden im Stand sey.

Wenn man dem Wilden sein Weib oder seine Lebensmittel wegnimmt; so rächt er sich aus Instinkt: Eben dieser Instinkt ist es, welcher den policirten Menschen, dessen Ehre man kränkt, zum Privatkrieg bewafnet. Dieser den frühern Völkerschaften unbekannte Ehrtrieb erhält die Gesellschaft; und dem Mitglied großer Nationen ist er das köstlichste unter allen Gütern. Die Rachsucht der Wilden ist eine fürchterliche Leidenschaft, welche nur durch Mordthaten besänftiget wird. Sie pflanzt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort; die Greise versäumen nicht, sie ihren Söhnen anzupreisen. Dabei ist der Mensch so schwach, daß die Bestrafung seiner Fehler Gränzen haben muß. Alles nun, was die Dauer der gereizten Empfindlichkeit vermindert, ist was Gutes. In den Ländern aber, in welchen man den Zweikampf nicht kennt, erhalten sich die Feindschaften weit länger, und die Streitigkeiten sind häufiger.

Uebrigens ist auch die Art der Rache, welche die Wilden sich erlauben, ungleich blutiger, als das Cartel. Nach Lery trennten die Brasilianer diejenigen, welche sich schlagen wollten, nicht. Wurde aber einer von beiden verwundet; so brachten die Verwandten des Verwundeten seinem Gegner dieselbige Wunde bei, oder sie tödteten ihn auch, wenn er seinen Gegner

getödtet hatte. Die Insulaner auf Saint Jean haben Säbel, welche sie nur gegen ihre Feinde gebrauchen. Sie selbst beissen einander, wie die Hunde, wenn sie sich persönlich böse sind. Dem Saint — Foix zufolge, ist dies die einzige erlaubte Art, sich zu schlagen; Er meint, die Absicht des Gesezgebers sey ohne Zweifel diese gewesen, daß die Zänker dadurch gebessert würden, daß man ihnen auferlegte, ihren Zorn nur wie die Thiere besänftigen zu dürfen. Allein der angeführte Reisebeschreiber sagt nicht, daß diese Gewohnheit sich auf ein Gesetz gründe. Man kann sich auch schwer vorstellen, daß barbarische Insulaner ein solches Gesetz einführen werden. Sie haben vermuthlich gedacht, man müsse sich ohne andre Waffen, als mit seinen eignen Gliedmaßen schlagen; und in dem Fall ist es begreiflich, daß die Wilden sich mit den Zähnen zerfleischen.

Man muß wünschen, daß eine Geschichte des Point d' Honneur bei barbarischen Völkern geschrieben werde. Man würde in derselben alle feinen Modificationen der Selbstliebe antreffen; Man würde bestimmen können, wie leicht jene beleidigt werden könne, und durch welche unmerkliche Abstufungen die Leidenschaften ihren freien und einfältigen Charakter verlieren, den sie bei ihrer Entstehung haben. Ich werde aus diesem weit um sich greifenden Plan nur einige Züge ausheben, welche sich für mein Buch schicken.

Wenn einem Scythen ein Unrecht zugefügt wurde, welches er nicht rächen konnte; so opferte er einen Ochsen und lies ihn zubereiten. Nachdem er die Haut desselben auf den Boden ausgebreitet, so sezte er sich auf dieselbe hin; er lies sich die Hände mit einer Schnur auf dem Rücken zusammenbinden, so daß die Arme vorwärts an einander stießen. Diese betende Stellung wurde geheiligt; Wer irgend mit dem Beleidigten in einer Verbindung stand, nahm sich seiner Klage an,

indem

indem er ein Stück Fleisch abschnitt, den rechten Fuß auf die Haut sezte, und so wol Reuter als Fußvolk zu seiner Vertheidigung unentgeldlich herbeizuschaffen versprach. Dies Versprechen wurde nie gebrochen.

Die Weigerung, sich in einen Privatkampf einzulassen, war in den Augen der Gothen die gröste Schande. Die Fürsten selbst gehorchten diesem Gesetz, wenn sie sich nicht mit Schimpf und Spott wollten überhäufen lassen. Vor dem Zweikampf wurde ein Schmaus gegeben; der Sieger in einem merkwürdigen Zweikampf wurde den grösten Männern der Nation zugesellet. War er noch nicht verheirathet, so gab man ihm das reichste und vornehmste Mädchen zur Frau. Damit aber auch die Herzhaftigkeit des Ueberwundenen belohnt werden möchte, so wurde er mit Ehren begraben. Vom Zweikampf unsrer Vorfahren hab ich schon gehandelt; Hier will ich nur anmerken, daß man im Zeitalter Heinrichs III unter die Gensdarmes nicht aufgenommen wurde, wofern man sich nicht wenigstens einmal schon geschlagen, oder doch eidlich versicherte, daß man sich innerhalb Jahresfrist gewis schlagen wolle. Zu dieser Zeit gab es Krieger, die sich sowol in Sachen der beleidigten Ehre, als auch in Criminalfällen statt Andrer schlugen; diese waren jedesmal bereit, sich ermorden zu lassen, um nur einen Menschen, den sie oft gar nicht kannten, zu vertheidigen.

Ein griechischer Philosoph hielt sich darüber auf, daß die Fürsten so leichtsinnig Kriege anfangen, und daß die Völker in den Tod gehn, ohne den Grund ihrer Streitigkeiten zu kennen. Er schrieb ein Buch über die Regierungskunst, und häufte alle chimärischen Vorschläge auf, die ihm sein Eifer für das Wol der Menschheit einsprach. Er wünschte, die Fürsten möchten ihre Streitigkeiten, durch Privatkämpfe, ent-

scheiden. Daß sie dies thun wollten, müßten sie bei ihrer Thronbesteigung eidlich bekräftigen. Er sezte hinzu, wenn dieser Gebrauch nur bei einer einzigen Nation eingeführt würde, so würden alle übrigen im Zaum gehalten werden, weil die Furcht für der Schande und für der Ausforderung zum Zweikampf der Fürsten, die ihn anzugreifen wünschten, zurückhalten würde. Von diesem Vorschlag versprach sich sein Erfinder ofenbar viel zu viel. Denn die Befolgung desselben würde blos die Ermordung einiger Fürsten zur Folge haben; die Völker würden nur mit mehrerer Wuth kämpfen. Wenn eine von beiden feindlichen Nationen ihr Oberhaupt eingebüßt, so würde sie in den Krieg ziehn, um diesen Verlust zu rächen. Die andre Nation würde sich vertheidigen müssen, und der Krieg würde von neuem angehn.

Die Fürsten haben einander bisweilen zum Zweikampf aufgefordert. Der Kaiser Heraclius that dem Chosroes den Antrag, daß er dem Krieg durch einen Privatkampf ein Ende machen möchte. Der Persische König nahm den Antrag an; er schickte aber, als ein feiger Mensch, einen von seinen Officiers statt seiner, den er mit seinen Waffen ausrüstete. Ludwig der Dicke schlug dem König von England, Heinrich, vor, er möchte den Krieg durch einen Privatkampf endigen; aber die Ausforderung wurde nicht angenommen. So gieng es auch dem König von England Edward, der dem Philipp de Valois eine solche Ausforderung zufertigte. Franz I forderte Carl V gleichfalls zum Zweikampf auf; aber vergebens.

Im *Traité de l' Opinion* des Herrn le Gendre werden mehrere andre Ausforderungen der Fürsten an Fürsten aufgezählt. Nimmt man aber die Könige der Gothen aus, die sich auch mit Privatpersonen schlugen; so hat man nie Fürsten auf dem Kampf-

platz

plaz gesehn. Christian IV, König von Dännemark, gab Carl IX zur Antwort: Was seine Ausforderung betreffe; so beweise die, daß er Nieswurz bedürfe, um sich das Gehirn zu reinigen. Der Zweikampf wurde jedesmal verhindert.

Zehntes Hauptstück.

Von den kriegerischen Festen.

Der Mensch findet so viel Geschmack am Krieg, daß ihm alle kriegerischen Schauspiele Vergnügen bringen. Er veranstaltet oft eingebildete Kämpfe, welche, wenn sie hizig werden, in wirkliche Kriege übergehn. Ehedem belustigten sich barbarische Fürsten an der Metzelung ihrer Unterthanen. Es wurden Kriegsfeste angeordnet, welche durch Mordthaten merkwürdig wurden; ja, man ist sogar so weit gegangen, daß man diese Mordthaten mit dem Schleyer der Religion bedeckt hat. Die Indianer auf Hispaniola führten vor dem Colombo dergleichen verstellte Kämpfe, nach Landesgebrauch, auf; das Gefecht wurde so lebhaft, daß vier Menschen auf dem Plaz blieben. Die Anzahl der Verwundeten war ungleich beträchtlicher. Kaum konnten die Castilianer diesen Uebungen, durch ihr Flehn, Einhalt thun. Die Leute schienen vergnügt zu seyn, ohne auf die Verwundeten oder Getödteten Rücksicht zu nehmen. Montanus machte auf Amboina einem Alfurischen Fürsten mit einer Brandteweinflasche ein Geschenk. Der Fürst, betretten wie er ihm seine Dankbarkeit beweisen wollte, ersuchte den Geber, er möchte doch wenigstens mit dem Schauspiel eines Kampfs seiner Unterthanen vorlieb nehmen. Der Reisende verbat sich's; aber vergebens. Der Kampf war kaum angegangen, so war der Boden sogleich mit

Leichen bedeckt; das Blut strömte, und die abgehauenen Glieder flogen von allen Seiten umher. Der Fürst befeuerte die Kämpfer durch Versprechungen und durch Drohungen. Der Auftritt dauerte, der Bitten des Montanus ungeachtet, fort. Es sind meine Unterthanen, sagte der Fürst, todte Hunde sind's, deren Verlust unbedeutend ist; Ich würde ihrer tausend aufopfern, um Ihnen meine Hochachtung zu beweisen.

Jedermann weis, mit welcher Begierde sich die so gepriesenen Römer in den Circus drängten, um da die Gladiatoren kämpfen zu sehn. —— Alle drei Jahre streiten sich die Bewohner der beiden Ufer des Pisaflusses um die Brücke. Siebenhundert und zwanzig Krieger, welche in zwölf Compagnien zu 60 Mann vertheilt und bewafnet sind, rücken auf ein gegebenes Zeichen auf einander an; sie lassen sich ins Handgemenge ein; der Auftritt dauert Dreiviertelstunden; viele werden verwundet, und einige bisweilen gar getödtet *).

Bei einem Fest, welches jährlich in Japan gefeiert wird, begeben sich die Vornehmen bewafnet auf eine Esplanade; auf dem Rücken haben sie die Figur des Gottes, dessen Secte sie anhängen. Zuerst machen sie verschiedene Evolutionen; der Kampf hebt mit Steinwürfen an; es kömt aber bald zu den Pfeilen, Lanzen und Säbeln. Da dies ein Versammlungsort für diejenigen ist, welche Streitigkeiten mit einander abzumachen haben, so behandeln sie sich unter der Maske der Religion und unter der Anführung der Götter mit möglichster Wuth. Das Schlachtfeld starrt von Verwundeten und von Getödteten, und die Justiz darf diese Mordthaten nicht bestrafen. Man sagt, diese Feste seyen deswegen eingeführt, damit man mittelst der Waffen den Vorrang der Götter von der ersten Ordnung entscheiden möge.

Siebentes

*) S. *De la Lande* Voyages d'Italie. Tome II.

Siebentes Buch.

Vom Unterschied der Stände. Vom Adel. Von der Unverträglichkeit der Völker.

Erstes Hauptstück.

Von solchen Unterschieden des Standes, welche mit einiger Genauigkeit beobachtet werden.

Wer wollte mitten unter den vielen Anordnungen der bürgerlichen Gesellschaft die ursprüngliche Gleichheit aller Menschen erkennen? Man würde sie ganz vergebens suchen; sie ist nicht einmal unter den Wilden vorhanden. Es hat der Natur beliebt, die Schwäche von der Stärke unterdrücken zu lassen. Ich werde mich bemühen, die durch dieses Gesetz bewirkten Unordnungen bemerklich zu machen und das Unglück zu berühren, über welches man zwar vergebens seufzt, wobei es aber doch wichtig bleibt zu wissen, wie weit der Unterschied der Stände getrieben worden, und wie verächtlich die Menschen einander behandeln.

Jedermann weis, daß die Ungleichheit der Lagen in eben dem Verhältniß in die bürgerliche Gesellschaft einwirkt, in welchem sie sich ausbildet. Schon aus einer geordneten Darstellung der Thatsachen ergiebt sich die Theorie, die keiner weitern Entwickelung bedarf.

Die

Die Wilden auf den Marianen sind auf ihre Freiheit so eifersüchtig, daß sie andern Negern gar nicht erlauben, einen Fuß auf ihren Boden zu setzen. Sie haben übrigens einen sehr stolzen Adel. Wenn diese Edelleute mit ihren Untergebenen sprechen; so sagen sie ihre Meinung nur mit zwei Worten und in einem sehr gebieterischen Ton. Wenn jemand von ihnen in eine Familie aus dem gemeinen Volk heirathen solkte, so würde der Mitadel diese Schändung mit dem Blut des Schuldigen abwaschen. Es wird dem gemeinen Mann zum Verbrechen angerechnet, wenn er sich ihren Häusern nähert.

Völker, die weder Künste noch Metalle kennen, haben hierinnen schon sehr große Fortschritte gethan. So sind z. B. die Otaheiter in verschiedene Classen getheilt, und eine jede derselben hat ihre eignen Priester. Priester eines niedrigern Stammes werden nie von den höhern Classen der Nation gebraucht, so wie die Priester der Vornehmeren nie ihre Funktionen für die Glieder der untern Classen verrichten. Da auf dieser Insel eine Art von Lehnregiment eingeführt ist, so tretten die Söhne der Baronen und der Könige gleich nach der Geburt in die Rangordnung und Würden ihrer Väter. Ein Baron, dem man sich nicht anders, als durch Abwerfung einiger Kleidungsstücke, zum Zeichen der Hochachtung, darstellen durfte, wird ein bloßer Privatmann, sobald seine Frau einen Sohn gebäret; Denn nun erhält das Kind alle Ehrerbietung, die man vorher dem Vater erweisen mußte *). Offenbar sind die Stufen des Adels, in Beziehung auf die Cultur der Nation, schon zu weit gediehen; Diese Ausnahme

*) Der Gewährsmann ist Cook. Diesen Menschen muß nicht viel an Kindern gelegen seyn. Vermuthlich hat man diese grobe Politik dazu ersonnen, um zu verhindern, daß die Geschlechter der Oberhäupter nicht zu sehr vermehrt würden.

nahme von der allgemeinen Regel muß daher irgend einen besondern Grund haben. Die Wilde des Himmelsstrichs, und die Fruchtbarkeit des Bodens flößen den Otaheitern Weichlichkeit ein. Nun aber verlieren die Menschen gar bald alle ihre Rechte, wenn sie nicht einen etwas rohen Charakter haben.

Selbst Völker, die die Reitze der Freiheit am lebhaftesten fühlen, haben demohngeachtet die drückendsten Unterschiede der Stände bei sich eingeführt. Was wir hierüber anmerken werden, darf uns um so viel weniger befremden, da in Sparta die königl. Würde zwoen Familien erblich zukam, und alle Kinder der Heloten durch ihre Geburt verachtete Sclaven waren.

Ehe dieser Unterschied unter ganzen Geschlechtern eingeführt wird, kömt er vorher bei den Gliedern derselbigen Familie vor. Von den ältesten Zeiten haben die ältern ihre jüngern Brüder als ihre Untergebenen angesehn. In Juida sprechen die jüngern Personen beiderlei Geschlechts nicht anders als kniend mit den Aeltern; sie verfallen, wenn sie dies versäumen, in eine Geldstrafe, welche ihnen von den ältern Personen, nach ihrem Belieben aufgelegt wird. In Benin giebt der ältere Bruder seinen jüngern Geschwistern, was ihm beliebt. Otto von Freisingen erzählt, fast in allen Provinzen von Frankreich habe ehedem der ältere Bruder und die ältern Geschwister beiderlei Geschlechts über ihre jüngeren Geschwister eine väterliche Gewalt, und sogar die Gewalt eines Herrn gehabt.

Die Obrigkeiten säumten nicht, ihre Unterthanen in Classen abzutheilen, und seit dieser Zeit haben sich die Vorurteile über den Unterschied der Stände immer vermehrt. Der Aegyptier, der einmal eine gewisse Handthierung ergriffen hatte, durfte sie, bei schwerer Strafe, nicht wieder aufgeben, oder eine andre wählen. Den Indern war es ehedem nicht erlaubt, in eine andre Caste zu heirathen. Kein Soldat durfte

das

das Feld bauen; Keiner aus der gelehrten Caste Handwerke treiben. Man zählt jezt 84 Indische Stämme, welche eher sterben, als von einem Gericht essen würden, welches eine niedrigere Person bereitet hat. Es giebt sogar einige, die sich beschimpft glauben, wenn sie mit ihrem König speisen sollten. Die Braminen gehn so weit, daß sie nichts essen mögen, was von einem Menschen, der nicht Bramin ist, berührt worden. Die Negern in den Colonien gestatten nicht einmal, daß ihre Weiber an ihrem Tisch essen dürften. Als Cook, Banks und Solander auf Savu ankamen, besuchten sie den König der Insel, der mehr als 60000 Unterthanen hat. Dieser wagte es nicht, sich in ihrer Gegenwart niederzusetzen. Die Weissen, sagte er, dürften mir dies vielleicht nicht erlauben.

Man hat die unteren Stände gezwungen, den vornehmeren alle Arten von erniedrigenden Diensten zu leisten; Auf der Sclavenküste dürfen sie sich blos auf den Knien vor ihnen sehn lassen. Wenn sie wieder weg wollen, so müssen sie es kriechend thun; aufrecht gehn, oder sich niedersetzen, würde ein großes Verbrechen seyn. Sie bedecken den Mund mit der Hand, um die Vornehmern nicht mit ihrem Athem zu ängstigen. Niesst ein Vornehmer, so fallen alle Anwesende auf die Knie, küssen die Erde, klatschen und wünschen ihm tausend Glück. Wenn ein Neger in Juida einen vornehmen Mann besucht, so muß er, bei Strafe der Stockschläge, Ago schreien, damit sich die Weiber entfernen. Auf den Maldiven sezt sich kein Unadelicher mit einem Adelichen nieder; jene müssen stille stehn, sobald sie diesen erblicken, und die Lastträger müssen ihr Gepäcke ablegen. Wenn ein vornehmer Herr auf Java ausgeht, so wird ihm von einem Bedienten eine Lanze und ein Degen vorgetragen; nun entfernt sich der gemeine Mann, nachdem er sich vorher zur Erde niedergebückt.

Wenn

Wenn ein Hofbedienter durch die Provinzen von China reiset, so erkundigen sich die Mandarinen und die Stadthalter kniend nach der Gesundheit des Kaisers; und auch dies dürfen nur die vornehmsten Staatsbedienten thun.

Die Häupter der Völker haben geglaubt, daß sie, um ihrer Würde einen Schwung zu geben, mit ihren Unterthanen nicht einmal sprechen dürften. Das sonderbarste dabei ist dies, daß die Wilden selbst diese Arten annehmen. Drake hatte mit dem König der Indianer von Neualbion eine Unterhandlung. Dieser Fürst aber sprach nicht unmittelbar zu ihm, sondern er sprach leise mit einem seiner Bedienten, der nachher die Worte des Fürsten mit lauter Stimme wiederholte.

Auch Privatpersonen maßen sich bisweilen ähnliche Rechte an, und ihre Forderungen gehn oft sehr weit. Der freigelassene Pallas sprach mit seinen Sclaven nicht anders als durch Geberden. Ein deutscher Baron befahl, man solle nach seinem Tod seinen Sarg auf eine Säule stellen, welche er zu dieser Absicht an einen Pfeiler in der Kirche hatte setzen lassen, damit, wie er sagte, kein bürgerlicher oder sonst verächtlicher Mensch über seinen Körper weggehn möge.

Sogar die Thiere als Menschen zu behandeln, hat man kein Bedenken getragen. Alexander lies seinem Hund Peritus und seinem Pferd zu Ehren eine Stadt erbauen. Caligula befahl, man solle seinem Pferd Haber und Wein in goldenen Gefäßen darbringen. Wir werden an einem andern Ort die große Sorgfalt berühren, mit welcher man die Elephanten einiger asiatischen Fürsten bedient. Auch bei den Thieren hat man die Idee, daß das Alter ein Verdienst sey, angewandt. Der Chevalier d'Arvieux sah in Arabien eine Stute von der ersten Race der dortigen Pferde, deren Abkommenschaft sich durch Urkunden erweisen lies, und auf 500 Jahre zurückgeführt werden konnte.

Nachdem die bürgerliche Gewalt diese Vorurteile begünstigte, so mußte man sich ihnen nachbequemen. Wer sich dessen weigerte, wurde bestraft. Ein Edelmann, sagt Rene, König von Sicilien, der sich durch die Heirath einer Bürgerlichen herabsezt, soll diese Strafe auszustehn haben: Beim feierlichen Turnier sollen alle Ritter bei ihm still halten, und ihn so lang prügeln, bis er sich ihnen ergiebt.

Hier sollten wir nun billig auch die Streitigkeiten über den Vorrang oder Vorsitz berühren. Da aber die Ansprüche der Eitelkeit ganz unzählbar sind; so können wir uns mit der Anführung eines einzigen Zugs begnügen. Ehedem machten in der Türkey die Soldaten und die Rechtsgelehrten einander den Vorrang sehr oft streitig. Um beide zu befriedigen, erklärte der Grosherr, künftig solle die linke Hand für den Soldatenstand, und die Rechte für den Gelehrtenstand die vornehmste seyn. Wenn also Personen aus beiden Ständen mit einander ausgehn, so glaubt jede, den vorzüglichsten Platz einzunehmen.

In Basel kann kein Adelicher ein Amt in der Republik bekleiden, wofern er nicht seinem Adel entsagt.

Zweytes Hauptstück.

Von der Herabwürdigung der untern Classen, und von den Vorzügen der Höhern.

Die bisher berührten Kränkungen sind noch nicht die grösten, die die menschliche Natur sich gefallen lassen muß. Dem Menschen ist nichts so natürlich, als Stolz und Verachtung. Wir finden durch die ganze Geschichte, daß gewisse Stämme verabscheuet, und bis zum tiefsten Grad erniedrigt und herabgewürdigt wer-

den.

den. Dergleichen unglückliche Castен wurden für die ganze Zukunft gekränkt; ihre Nachkommenschaft war schon vor ihrer Geburt besudelt. So wurds es in Aegypten mit den Schweinhirten gehalten; sie durften nur unter sich Umgang haben; ihr isolirter Stamm war mit Schmach und Schande bedeckt.

Noch weiter ist man in der Verachtung der Juden gegangen. Man erschrickt bei der Lectüre der Geschichte ihrer Verfolgungen. Unter den ersten Römischen Imperatoren mußten sie eine willkührliche Kopfsteuer bezahlen. Diejenigen, von welchen man glaubte, daß sie beschnitten seyen, wurden auf den öffentlichen Straßen ausgekleidet. Daher denn die Juden ihre Vorhaut gewaltsam zu verlängern suchten. Sie erfanden zu dem Ende ein besonderes Instrument, mittelst dessen sie die Haut über die Eichel wegdehnten. Abdalak, ein Arabischer Feldherr, lies ihnen mit einem heissen Eisen ein Zeichen in die Hand brennen *). Nachdem Carl der Grosse die Häupter der Synagoge hatte umbringen lassen, verordnete er, daß künftig alle Juden in Toulouse jährlich dreimal vor der Hauptkirche gestäupt werden sollten. Carl VI verjagte sie, und verbot ihren Schuldnern, ihnen die Schulden zu bezahlen. Dem Prevot von Paris wurde sogar befohlen, daß er alle Verschreibungen, die zum Vorteil der Juden gereichten, zerreissen oder verbrennen müsse. Auch wurde ihnen Schuld gegeben, daß sie am Charfreytag ein kleines Kind gekreuzigt; Es wurde also den Bewohnern einiger Städte von Languedoc und Provence durch ein Gesetz erlaubt, daß sie die Juden, die sie auf der Straße antreffen würden, vom Charfreytag bis Ostern schlagen möchten. Man hat sie auch für Hunde gehalten. Da das Verbrechen der Bestialität mit dem Scheiterhaufen bestraft wird; so hat man lange auch die Mädchen, die von einem Juden

*) *Theophanes* ad A. C. 759.

geschwängert, und die Mannspersonen, die sich mit einer Jüdin abgegeben, verbrannt. Denn, sagt der Rechtsgelehrte Gallus, es ist einerlei, ob man mit einem Juden oder mit einem Hund zu thun hat.

In Orient hat der Despotismus das Verderbniß auf den höchsten Gipfel erhoben; und hier wird es durch Aberglauben und durch die Politik geheiligt. Ganz Asien ist mit verachteten Casten von Menschen angefüllt. Auf Selan sind die Bettler durchaus verachtet; sie müssen allen Insulanern diejenigen Titel geben, welche diese nur dem König und dem Fürsten ertheilen; und sie müssen ihnen auch mit gleicher Ehrerbietung begegnen. Sie dürfen nicht einmal Wasser aus den Brunnen schöpfen, sondern sie müssen Fluß oder Pfützenwasser trinken. Wenn der König einen von seinen vornehmsten Bedienten zum Tod verdammt, so stellt man es bisweilen seiner Frau und Kindern frei, entweder in den Bettlerstand zu tretten, oder sich im Fluß zu ersäufen; sie wählen ohne Bedenken das leztere. Die Caste der Parias in Indien ist so ganz verachtet, daß die andern ganz und gar keine Gemeinschaft mit ihr haben mögen; sie darf sich nicht einmal in den Ortschaften sehn lassen, die den übrigen Stämmen angehören. Gleichwol machen diese elenden Menschen sich den Rang unter einander streitig. Sie theilen sich nemlich in zwo Classen, die der Parrers hält sich für die vornehmste, und sie weigert sich mit den Serriperen zu essen. Die Piriaven im Königreich Golconda haben das Recht nicht, sich in Städten aufzuhalten. Ein elender Handwerker aus einem höhern Stamm, der zufälliger Weise einen Piriaven berührt, muß sich sogleich reinigen.

Dellon giebt eine sehr genaue Nachricht, die ich mit seinen Worten hier einrücken will. Die Puliats, sagte er, werden in Malabar, als der verächtlichste Theil der Menschheit betrachtet; man hält sie für unwürdig

würdig zu leben. Sie irren auf den Feldern umher, suchen unter den Bäumen, in Hölen oder unter Hütten von Palmblättern Schutz. Ihre einzige Beschäftigung besteht in Bewahrung der Heerden und Felder. Wer mit ihnen umgeht, wird infam, und man besudelt sich schon, wenn man sich ihnen auf 20 Schritte nähert. Kömt man ihnen noch näher, so muß man sich vorher reinigen. Trift einer aus den vier ersten Stämmen diese unglücklichen Gegenstände der allgemeinen Verachtung an, so schreiet er, sobald er sie erblickt, und sie müssen sich sogleich entfernen. Verweilen sie sich, so darf man sie niederschießen, den einzigen Fall ausgenommen, wenn das Grundstück einer Pagode geheiligt ist. Ein Schwarzer, der sein Gewehr probiren will, schiest es ungestraft auf den ersten und besten Puliat ab, und das ohne Unterschied des Alters und Geschlechts. Die Mordthaten dieser Art werden nie untersucht oder bestraft. Durch diese Erlaubniß, sie ungestraft zu kränken oder zu tödten, ist ihre Anzahl sehr vermindert worden, und sie würden vielleicht schon längst ganz und gar ausgerottet seyn, wenn man ihrer nicht zur Bewachung der Felder bedürfte. Mit Stoffen oder Zeugen dürfen sie sich nicht bekleiden; sie bedecken sich mit Baumrinden und mit Blättern. Sie sind übrigens sehr schmutzig; sie verzehren alle Unreinigkeiten. Den Tempeln dürfen sie sich so wenig nähern, als den Palästen der Großen. Die Priester nehmen von ihnen keine andern Geschenke als Gold oder Silber an, und auch dies müssen sie von weitem auf die Erde hinlegen; wenn sie denn weg sind, so wird es abgeholt, und gewaschen; Derjenige, welcher es berührt, muß sich reinigen. Haben sie den Vornehmen etwas vorzutragen, so müssen sie von weitem ihre Bitte äussern; in derselbigen Entfernung erhalten sie hernach auch die Antwort. Sehr oft werden ihnen, bei Lebensstrafe, große Geldbußen auferlegt;

legt; und sie schaffen diese Taxe getreu herbei, um nur dem Tod zu entgehn. Man sollte glauben, daß dergleichen Menschen, die aus der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen sind, die nichts besitzen, und keine einträgliche Handthierung treiben, auch nicht im Stand seyn dürften, diese Auflagen zu bezahlen. Allein das haben alle Malabaren mit einander gemein, daß sie all ihr Gold und Silber vergraben, und täglich etwas zu ihrem Schatz hinzuthun, wovon sie nie wieder etwas wegnehmen. Sie sterben gewöhnlich weg, ohne ihren Erben von diesen Schätzen Nachricht zu geben. Denn sie schmeicheln sich mit der Hofnung, sie alsdenn genießen zu können, wenn sie, ihren Religionslehren zufolge, einen andern Körper beseelen. Die Puliats run, die ganz müßig leben, wenden ihre meiste Zeit auf die Aufsuchung dieser verborgenen Schätze an; und es glückt ihnen oft. Mit diesem Geld stillen sie die Geldgierde der Fürsten, die ihnen immer mit dem Tod drohen.

Auch in Malabar ist die barbarische Gewohnheit, daß der Indianer hingerichtet wird, der von einer vornehmern Frau, als seine Caste ist, Gunstbezeugungen annimmt. Um dies schwarze Verbrechen abzuwaschen, haben die Weiber aus der Caste der verführten Frau drei Tage lang das Recht, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, alle Personen umzubringen, die ihnen aus dem Stamm des Verführers vorkommen. Statt daß man dieses ungereimte Gesetz abschaffen sollte, hat man folgende Ausmittelung getroffen. Da die Metzelung nicht eher angeht, als bis der Verbrecher auf den Richtplatz gebracht wird, so hält man ihn so lang gefangen, bis Männer und Weiber seiner Caste Zeit genug gewinnen, sich zu verstecken. Alle diese Unglücklichen sind ungleich mehr zu beklagen, als die Negersclaven. Dies sind zwar geringe Menschen, aber sie sind nicht infam; man reinigt sich nicht, wenn

man

man sie angerührt hat. Durch Zufall und Gewalt gelangen sie in diesen Zustand, und ihr Schicksal rührt uns; aber die Infamie der Puliats erstickt alles Mitleiden.

Jezt noch zwei Worte über den höchsten Grad von Hochachtung und Ehrerbietung für gewisse Menschen. Die Aegyptäer wurden von den übrigen Scythen für heilig gehalten. Grosse Verbrecher flüchteten zu ihnen, und da waren sie in Sicherheit; man nannte sie die Schiedsrichter in allen Streitigkeiten. Die Tataren in Kardan haben keine Götzenbilder; sie erweisen daher dem ältesten Glied einer jeden Familie die Verehrung, als einem Wesen, welches sie geschaffen, und dem sie alles zu verdanken haben, was sie besitzen.

Drittes Hauptstück.

Von der Ungerechtigkeit und Ungereimtheit der durch den Unterschied der Stände eingeführten Privilegien.

Die meisten von den durch den Unterschied der Stände eingeführten Privilegien sind entweder ungerecht oder ungereimt. Nach Flacourt darf auf Madagascar nur der Adel die Thiere tödten, die zur Nahrung der Menschen dienen; und wenn die Tochter des Königs einen Mann heirathet, der nicht aus der königlichen Familie abstammt, so haben seine Söhne das Recht nicht, Ochsen zu tödten. Die Neger auf der Goldküste erkaufen den Adel mit Geld. Wenn sie geadelt worden, so dürfen sie (und dies ist ein Vorzug, der ihnen allein gestattet wird,) nach ihrem Belieben ein kleines Horn blasen. Der König von Benin theilt, zum Beweis seiner Gunst, eine Schnur mit Corallen aus, die unsern Ritterorden gleicht. Sobald man sie erhalten

hat, muß man sie beständig am Hals tragen. Wer sie einen Augenblick ablegt, oder verliert, wird hingerichtet, selbst wenn er ihn ohne seine Schuld einbüßt. Die vornehmern Siamesen bringen ihre Häuser unter Dächer von verschiedener Höhe; Diese Ungleichheit der Dächer ist der Maasstab von den Graden ihrer Macht. Der königliche Palast in Siam hat, nach la Loubere, sieben Dächer, deren Höhe stufenweise steigt; die Hofbedienten haben ihrer drei bis vier, und der Adel hat ihrer verhältnißmäßig mehr oder weniger. Wenn ein sinesischer Gouverneur aus einer Provinz in die andre reiset, und seine Geschäfte verrichtet hat, so wird, in einer Strecke von zwei bis dreihundert Lieues, eine große Menge von Tafeln ausgestellt, welche mit seidenen Tepichen, Leuchtern, Wachsstücken, mit Fleisch, Früchten, Wein und Thee besezt werden. Wenn der Mandarin erscheint, wirft sich jeder auf die Knie und neigt sein Haupt zur Erde Man beweint seine Abreise; man ersucht ihn, abzusteigen, und vom Volk die lezten Beweise seiner Dankbarkeit anzunehmen. Man zieht ihm die Stiefeln von Zeit zu Zeit aus, und giebt ihm neue dafür. Die Stiefeln, welche seine Beine berührt, werden als köstliche Reliquien aufbewahrt, sie werden in prächtige Behältnisse gelegt, und über den Stadtthoren aufgehängt. Wenn die Adigars, die vornehmsten Bedienten auf Selan zu Fuß ausgehn, so lehnen sie sich auf den Arm eines Reuters; vor ihnen geht ein Mann her, der mit einer großen Peitsche klascht, um dem Volk anzuzeigen, daß es sich entfernen müsse.

Was die ungerechten Privilegien der verschiedenen Stände betrift; so will ich von denen, die mit dieser Materie in einer genauen Verbindung stehn, nur die sonderbarsten ausheben. Die Römer belegten denjenigen mit einer beträchtlichren Geldstrafe, der

einem

einem Patricier nicht den Namen Illustris gab *). Es war ehedem verboten, den Zweikämpfen zu Pferd beizuwohnen; der Edelmann verlor seine Rüstung, und der bürgerliche ein Ohr. Hatte ein Bischof oder ein Fürst wider einem Privatmann eine Klage; so befürchteten die Gothen, daß dies ihrer Würde Abbruch thun dürfte. Es wurde also ein Gesetz gegeben, welchem zufolge sie eine Person ernennen durften, die ihren Handel übernahm, als ob er sie persönlich anginge **). Die Vornehmen in Achem erhalten von ihrem König einen mit Edelgesteinen besezten Degen, der weder ein Stichblatt noch einen Knopf hat. Wer einen solchen zu tragen wagt, ohne ihn von Fürsten erhalten zu haben, wird mit dem Tod bestraft. Diejenigen hingegen, die er damit beschenkt, haben das Recht, alle Arten von Lebensmitteln wegzunehmen, und jederman als Sclaven zu behandeln. Ein sinesischer Vicekönig, der sich in einer Stadt sehn läßt, hat eine Bedeckung von mehr als hundert Menschen. Vor ihm gehn einige Bediente her, welche mit Ketten, Säbeln und Spißruthen versehn sind, um denjenigen auf der Stelle prügeln zu können, welchen der Mandarin bezeichnet.

Der Unterschied der Stände ist im Staat nothwendig. Wenn das Glück, der Zufall oder die Geburt einem eine vorzügliche Stelle anweisen; so muß er auch einige Beweise von Achtung genießen, die dem Privatmann nicht zukömmt. Wären indessen die bürgerlichen Gesellschaften vernünftig eingerichtet, so würde man sie nur den Talenten, der Industrie und der Macht zugestehn. Fast alle Staaten haben diese Regel aus den Augen gesezt; nur in Sina allein wird das Verdienst auf diese Weise belohnt. Der rechtschaf-

*) Lex ultima, de Offic. divers.

**) Leg. Visigothorum, Lib. III.

schaffene und aufgeklärte Mann erwirbt sich immer den Adel und die Achtung; die Rechte auf die Achtung des Volks sind daselbst nicht erblich; der Sohn des erstern Ministers schleicht bisweilen unter dem Pöbel einher, und treibt die verrächtlichste Handthierung. Dieser Staat hat übrigens zu viele Mißbräuche, als daß man mit Wärme von seiner Verfassung schreiben dürfte. Genug, dieser Theil seiner Verwaltung ist lobenswürdig. Die sinesischen Gelehrten sind ofenbar glücklicher, als wenn sie in einer griechischen oder in der römischen Republik lebten. Nie hat ein unumschränkter Regent ein so zuverläßiges Mittel angewandt, um sein Volk die Sclaverei vergessen zu machen. Diese Begriffe haben sie sich vermuthlich folgendermaßen gebildet: Mit dem Despotismus kann man sich leicht vertraut machen. Wenn man sich allen Gesetzen unterwerfen will, ohne den Eigensinn und die Gewalt des Despoten in irgend einem Stück zu beleidigen; so kann man unter dem Joch der Tyrannei ein ruhiges Leben führen. Wenn die Nationen zu gros sind; so muß man gestehn, daß die Sclaverei dem Volck zuträglich ist; es fühlt die Last seiner Fesseln nicht. Nicht die willkührliche Gewalt des sinesischen Kaisers ist es, welche den Bauer, Handwerker und Künstler unglücklich macht. Diejenigen, welche die unumschränkte Gewalt nicht vertragen können, sind gewöhnlich aufgeklärte Menschen. Man giebt ihnen also Mittel an die Hand, sich unter dem großen Haufen auszuzeichnen. Erhalten sie auch die volle Unabhängigkeit nicht, die ihnen in den Republiken zu Theil werden würde, so sucht man sie doch durch Achtung und Ehrenbezeugungen dafür zu entschädigen. Müssen sie zu den Füßen ihres Beherrschers niederfallen, so erhalten sie hinwiederum die Gewalt über eine große Menge von Sclaven. Aber nicht alle Menschen können sich in dergleichen Räsonnements hineindenken,

und

und es giebt ihrer viele, welche dergleichen Sophismen verachten.

Viertes Hauptstück.

Von den Unterschieden in Absicht auf das Eigenthum.

Die drückendsten unter allen Unterschieden sind diejenigen, welche das Eigenthum betreffen. Man hat einigen Classen von Bürgern den Erwerb des Eigenthums verboten. Man hat adeliche und bürgerliche Besitzungen eingeführt; Man hat also sogar der Erde die Niedrigkeit ihres Besitzers einzudrücken gesucht. Ich werde hier nicht von den Sclaven reden, welche gar nichts besitzen. Im Königreich Champa, welches an Cochinchina gränzt, darf der gemeine Mann kein Geld bei sich haben. Uebertritt er dies Gesetz, so muß er eine Geldbuße erlegen, und er wird zu Stockschlägen verurtheilt. Bei den Hottentoten werden die Güter nie vertheilt; die ganze Erbschaft fällt dem ältesten Kind oder dem nächsten männlichen Verwandten zu. Die Weiber gelangen nicht zum Besitz, und die jüngern Söhne leben in der Dürftigkeit, wofern ihnen der Vater nicht noch bei seinem Leben ein Eigenthum verschaft. Bei der Lehnsverfassung sind die bürgerlichen liegenden Gründe in mehrern Ländern gar nicht bekannt. Erst im Jahr 1775 ist in Polen den Ausländern vom bürgerlichen Stand erlaubt worden, sich Güter anzukaufen.

Das Ansehn vornehmer und reicher Menschen hat sogar durch den Aberglauben geheiligt werden müssen. Daher glauben die Siamesen, alle Ereignisse

in dieser Welt seyen die Wirkung guter oder schlimmer Handlungen; das Unglück treffe die Unschuld nie; Reichthümer, Würden und Gesundheit sind allemal der Lohn eines tugendhaften Betragens; Verachtung, Armuth und Krankheiten sind allemal Strafen; Man mag als Mensch oder als Thier wieder geboren werden, so sind die natürlichen Vorteile und Nachtheile Folgen der vor dieser Geburt hergegangenen Tugenden oder Laster *)

*) Wenn ein Mensch in diesem Leben nichts rühmliches gethan hat, so heißt es, er genießt die Früchte seiner guten Thaten, welche er vor seiner lezten Verwandelung verrichtet hat.

Fünftes Hauptstück.

Von den Merkmalen des Unterschieds der Stände.

Man hat viele äussere Kennzeichen ersonnen, mittelst welcher man die vornehmen von den niedrigen Ständen zu unterscheiden gesucht hat. Dahin gehört die Gestalt der Kleidungen, der Putz, das ausschließende Recht gewisse Werkzeuge tragen zu dürfen, Ehrenzeichen u. s. w.

Die Wilden schmücken ihre Helme mit Menschenschädeln und ihre Thüren mit den Kinnladen ihrer Feinde. Diejenigen, welche ihrer eine größere Anzahl besitzen, machen eine eigne Klasse aus, die von den andern geachtet wird. Der Adel der Sueven flochte seine Haare, und band sie in einen Knoten zusammen. In vielen Ländern Asiens kündigt die Farbe oder das Gemisch der Farben der Kleider den Stand und das Gewerbe der Menschen an. Da dies alles eine Sache

der

der Convention ist, so müssen die unter uns gangbaren Begriffe dabei sehr oft ins Gedränge kommen. Der junge Adel auf den Maldiven erlernen das Bartscheeren; dies ist so ihre Lieblingsbeschäftigung, wie es die Lieblingsbeschäftigung unsrer petits Maitres ist, ein Cabriolet zu führen. Auf Malabar tragen die Weiber der untersten Classen die kostbarsten Stoffe; die Vornehmen und Reichen kleiden sich blos in Cattun.

Der eingeführte Unterschied der Stände hinderte indessen die Vermischung der Geschlechter nicht. Man führte also besondre Orden ein, und man theilte Ordensbänder aus. Es giebt ihrer in den verschiedenen Ländern und bei den verschiednen Völkern von allerlei Art. Die Banianen haben einen Orden des Kuhschwanzes. Wird ein Ritter in denselben aufgenommen, so sagt man ihm: liebe die Kühe und die Mönche! Bei den Hottentoten finden wir den Urinorden. Um in diesen Orden aufgenommen werden zu können, muß man einen Löwen, einen Tiger, Leoparden, Elephanten, Rhinoceros oder ein Elendthier getödtet haben. Die Aufnahme in den Orden geschieht mit vielen Feierlichkeiten. Die Bewohner des Dorfs senden einen alten Mann an ihn ab, und versuchen ihn, sich im Mittelpunkt des Kroal zu stellen. Er wird mit vielem Zuklatschen aufgenommen, und er genießt die Ehren seines Sieges. Nun hockt er in der Mitte nieder, und die Versammlung lagert sich in derselbigen Stellung um ihn her. Der alte Abgesandte kömt und begießt ihn. Während daß sein ganzer Leib mit Wein befeuchtet wird, krazt der Candidat das ihn bedeckende Fett und den Schmutz mit seinen Nägeln ab, damit diese Taufe ihn ganz unmittelbar berühren möge. Nachher raucht die ganze Gesellschaft aus derselbigen Pfeife; mit der Tobaksasche wird der junge Ritter bestreuet, und er erhält die Erlaubniß sich drei Tage lang ausruhn zu dürfen. Während dieser Zeit darf

nicht

nicht einmal seine Frau sich ihm nähern. Endlich erscheint er wieder, um seinen Ruhm einzuerndten. Sein Schmuck ist die Urinblase des Thiers, welches er getödtet hat; diese hängt er an seine Haare, und sie vertritt bei ihm die Stelle des Ordensbandes.

Die Cerimonien bei diesen Aufnahmen und Einweihungen sind dem Charakter der Völker ähnlich, und sehr verschieden. Wenn ein Mexikaner auf die Würde eines Ritters vom großen Orden Anspruch machte; so begab er sich an den Altar; der Priester durchborte ihm mit einem spitzigen Tigerknochen oder mit einer Vogelklaue die Nase, und legte kleine Stückchen von Ambra in die Ritzen. Der Candidat mußte diese Operation mit Geduld ertragen. Hierauf hielt der Priester eine lange Anrede an ihn, welche durchaus mit Schmähungen angefüllt war. Nach verschiedenen Kränkungen wurden ihm endlich die Kleider ausgezogen. Er mußte die übrige Zeit dieses Tages nackt mit Beten im Tempel zubringen, während daß für die Versammlung ein großer Schmaus zubereitet wurde. Mit Einbruch der Nacht begaben sich alle weg, ohne den Candidaten anzusehn, oder ein Wort mit ihm zu sprechen. Es wurde ihm indessen ein sehr grober Mantel, und ein Stück Holz, welches sein Kopfküssen seyn sollte, überreicht, nebst Färberröthe, womit er sich den Leib reiben, und Stacheln, womit er sich die Ohren, Arme und Beine zerritzen könne. Drei alte abgehärtete Soldaten mußten ihn bewachen und die ganze Nacht im Schlaf stören, so daß er vier Tage hindurch nur einige wenige Stunden sitzend schlafen durfte. Sobald er einschlummerte, wurde er durch Stiche mit spitzigen Eisen aufgeweckt. Zur Mitternacht räucherte er den Götzenbildern, und opferte ihnen Tropfen von seinem Blut. Hierauf lief er im Vorhof des Tempels umher, und grub an vier Stellen in die Erde, welche er mit Blut aus seinen Ohren, Füßen,

Hän-

Händen und seiner Zunge benezte. Zur Mahlzeit erhielt er blos vier Aehren von Mays und ein Glas Wasser; diejenigen, welche sich auszuzeichnen suchten, genoßen gar nichts. Nach dieser ersten Probe sezte der werdende Ritter sein Noviciat in den übrigen Tempeln ein ganzes Jahr lang fort; die Uebungen waren zwar nicht mehr so streng; Er durfte aber doch nicht nach Hause gehn, und sich auch nicht mit seiner Frau abgeben.

Wenn ein Neger auf der Goldküste in den Adelstand erhoben wird, so wird ein Ochs geschlachtet, welchen man sogleich unter den Pöbel vertheilt. Man bildet sich ein, der neue Adeliche und seine Frau würden vor Ablauf des Jahres sterben, wenn sie von diesen Fleisch etwas genießen wollten. Ihm wird indessen, nach einem achttägigen Schmausen, der Kopf des Ochsen gebracht, welchen man mit verschiedenen Farben bemalt, mit Fetischenstroh ausstopft, und als ein Denkmal der erlangten Würde im Haus aufhängt. Unter die Vorzüge und Rechte, welche er durch seine Standeserhöhung erlangt, gehört hauptsächlich dieser, daß er Sclaven kaufen und mit den Weissen handeln darf. Nichts kömt dem Stolz dieser Edelleute gleich, wenn gleich die Kosten der Aufnahme bisweilen ihr ganzes Vermögen verschlingen, so daß sie, um leben zu können das Fischerhandwerk oder irgend ein anderes niedriges Geschäfte treiben müssen. Bei der Einweihung eines Edelmanns auf der Küste von Guinea, wird dieser auf einem Tragsessel von vier Sclaven getragen; seine Füße sezt er auf zween andre Sclaven, die in dieser sehr unbequemen Stellung den Trägern kaum folgen können.

Wenn der König von Issiny einen Neger, der durch Fleiß und Betriebsamkeit Schätze erworben hat, in den Adelstand erhebt; so führt er ihn an die Küste des Meeres, und spricht: Ich verbiete den Fluthen,

diesem

diesem neuen Kabaschir zu schaden, oder seine Kähne umzuwerfen. Hierauf gießt er eine Brandteweinfla-sche mitten unter die Wellen, um dadurch ihre Gunst zu erwerben. Der Fürst faßt den jungen Edelman bei den Händen, drückt sie zusammen, und spricht fol-gende Worte aus: Gehe im Frieden fort!

Sechstes Hauptstück.

Von den Ansprüchen der Völker auf Alterthum und auf Abkunft.

Ganze Völker haben in Absicht auf den Unterschied der Rangordnungen eben die Vorurtheile gehabt, wel-che man bei den Privatpersonen findet. Sie suchen eine berühmte Abkunft auf, und schweifen in dem Stück sehr aus. Wie Menschen und ganze Nationen sich einbilden können, daß sie von gewissen Thieren abstam-men, und was für Begriffe sie sich von diesen Ver-wandlungen machen, darf nicht weitläuftig untersucht werden, weil es Thorheit ist, von welcher man über-haupt keine Gründe angeben kann.

Hier sind einige Beispiele theils von wilden Völ-kern, theils von einer gelehrten und freyen Nation, theils von einem sehr großen Volk, welches unter ei-nem Alleinherrscher steht. Nach dem de la Pothier nennen sich die drei vornehmsten Familien der Iroke-sen, die Familie des Bären, der Schildkröte und des Wolfs. Dies ist sicher blos ein Beinamen, mit wel-chem man sie von andern Familien unterscheidet. Aber in Canada giebt es nach l' Escarbot und Champlain, gleichfalls drei Hauptfamilien. Die eine sagt, sie stamme von einem großen Haasen ab; die zwote von

einer

einer schönen und beherzten Frau, deren Mutter aber eine Karpfe war, deren Ey von der Sonne ausgebrütet wurde; die dritte endlich hat einen Bären zum Stammvater.

Die Athenienser selbst bildeten sich ein, von den Ameisen in einem Wald von Attika abzustammen; und diejenigen Familien, welche sich mit ihrem Alterthum brüsteten, trugen goldne Ameisen in ihren Haaren, um damit ihre Abkunft zu bezeichnen.

Eine von den ersten Casten der Inder in Mandura stammt von einem Esel ab; sie behandelt die Esel, wie ihre Brüder; vertheidigt sie im Gericht, und verurtheilt einen jeden, der ihnen eine zu große Last aufbürdet, oder sie ohne Ursache schlägt, zu einer Geldbuße.

Haß und Mißtrauen haben bei den Völkern einige andre Unterschiede eingeführt, von welchen im nächsten Kapitel gehandelt werden soll.

Siebentes Hauptstück.

Von der Unverträglichkeit der Völker.

Die Menschen leben immer in einem Zustand von Unruhe. Da sie die Bosheit andrer Menschen oft empfinden, so fürchten sie sich auch vor allem, was sie nicht kennen. Die kleineren Völkerschaften fangen zuerst an, sich wechselseitig für einander zu fürchten; am meisten nimmt man dieses Mistrauen bei den Insulanern gewahr. Die Bewohner einer von den größern Cycladen nehmen die Geschenke der Fremden nie in die Hand, sondern sie fassen sie zwischen zwei grüne Blätter und befestigen sie an ihren Stab. Wenn ein Engländer zufälliger Weise ihre Haut berührte, so riebet sie sich sogleich mit Pflanzen.

Diese Empfindung von Furcht artet gar bald in Verabscheuung aus, der allgemeinsten Leidenschaft der menschlichen Natur. Mit den Onetacas, einem brasilianischen Stamme, unterhandelt man sich nur in einer Entfernung von hundert Schritten, und auch da mit bewafneter Hand.

Durch den Krieg wurden die Menschen so sehr an Mordthaten gewöhnt, daß sie oft alle für Feinde ansahen, die nicht ein Land mit ihnen bewohnten. Die Afrikaner, auf der Küste von Zanguebar, die von den Portugiesen mit aller Blutgierde ausgerottet worden sind, bringen einen jeden Fremden um, der in ihr Land kömt. Die Thracier und die Bewohner von Tauris plünderten und ermordeten lange Zeit die Fremden; die Araber berauben sie noch, und machen sie zu Sclaven, wenn sie durch einen Sturm an ihre Küste geworfen werden.

Man hat in der Folge große Arbeiten unternommen, um durch Scheidewände die Völker von einander abzusondern; Alles ist dazu angewandt worden, daß der Saame ewiger Zwietracht auf der Erde ausgestreuet wurde. Die Oberfläche der alten Welt ist mit Schutzwehren besäet; einige derselben sind so gros, daß wenn man sie in derselbigen Linie fortführen wollte, unsre Halbkugel in zwei Theile zerfallen würde. Wenn man nemlich diese Mauerkette auf Ferro angehn ließe, so würde sie sich erst im äussersten Asien endigen. Die berühmte sinesische Mauer ist länger, als 500 lieues; sie wird über hohe Berge weggeführt, über welche die Tatarischen Pferde nie würden haben wegsetzen können.

Die bürgerlichen Gesellschaften verschlimmern sich bisweilen so sehr, daß weise Gesetzgeber ihren Völkern den Umgang mit andern Nationen verbieten. Bis auf die Zeiten des ägyptischen Königs Psammetich durften sich keine Ausländer in Aegypten sehn lassen. Die

Obrig-

Obrigkeit befahl, daß alle Fremden, welche man längs der Küste antreffen würde, hingerichtet, oder zu Sclaven gemacht werden sollten. Ein Fremder, welcher sich in der Volksversammlung zu Athen betretten lies, wurde am Leben bestraft, und nach Sparta durfte keiner kommen.

Durch die Politik und die Handlung sind diese Verordnungen aufgehoben worden. Gleichwol trift man noch bisweilen Spuren derselben an, weil noch im vorigen Jahrhundert in England kein Ausländer als Zeuge zugelassen wurde.

Republikanische Freiheitsliebe und Rachsucht haben dieses Stück des Naturrechts ganz umgekehrt. Die Griechen verurtheilten denjenigen zur Todesstrafe, welcher sich träumen lies, daß man mit den Persern Friede machen solle; und die Scythen verbrannten bei ihren Eroberungen alle Geschichtbücher, welche ihnen in die Hände fielen. Diese Bücher der Griechen und Römer, sagten sie, müssen vertilgt werden; Denn sie reden immer von ihrer eignen Größe, und behandeln die durch Thaten und Tugenden berühmten Völker als Barbaren. Ueberhaupt haben die Regierungen ihren Unterthanen eine ausschließende Liebe für ihr Vaterland beizubringen und sie durch Gesetze darinnen zu befestigen gesucht. Die Scythen erlaubten dem Fremden, der unter ihnen gelebt hatte, nicht, zu seiner Familie zurück zu kehren. Die Gothen bestraften denjenigen am Leben, der sein Vaterland verlies oder verlassen wollte; und wenn ihm der Fürst auch das Leben schenkte, so wurden ihm doch die Augen ausgestochen, die Haare abgeschnitten, er wurde gegeisselt, und auf ewig ins Gefangniß geworfen *).

*) Legis Visigoth. Lib. II. Im dritten Buch kömt ein ander Gesetz vor, wodurch das altere aufgehoben und den Gothen

In der Folge eignete man sich alle Rechte über die Fremden zu. Dadurch wurden die Völker noch mehr vereinzelt, indem alle Gnade und Barmherzigkeit erstickt wurde. Die Carthaginienser ersäuften alle, welche nach Sardinien und nach den Säulen des Herkules handelten. Der König von Achem zieht alle Fahrzeuge ein, die auf seiner Küste Schifbruch leiden. Während des Aufenthalts des Beaulieu in diesen Gegenden scheiterte ein Schif auf der Rhede; die ganze Ladung, die Officiers und 120 Mann Schifsvolk fielen in die Gewalt des Königs. Das Droit d'Aubaine und das Strandrecht sind zum Theil noch jezt in Europa üblich.

Diese Unverträglichkeit verschlimmerte den Charakter, die Gesetze und die Moral der Völker gänzlich; die fürchterlichsten Verbrechen wurden Tugenden. Raub und Mord der Fremden waren rühmliche Thaten. Die Korjaken bestrafen den Mörder mit vieler Strenge; ist aber der Ermordete ein Fremder, so wird der Mörder nicht gestraft. In Absicht auf den Raub befolgen die meisten Wilden die nemliche Maxime. Dieses Gemisch von Tugenden und Lastern, wenn die Menschen mit ihren Landsleuten oder mit Ausländern zu schaffen haben, ist ein unangenehmes Schauspiel. Die Insulaner von Ligari waren sämtlich Seeräuber; mit vieler Gewissenhaftigkeit lieferten sie zum gemeinschaftlichen Raub alles ab, was sie gestohlen. Nun kam noch der Aberglaube hinzu, und das Maas des Unglücks war voll. Die Kaunier liefen jährlich einmal mit Säbeln auf den Feldern herum, um die ausländischen Götter zu verjagen. Der Talmud verbietet den Juden einen Christen zu grüßen, wofern man ihm nicht zugleich flucht, oder ihm eine glückliche Reise zu wünschen, wofern man nicht leise hinzusezt: wenigstens wie Pharao ins Meer, oder wie Haman an den Galgen.

Selbst

then erlaubt wird, daß sie eine Römerin, so wie den Römern, daß sie ein Gothisches Frauenzimmer heirathen dürfen.

Selbst nach dem Tod hat man die Fremden nicht ausstehn können. Die Negern in Loango geben, nach Battel, nicht zu, daß man sie in ihrem Land begrabe. Stirbt ein Europäer, so muß man seine Leiche zwei Meilen weit vom Fluß abführen, und ins Meer werfen.

Der höchste Grad von Sittenverderbniß ist in folgender Nachricht des Correal enthalten. Es hat nemlich Horden gegeben, welche alle übrigen Gesellschaften verabscheueten, und daher ganz und gar kein Verkehr mit ihnen haben wollten. Die Pauliſten in Brasilien sind ein Haufe von zehn bis zwölftausend Flüchtlingen oder Räubern. Jeder Fremder, der bei ihnen ankömt, muß mit ihnen in Verbindung tretten; Er muß sich viele Prüfungen gefallen lassen, mittelst welcher man zu erfahren sucht, ob er weder ein Verräther noch ein Kundschafter ist. Er muß zuerst zwei Menschen stehlen, die in den Bergwerken arbeiten oder das Feld bauen müssen. Ist man einmal in ihre Gesellschaft aufgenommen, so darf man sie nie wieder verlassen; sie erwürgen denjenigen ohne Gnade, bei welchem sie böse Absichten argwöhnen.

Achtes Buch.

Von der Sclaverei und von der Dienstbarkeit.

Erstes Hauptstück.

In wie fern die Dienstbarkeit natürlich ist.

Man darf nun nicht mehr wider die Sclaverei eifern; sie ist ein so natürliches Uebel, daß man es nie wird ausrotten können. Der Mensch will Tyrann seyn; und wenn er Kraft genug hätte, so würde er alles, was um ihn ist, zum Sclaven machen. Das Herrschen schmeichelt dem Stolz und der Faulheit, und er ist schwer, diesem Vergnügen zu entsagen. Immer kömt einem Labat's Neger wieder vor. Der Sclave selbst bedarf eines andern Sclaven. Da er selbst durch seinen Zustand der Sclaverei nichts ist, so maßt er sich doch über sein Weib und über seine Kinder eine despotische Gewalt an.

Es giebt sogar bei den Wilden Sclaven. Wenn die Sclaverei nicht durch Macht und Gewalt eingeführt werden kann, so sucht man alle Arten von Mitteln auf, um jene zu ersetzen. Das Oberhaupt der Natches in Louisiana hat die Güter seiner Unterthanen in seiner Gewalt; er läßt sie nach seiner Willkühr arbeiten. Selbst ihren Kopf müssen sie ihm hingeben; er schaltet damit wie der türkische Kaiser. Wenn der vermuthliche Erbe geboren wird, so giebt man ihm alle unmündigen

Kin-

Kinder zu Bedienten, die ihn sein ganzes Leben hindurch bedienen müssen. Dieses Oberhaupt wird in seiner Cabane so behandelt, wie die Kaiser von Japan oder von Sina in ihren Palästen *). Der Ursprung dieser Gewalt gründet sich darauf, daß die Natches die Sonne anbeten, und daß ihr Oberhaupt sich für den Bruder der Sonne ausgiebt.

Die Nationen, die auf ihre Freiheit am eifersüchtigsten waren, die ihre Tyrannen ermordeten, konnten gleichwol der Sclaven nicht entbehren. In der alten Geschichte kommen sonderbare Beispiele von Völkern vor, die einem andern Volk dienstbar waren, und von den eigensinnigen Launen der Privatpersonen sowol, als des ganzen Staats abhingen. Die Lacedämonier waren nicht die einzigen, welche die Dienstbarkeit mitten in einem freien Lande einführten. Die Korynophoren in Sycion, die Penesten in Thessalien, die Klaroten auf Kreta, die Gymniten in verschiedenen Theilen von Griechenland, die Prospelaten in Arkadien, die Leleger in Karien, die Mariandiner bei den Herakleoten, und die Juden in Aegypten, waren den Heloten gleich **).

Es hat nicht lange angestanden, daß die Menschen darauf verfielen, sich wechselseitig zu stehlen, um sich zu verkaufen. Wir finden diese Gewohnheit in der Tatarei, im nördlichen Asien, in Siberien, und in vielen Provinzen von Sina, wie auf der afrikanischen Küste.

Bisweilen finden die Sclaven ihren Zustand der Dienstbarkeit eben so gut und angenehm, wie ihre Herren den ihrigen. Dies ist ein Beweis, daß die meisten Menschen der Freiheit gar nicht würdig sind. Als die Könige von Frankreich den Baronen ihre an-

*) Lettres édifiantes. Recueil XX.

**) *De Pauw* Recherches philos. sur les Egyptiens et les Chinois. Tome II.

gemaßte Gewalt zu entreissen suchten, weigerten sich die an die Sclaverei gewöhnten Leibeignen ihrer Freiheit zu genießen; man mußte sie durch Gesetze dazu zwingen. Louis Hutin verordnete, daß die verworfenen Menschen, welche ihre Freiheit nicht annehmen würden, große Geldstrafen erlegen sollten.

Endlich wurde die in Europa eingeführte Sclaverei abgeschaft, oder besser, sie gerieth in Verfall, nachdem man Zuckerpflanzungen anlegte. Die Europäer versezten sie nach Amerika.

Zweytes Hauptstück.

Von der Art, wie man in die Sclaverei geräth.

Ich bin stärker, wie Du; Ich bemächtige mich des Vorraths, den Du zu Deiner Subsistenz zusammengetragen hast; Noch mehr, ich befehle Dir, daß Du mir auch Morgen meine Nahrung aufsuchst; Thust Du es nicht, so fürchte meine Rache. - - - Schlimm für Dich, wenn Du nicht gehorchet hättest. Ich will mich ausruhen; Geh hin, und arbeite statt meiner. Diese Keule züchtigt einen jeden, der nicht thut, was ich ihm befehle.

In den meisten Ländern hat die Sclaverei bei den Weibern ihren Anfang genommen. Man erinnere sich, wie sie bei den Wilden behandelt werden. Hier heißt es: ich mag sie kaufen, oder man mag sie mir schenken; genug sie gehört mir zu. Das Vergnügen, diese Gefangene umzubringen, würde zubald verfliegen; laß ich sie leben, so wird sie mir als Sclavin dienstbar seyn; Es steht ja übrigens immer in meiner Gewalt, meine Rache an ihr abzukühlen.

Der häusliche Dienststand artet in Sclaverei aus. Elende Menschen bieten einem Herrn ihre Arme an, um von ihm genährt zu zu werden. Dieser gewöhnt sich daran, jene als ein ihm zugehörendes Gut zu betrachten. Die Gewohnheit zu gebieten, erzeugt Härte und Eigensinn; die Phantasie befiehlt und straft unaufhörlich nach bloßen Einfällen, und der Diener ist nichts mehr, als ein Sclave.

Dies ist die Geschichte der Sclaverei, solang die Gesellschaften sich noch im Zustand der Kindheit befinden. Nachdem sich aber die bürgerlichen Verfassungen mehr entwickeln, und die Regierungen verschiedene Gestalten annehmen, so werden andre Mittel ersonnen, um Sclaven zu machen. Der menschliche Verstand gewöhnt sich, bei zunehmender Vervollkommung an Sophismen; und nun werden viele Gründe für die Rechtmäßigkeit der Sclaverei ersonnen, die nicht so viel bedeuten, als die der Wilden.

Wenn ein Tatar eine Manns oder Frauensperson antrift, welche keinen Paß vom König vorzeigen können, so bemächtigt er sich ihrer, und macht aus ihnen einen Theil seines Vermögens. Wenn sich ehedem in Circassien Mann und Frau nicht vertragen konnten, so brachten sie ihre Klage vor den Herrn des Orts. Kam der Mann zuerst an, so lies der Beherrscher die Frau einziehn und verkaufen, und dem Wittwer gab er eine andre Frau. Langte hingegen die Frau zuerst an, so wurde der Mann gefangen genommen und verkauft. Diese Nachricht steht im Tavernier.

Wolthätigkeit und Dienstfertigkeit sind, (man sollte es kaum glauben,) ein Vorwand zur Beraubung der Freiheit. Wenn ein Insulaner auf Mindanao seinen Sohn aus der Sclaverei loskauft, so macht er ihn nachher zu seinem eignen Sclaven. Und eben so hart verfahren die Kinder mit ihren Eltern. Der Schuldner wird der Sclave seines Gläubigers; und

wenn man demjenigen, der alles verloren hatte, nichts abnehmen konnte, so nahm man ihm seine Freiheit. Einige glauben, das Gesetz der zwölf Tafeln habe den Römern erlaubt die Schuldner, welche nicht bezahlen konnten, in Stücken zu hauen.

Der Fiscus hat die Sclaverei oft als Strafe gebraucht; Man hat den Verbrecher damit bestraft, daß man ihn verkaufte.

Eine schöne Gelegenheit, Sclaven zu machen, gab die Entdeckung Amerikens an die Hand. Der unwissende und stolze Spanier war damals, wie noch jezt, um zwei Jahrhunderte hinter den übrigen Nationen zurück. Alles trug dazu bei, daß man den Amerikanern, welche nicht gänzlich ausgerottet wurden, die Freiheit raubte. Man rechtfertigte dies Verfahren auf eine sonderbare Art. Lopez de Vega versichert, man habe den Amerikanern den Vorwurf gemacht, daß sie Taback rauchten und den Bart nicht wachsen liessen; und man habe auf diese Verbrechen das Recht, sie zu Sclaven der Spanier zu machen, gegründet. Der Eifer für die Religion kam dazu; um diese auszubreiten, glaubte man, Menschen, welche keine Christen seyen, der Sclaverei unterwerfen zu dürfen. Alle Peruaner, welchen man das Leben schenkte, wurden anfänglich zu einer sechsmonathlichen Sclaverei verurteilt. Hierauf erlaubte man ihnen zum Schein, nach ihren Cabanen zurückkehren zu dürfen. Man schoß ihnen aber allerlei vor, was sie aus Noth annehmen musten. Nun mußten sie, wenn sie loskommen wollten, vorher diese Schulden bezahlen. Die Gläubiger zwangen sie, ihrer Freiheit zu entsagen, oder man warf sie ins Gefängniß. Die Weiber und Kinder stellten sich als Bürgen dar, und wurden dadurch auch Sclaven.

Seit der Einführung des Negernhandels hat man die scheuslichsten Verbrechen begangen. Die Mulatten von Loanda verführen alle Mädchen; Nach einigen

Jahren

Jahren kommen sie wieder zu ihnen, und nehmen ihnen die Kinder unter dem Vorwand, daß sie ihnen eine bessere Erziehung geben wollen, weg, um sie zu verkaufen. Merolla wirft den Portugiesen ein ähnliches Betragen vor. Eben diesem Reisebeschreiber zufolge, locken die Weiber in Benguela, mit ihren Männern einverstanden, andre Männer an sich. Der Mann bemächtigt sich sogleich seines Mitbuhlers; und er verkauft ihn bei der ersten Gelegenheit ungestraft. Sonst verkaufen die Negern auch ihre Kinder, Eltern und Nachbaren: sie schleppen diese Schlachtopfer nach den Comtoirs, und übergeben sie den Kaufleuten. Werden sie in Fesseln geschlagen, so schreien und klagen sie vergeblich. Der ungerechte Verkäufer sagt, dies sey eine List. Barbot erzehlt viele Beispiele. Le Maire berichtet, ein alter Neger habe einstens beschlossen, seinen Sohn zu verkaufen; dieser aber habe sein Vorhaben geargwöhnt, und geschwinde seinen Vater an einen Kaufmann verkauft. Die Kinder der Negern beschäftigen sich gewöhnlich mit der Verjagung der Vögel, welche die Feldfrüchte verzehren; Wenn sie sich aber verirren, so werden sie aufgefangen, um verhandelt zu werden. Die Insulaner auf den Bissagos lieben starke Getränke ausnehmend. Wenn nun ein Schif ankömt, so ist der Schwächere immer ein Raub der Stärkern.

Was soll man nun von den Fürsten selbst sagen, die ihre Unterthanen verkaufen, um Brandtewein, Flinten, Spiegel, Schellen zu erhalten; die ferner das kleinste Vergehn mit der Sclaverei bestrafen, und den Negern Verbrechen leihen, um diesen verhaßten Handel mit einem Vorwand beschönigen zu können.

So bald man einmal Sclaven hatte, nahm ihre Anzahl sehr schnell zu. Ihre Kinder gehörten dem Herrn. Die Sclaverei also, statt persönlich zu seyn,

pflanzte sich auch auf die unglücklichen Kinder fort, denen sie das Leben gaben.

Drittes Hauptstück.

Von den verschiedenen Arten der Sclaven.

Dies Kapitel kann als Einleitung zum folgenden angesehn werden. Zuerst ein Paar Worte von den Sclaven bei den Alten. Das Schicksal der Heloten ist bekannt. Bei den Griechen und Römern wurde die Härte durch die Gesetze gerechtfertigt; und man versäumte nichts, um die Lage der Sclaven immer bejammernswürdiger zu machen. Das Claudianische Senatusconsultum verurteilte eine Frau, die einen Sclaven lieben würde, zu einer so harten Sclaverei, als der Tod selbst ist. Die Söhne eines Freigelassenen konnten nie wider ihren alten Herrn oder wider dessen Nachkommen zeugen. Die barbarischen Nationen, welche sich in Europa niederließen, nahmen eben diese Grundsätze an. Es wurde ein Gesetz gegeben, welchem zufolge kein Freigelassener mit den Nachkommen seines alten Herrn eine Eheverbindung eingehn durfte *).

Im Orient und besonders auf Batavia hängt das Leben des Sclaven von den eigensinnigen Launen seines Herrn ab, der das geringste Vergehn sehr hart bestraft. Man bindet ihn an einen Pfahl; man stäubt ihn; das Blut tröpfelt; sein Leib ist mit Wunden bedeckt. Damit er indessen nicht sterbe, so streuet man Salz und

Pfeffer

*) Der Anfang dieses Gesetzes ist sehr erbaulich: Interdum vidimus, sagt der Gesezgeber, excessum licentiamque servorum, et dolere coacti sumus ignominiam dominorum. Leg. Visigothor. Lib. II.

Pfeffer in seine Wunden. Auf den Maldiven macht man sich aus einem Sclaven so wenig, daß er, so zu sagen, dem Publicum Preis gegeben wird. Diejenigen, welche einen Sclaven mißhandeln, werden nicht halb so streng bestraft, als diejenigen, welche eine freie Person mißhandeln. Auf Java ist die geringste Strafe eines Sclaven diese, daß man ihm ein Stück Holz an einer Kette an den Hals hängt, welches er sein ganzes Leben hindurch herumschleppen muß. Die Sclaven in Angola und in vielen andern afrikanischen Reichen dürfen nur auf den Knien mit ihren Herren sprechen. Man verwilligt ihnen nicht einmal die Ehre des Begräbnisses; ihre Leichen werden auf den Schindanger geworfen, wo sie den wilden Thieren zur Speise dienen. Entflieht ein Sclave von der Goldküste, und man wird seiner wieder habhaft, so verliert er zum erstenmal ein Ohr; zum zweitenmal verliert er das zweite; und zum drittenmal darf ihn sein Herr an die Europäer verkaufen, oder ihm den Kopf vor die Füße legen. In Issini werden sie, beim geringsten Versuch zu entwischen, am Leben bestraft.

Die Religionsschwärmerei vermehrt die Barbarei der afrikanischen Seeräuber. Die Mauren und die Europäer hassen einander, und seitdem man die Gefangenen wieder einlöset, sind die Mohamedaner ganz unbarmherzig geworden, weil sie dadurch die Barmherzigkeit der Pfaffen reizen wollen, um ihnen das Lösegeld zu erlegen. Man kann nicht allen Erzählungen Glauben beimessen. So viel ist gewis, daß die Policei den Herrn nicht bestraft, der seinen Sclaven umbringt; daß die religiösen Vorurteile das Mitleid ganz ersticken, und daß die Mohamedaner diese Unglücklichen ängstigen und martern, um sie zum Abschwur ihrer Religion zu bewegen. Die Spanier und die Maltheserritter gebrauchen Repressalien, indem sie die Ungläubigen, die ihnen in die Hände fallen, auf die Ga-

leeren

leeren schmieden. Das Schicksal der Christlichen Sclaven auf der Nordküste von Afrika ist demnach die Folge eines Kriegs, der nie geendigt werden kann.

Durch die Lehnsverfassung wurde eine andre vorher unbekannte Art von Sclaverei, die auf dem Grund und Boden haftete, eingeführt. Der Leibeigne lebte nicht im Hause seines Herrn; aber er war demohngeachtet seinem Eigensinn unterworfen, und er wurde von ihm, wie das Vieh, samt dem Gut verkauft, welches er bewohnte. Diese kleinen Tyrannen sind in ihren Bedrückungen sehr weit gegangen; sie überhäuften sie aus Geldsucht mit Arbeit; das schlimmste aber war, daß sie sie oft ohne allen Grund, blos nach Einfällen, kränkten. In Schottland hatten sie ein Recht auf die Erstlinge aller Mädchen. Malcom III. schafte dies schimpfliche Recht doch nur unter der Bedingung ab, daß es durch einen Zins dem Herrn abgekauft wurde. Da sie dieses Vorrechts unmöglich in seinem ganzen Umfang genießen konnten, so legten sie doch wenigstens ein gestiefeltes Bein in das Bett der jungen Eheleute. Andre befahlen ihren Unterthanen, daß sie die Brautnacht auf einem Baum zubringen und daselbst die ehelichen Freuden genießen mußten; oder daß sie dies in einem Fluß verrichten, sich nackt vor einem Pflug einspannen und einige Furchen ziehn mußten. Bisweilen befahlen sie den jungen Eheleuten, sich nach dem Schloß zu begeben *), sich in eine Mistgrube zu stürzen, das Wasser in den Teichen zu peitschen, um die Frösche zu verhindern, daß sie den Gutsherr nicht stören möchten. In Deutschland maßten sich die Edelleute das Recht an, die Leute auf den Heerstraßen in ihrem Bezirk zu berauben. Unter der Regierung des Edward Confessor zog Geoffroy, der Herr von Conventry, die Privilegien dieser Stadt ein; seine Gemalin be-

*) Im dritten Capitular Carls des Großen, Art. 6. vom Jahr 808.

bemühete sich, ihn mit seinen Unterthanen auszusöhnen. Er gab unter der Bedingung nach, daß sie sich ganz nackt auf ein weisses Pferd setzen, und durch die Stadt spazieren reiten möchte. Sie trug lange Zeit Bedenken, dies zu thun. Endlich entschlos sie sich dazu, befahl aber bei Lebensstrafe, daß an dem bestimmten Tag und in der bestimmten Stunde sich jederman entfernen und Thüren und Fenster verschlossen halten müsse. Als der Abbt von Figrac seinen Einzug in diese Stadt hielt, so mußte der Herr de Montbrun, der als ein Harlequin gekleidet und ein Bein entblößt hatte, ihn bis ans Thor seiner Abtey begleiten, und sein Pferd am Zügel führen. In den Registern der Chambre des Comptes vom 27 September 1498, liest man folgendes: Item in et super filia communi sexus videlicet virilis quoscunque cognoscente; de novo in villa Montislucii eveniente, quatuor denarios semel, aut unum bombum, sive vulgariter *un pet* super pontem de castro Montislucii solvendum. Der Herr revindicirte überall seinen Leibeignen; selbst wenn er in den geistlichen Stand getretten war. Die Mitherren theilten sich in die Kinder; die gesundesten und geistreichsten wurden durchs Loos vertheilt. Am Ende verkaufte man sie sogar, wie das Vieh auf den Märkten.

Diese Lehnsclaverei ist in Polen, Deutschland und Rußland noch nicht ganz abgeschaft. Die Leibeignen hangen in diesen Staaten ganz vom Eigensinn der Gutsherren ab. Auch in Böhmen und Ungarn findet man diese Verfassung. Ein Nordischer Fürst, der vor einiger Zeit durch eines seiner Dörfer reiste, fand, daß sich die Bauern durch den Tanz erheiterten. Er gab seinen Bedienten Befehl, die Männer von den Weibern abzusondern, den Leztern die Röcke über dem Kopf zusammenzuheften, und alle Männer zu prügeln, die

ihre

ihre Weiber in diesem Zustand nicht würden auskennen können.

Die unumschränkte Herrschaft macht das Herz hart; die Edelleute, die nur leibeignen zu gebieten gewohnt sind, behandeln auch ihre Bedienten wie Sclaven. Der Abbe Chappe sah, daß zween Sclaven eine Kammerjungfer, die etwas versehn hatte, auskleideten; Nachdem sie sie bis an den Gürtel ganz entblößt, steckte der eine ihren Kopf zwischen seine Beine, der andre faßte sie bei den Füßen. Beide führten dicke Ruthen, mit welchen sie so lang auf ihren Rücken zuschlugen, bis die Herrschaft rief, daß es nun genug sey.

Die todte Hand ist eine sclavische Abhänglichkeit, die der Sclaverei selbst nahe kömt. Wenn ein Gutsherr unbebaute Ländereien besizt, und Dörfer anlegt; so nimmt er nur unter sehr harten Bedingungen Einwohner in dieselben auf. Diese müssen sich sehr drükende Zumuthungen gefallen lassen; sie dürfen ihre Wohnungen ohne ein Lösegeld zu erlegen, nicht verlassen; und sterben sie kinderlos, so erbt sie der Gutsherr.

Wir wollen hier über die Sclaverei der Amerikaner noch einiges anmerken. Bekanntlich wurde die Wuth der spanischen Weltentdecker durch Blut und Mord nicht besänftigt. Die Bewohner von Saint-Domingo wurden wie das Vieh zusammengekuppelt und zur Arbeit getrieben. Diese Unglücklichen vergifteten sich entweder, oder sie hungerten sich zu tod. Einige knüpften sich an die Bäume auf, nachdem sie ihre Weiber und Kinder vorher aufgeknüpft hatten. Columbo brachte ihrer einige nach Europa; sie suchten sich aber alle, während der Ueberfarth umzubringen. Da man sie zusammenfesseln mußte, um sie glücklich überzubringen, so geriethen sie in eine Art von Raserei, welche sich nur mit dem Tod endigte. Als sie nach

Bar-

Barcelona gebracht wurden, sezten sie die Zuschauer, durch ihr Winzeln und Schreien, in Schrecken.

Unter den eingebornen Amerikanern machen noch jezt einige, ganz freie Völkerschaften aus; Andre aber sind Sclaven der Europäer. In Peru gehören sie entweder den Domainen oder andern Privatpersonen zu. Sie sterben in den Queckſilberbergwerken zu Tausenden weg, wo sie deswegen ganz nackt arbeiten müssen, damit sie gar nichts verstecken mögen. Den Gesetzen zufolge darf Niemand einen Peruaner zur Arbeit in den Bergwerken zwingen; Dies Gesetz aber wird nicht gehalten; man macht die Uebertretung desselben durch Bestechungen wieder gut. So verhält es sich auch mit dem andern Gesetz, nach welchem ein Eigenthümer, der einen Indianer mit zu harten Arbeiten überhäuft, so daß er darüber stirbt, dafür einen andern Indianer verlieren sollte. Diese Strafe wird keinem auferlegt; das Verbrechen wird täglich begangen. Die Geistlichen selbst leiten die Indianer mit dem Stock.

Das Schicksal eines Neger, der einen harten Herrn hat, läßt sich kaum beschreiben. Ohne ihrer Kränkungen, die sie in Afrika und auf der Reise erdulden müssen, zu gedenken, so glauben viele, wie Labat berichtet, daß man sie nach ihrer Ausschiffung in Amerika auf eine grausame Art hinrichtet, um ihre Knochen zu calciniren, und Schiespulver zu verfertigen; Andre bilden sich ein, daß die Europäer aus ihrem Fett und Mark ein Oel bereiten. Bringen sie die ihnen vorgeschriebene Arbeit nicht zu Ende; so werden sie mit Ruthen gestrichen. Bisweilen tröpfelt man Harz in ihre Wunden, und man streuet Pfeffer in dieselben. Man unterhält den natürlichen Widerwillen der Neger und der eingebornen Amerikaner. Sie dürfen sich nicht auf wechselseitigen Liebeshandeln betretten lassen; den Männern ist Verstümmelung, den Weibern sind andre schwere Strafen angedroht. Mehr hievon kömt

im nächsten Kapitel vor. Die Gewohnheit gequält zu werden und zu leiden, erzeugt bei ihnen eine bewundernswürdige Geduld. Selten hört man sie, sagt Labat, schreien oder sich beklagen. Dies muß man nicht für Unempfindlichkeit halten, weil sie ein sehr feines und lebhaftes Gefühl haben. Es ist Seelengröße und Unverzagtheit, was sie den Schmerz und den Tod selbst verachten macht. Ich habe ihrer gesehn, welche gerädert und gefoltert wurden, ohne daß sie einen Seufzer ausgestossen hätten. Einer wurde verbrannt; weit entfernt, durch sein trauriges Schicksal niedergeschlagen zu seyn, forderte er noch auf dem Scheiterhaufen eine Pfeife Taback, und er rauchte immer fort, selbst nachdem seine Beine vom Feuer ergriffen wurden. Zween Negern wurden verurteilt, der eine zum Strang, der andre zum Staubbesen; der Beichtvater versah sich, und bereitete den zum Tode, der nicht sterben sollte. Man bemerkte den Irrthum erst in dem Augenblick, da er vom Henker herabgestoßen werden sollte. Er wurde indessen befreiet, und der andre mußte beichten. Da dieser sich eigentlich blos auf den Staubbesen gefaßt gemacht hatte, so stieg er doch mit eben der Gleichgültigkeit zur Leiter hinauf, mit welcher der Andre herabgestiegen war, gleich als wenn ihn die eine Strafe so wenig gerührt hätte, als die andre.

Wenn diese Negern eine große und edle Seele besitzen, wie gros muß nicht ihr Unglück seyn. Atkins sah bei seiner Untersuchung der Sclaven einen langen Mann, der ihm tapfer und stark schien; Dieser sah mit Verachtung nach seine Gesellschafter herab, die sich, ohne darüber ärgerlich zu seyn, visitiren ließen; Er wandte die Augen nie nach den Kaufleuten hin; Wenn man ihm befahl, er solle aufstehn und das Bein ausstrecken, so gehorchte er nicht. Sein aufgebrachter Herr brachte ihm empfindliche Hiebe auf seinen nackten Leib bei, und er würde ihn in seiner Wuth niedergestoßen

gestoßen haben, wenn man ihm nicht begreiflich gemacht hätte, daß er besser thue, wenn er ihn verkaufe. Der Neger ertrug alles standhaft, ohne einmal zu seufzen; ein Paar Thränen brachen doch durch; aber er suchte sie zu verbergen, gleich als wenn er sich seiner Schwachheit geschämt hätte. Ich erfuhr, sagt Atkins, daß dies das Oberhaupt einiger Dörfer war, die sich dem Handel der Engländer widersezt hatten. Wie oft hat man unter den zehn Millionen von Afrika nach Amerika, in einem Zeitraum von 250 Jahren, verpflanzten Neger, dasselbe Trauerspiel gesehn.

Einige europäische Nationen geben die Negersclaven den eigensinnigen Einfällen ihrer Herren und dem willkührlichen Richterspruch der Obrigkeit Preis. Die Franzosen aber haben ihren Code Noir, aus welchem man den Zustand der Negersclaven in Amerika beurteilen kann.

Ich rücke hier einige Artikel aus diesem Codex ein: Sie sollen keine große Stöcke tragen dürfen, sie müßten denn Briefträger seyn. Sie dürfen sich weder bei Tag noch bei Nacht, an irgend einem Ort, unter dem Vorwand einer Hochzeit oder andrer Veranlassungen, bei Strafe von Stockschlägen, und wenn sie's wieder thun, bei Lebensstrafe zusammenrotten. Allen Weissen auf den Inseln soll erlaubt seyn, den Negern alles wegzunehmen, was sie bei sich haben, wenn dies auch die Früchte ihres eignen Fleißes wären, wofern sie nicht ein Billet von ihrem Herrn vorzeigen können. Der Sclave, der seinen Herrn, oder seine Frau, oder seine Kinder blutrünstig oder ins Gesicht geschlagen, soll am Leben bestraft werden. Wenn ein Sclave zum zweitenmal entläuft, so soll ihm ein Bein abgehauen und er soll gebrandmarkt werden; Thut er's zum drittenmal, so büßt er seine That mit dem Leben. Kein Herr darf seinen Sclaven freilassen, wofern er nicht

von den Gouverneurs oder von den Intendans der Colonien die Erlaubniß dazu schriftlich erhält.

Man beklagt sich in den Colonien, daß die Herren ihre Sclaven ungestraft hinrichten. Der einzige Artikel, der sich hierauf bezieht, lautet so: Wir befehlen, daß man den Herrn, der seinen Sclaven umgebracht, peinlich belangen und ihn, nach Verhältniß der Umstände, bestrafen soll. In solchen Fällen, wo eine Entlassung von der Strafe statt finden kann, sollen unsre Bedienten diese ertheilen dürfen, ohne daß man sich an uns zu wenden braucht.

Viertes Hauptstück.

Wie man mit dem Leben und mit den Gütern der Sclaven geschaltet hat.

Die Sclaven haben das Schicksal des Viehes; bisweilen sind sie noch härter behandelt worden, als dieses. Plato läßt den Sclaven in seinen Gesetzen, so wie andre Völker in den ihrigen, das natürliche Recht, sich zu vertheidigen, nicht zukommen. Die alten Gesezgeber und die Philosophen waren so sehr an die Sclaverei gewöhnt, daß sie sie für ein natürliches Uebel ansahen. In Sparta ließ man ihnen, bei Kränkungen oder Beschimpfungen, nie Gerechtigkeit widerfahren; und in Rom sah man, wenn ein Sclave unrecht litte, blos auf den Vorteil seines Herrn. Eben so ungerecht waren in diesem Stück die Germanischen Völkerschaften.

Man hat sie sogar für unwürdig erklärt, ein gerichtliches Zeugniß abzulegen. Im Gothischen Gesezbuch (B. III.) wird der Sclave als Zeuge verworfen, und seine Klagen werden für unglaubwürdig erklärt.

Nur

Nur die Sclaven des Königs werden davon ausgenommen, "weil ihr Dienst um den Monarchen sie dazu fähig macht." In Athen wurden sie zu allen möglichen Kränkungen angewöhnt. Lies ein Sclave ein edles Gemüth oder edle Gesinnungen an sich wahrnehmen, so wurden diese erstickt. Man staupte sie oder hunzte sie, von Zeit zu Zeit, ohne weitern Grund aus, damit sie nur einen recht sclavischen Charakter erhalten möchten. Ließen sie sich es einfallen, einen freien Menschen in Absicht auf Gang, Geberden, Kleidung, Putz u. dergl. nachzuahmen, so wurden sie unbarmherzig bestraft. Selbst den Namen freier Menschen durften sie nicht führen. Domitian lies den Pompejamus züchtigen, weil er zweien von seinen Sclaven den Namen Hannibal und Magon gegeben hatte. Dem Dienst gewisser Götter durften sie nicht beiwohnen; ihre Gegenwart würde, wie man glaubte, den Zorn der Unsterblichen rege machen, und die Opfer besudeln. Solon gestattete den freien Männern die Knabenliebe; den Sclaven hingegen verbot er sie. Auch gestattete er ihnen nicht, sich zu salben und zu räuchern.

Die unschuldigste Handlung wurde zu einem Verbrechen gemacht, und als Verbrechen bestraft. Wenn z. B. ein Sclave zu geschwätzig war, so wurde ihm die Zunge ausgeschnitten. Die Tortur ist an sich schon eine barbarische Erfindung; und doch hat man die Sclaven sogar wegen der Verbrechen ihrer Herren gefoltert. Wenn man ein gewisses Factum, mit dem Zeugniß freier Menschen und auch mit der Aussage der Sclaven belegen konnte; so zogen die Richter die Folter der Sclaven, als einen sicherern und untrüglichern Beweis vor *). Wenn ein Mann argwöhnte, daß

*) Legis Juliae Art. 22. De servis ancillisque, de quo vel de qua queretur, parentisve utriusque eorum, qui eis ad usum a parentibus dati sunt, si accusator postulet, quaestionem habeto.

seine Frau ihm untreu sey, so wurden die Sclaven auf die Folter gespannt, um zu erfahren, ob ihnen nichts davon bekannt sey. Im Tacitus kommen auf jeder Seite dergleichen abscheuliche Beispiele vor.

Die nördlichen Völker, welche sich im südlichen Europa niederließen, hatten eben so grausame Gesetze, oder sie nahmen wenigstens die Römischen an. Das Gothische Gesezbuch erneuert die alten Verordnungen über diese Materie, und sezt hinzu: Man könne die Sclaven auf die Folter spannen, wenn etwas gegen den König, die Nation und das Vaterland gesagt worden, auch im Fall einer Mordthat und falscher Münze.

Die Römer mißbrauchten die Sclaven so sehr, daß jeder vornehme Herr einen an seiner Thür angekettet hielt. Sie gaben eine Menge Gesetze, die sich hierauf bezogen und von welchen ich einige Beispiele mittheilen will. Nach dem Livius (B. VII.) mußte man eine Abgabe bezahlen, wenn man die Sclaven freilies; und diese Auflage brachte viel ein. In der Folge wurden der Freilassung der Sclaven enge Gränzen gesteckt; der lezte Willen eines Sterbenden wurde gar nicht erfüllt, wenn er einer größern Anzahl von Sclaven die Freiheit schenkte, als die Verordnungen gestatteten. Wer nur zween Sclaven hatte, durfte sie beide freilassen; von vieren durften nur ihrer zwei; von sechsen, drei; von achten, vier; von siebzehn, fünf; von achtzehn, sechs freigelassen werden. Stieg die Zahl von achtzehn bis dreißig, so konnte man den dritten; stieg sie bis hundert, den vierten, und war sie noch größer, den fünften Theil in Freiheit sezen; nie aber durfte man im Testament mehr als Hundert freilassen. Man zwang sie zur Heirath, damit sie Sclaven zeugen möchten. Heirathete indessen ein Sclave eine freie Person, so wurde eine solche Verbindung durch die Gesetze der Westgothen für infam erklärt, und die Kinder einer solchen Ehe waren von der Ehre,

die

die Waffen zu tragen, ausgeschlossen *). Ein Gesetz des Egiga verbietet dem Herrn eines Sclaven, ihm die Hand, die Nase, die Lippen, die Zunge, den Fuß abzuhauen, und ihm ein Auge auszureißen, wofern der Richter nicht gegenwärtig ist **).

Ich habe gesagt, man habe die Sclaven weniger geachtet, als die Thiere. Dieser Satz bedarf keines Beweises. Ein Bischof von Soissons suchte im Jahr 1155 ein schönes Pferd, um seinen Einzug in die Stadt halten zu können; Er fand eins, und er gab dafür fünf Leibeigne von seinen Gütern, zwei Weiber und drei Männer hin. Da die Negern in Angola das Hundefleisch vor andern lieben, so fand Pigafetta, daß für einen großen europäischen Hund 20 Sclaven bezahlt wurden; und Battel sah, daß man einen gemeinen Hund gegen zween Sclaven einhandelte. Die Azanaphis, an der Küste von Arguin, geben, nach Cadamosto, zwölf bis vierzehn Sclaven für ein Pferd. Doch dies sind, seitdem der Sclavenhandel eingeführt ist, bekannte Sachen.

Man hat die Sclaven endlich so sehr gemißhandelt, daß die Herren sie gezwungen haben, ihre Keuschheit und Schaamhaftigkeit Preis zu geben.

Sucht man die Grausamkeiten einzelner Individuen auf; so findet man einen Albucius, der seine Sclaven noch vor Begehung eines Fehlers züchtigte, um sie aufmerksamer zu machen ***). Man findet ferner jene Frau, welche befiehlt, man solle ihre Sclaven hinrichten; und ihrem Mann auf die Erinnerung, daß man mit dem Leben der Menschen nicht so leichtsinnig spielen müsse, zur Antwort giebt: Ist der Sclave auch Mensch?

*) Leg. Visigoth. Lib. IV. Cap. 7.
**) Ibid. Lib. VIII.
***) *Horat.* Satyr. 3. Lib. II.

Was das Leben der Sclaven betrift, so hat man mit diesen eben so geschaltet, wie mit ihren Gütern. Das Recht, sie umzubringen, ist schon in den ältesten Zeiten geheiligt worden. Moses erklärt denjenigen für unstrafbar, der seinen Sclaven so mißhandelt, daß er erst nach zwei Tagen stirbt, weil es sein Geld ist. Wenn die Zahl der Heloten so gros wurde, daß man sie für gefährlich hielt, so bewafnete man die kühnsten Spartaner mit Dolchen, um sie ermorden zu lassen. Sie verrichteten dies blutige Geschäfte oft am hellen Tage, während daß die Heloten mit ihren Arbeiten beschäftigt waren. Die Sclaven werden durch viele Römische Gesetze zum Tod verurteilt, die sich im Hause eines ermordeten Herrn befinden, oder auch an einem Ort, wo sie die Stimme eines Menschen, bei einem solchen Vorfall, hören konnten. Einstens wurde ein vornehmer Römer, welcher 400 Sclaven hatte, ermordet, und alle seine Sclaven wurden vom Henker hingerichtet. Wer einen Sclaven, in einem solchen Fall, in Schutz nahm, wurde wie der Mörder bestraft. Der Sclav, welchem sein Herr befahl, daß er ihn umbringen müsse, war unstrafbar. Auf der andern Seite hatte der Herr das Recht, den Sclaven niederzustoßen, wenn er ihm nicht gehorchen wollte. Auch derjenige Sclave wurde bestraft, der seinen Herrn nicht verhinderte, sich das Leben zu nehmen. Wurde ein Herr auf einer Reise ermordet; so wurden diejenigen sowol, welche bei ihm geblieben, als auch die andern, welche die Flucht ergriffen, hingerichtet. Diese Gesetze, sagt Montesquieu, (XV. 17.) bestraften selbst diejenigen, deren Unschuld erwiesen war; Sie gründeten sich ganz auf das Recht des Krieges, nur mit dem Unterschied, daß man hier im Schoos des Staats selbst Feinde zu finden glaubte.

Wenn diese Sclaven alt wurden, so sezte man sie auf eine Insel der Tiber aus, um daselbst Hungers

gers zu sterben, oder man lies sie auch unter seinen eignen Augen verhungern. So hielt es Cato mit den seinigen. Der Römische Bürger, Vedius Pollio, fütterte die Fische, in seinem Fischhalter, mit dem Fleisch der Sclaven *).

Die wenigen Völker, die die Sclaven mit in den Krieg nahmen, sorgten gar nicht dafür, daß sie gerettet würden. Weil man sie gar nicht achtete, so vergas man darüber seine eignen Vorteile. Man führte sie in die Schlacht, und durch einen sonderbaren Widerspruch machte man solche Anstalten, daß sie um so viel leichter niedergemacht wurden. Bei den Römern sowol, als bei den Barbaren zogen sie nackt zur Armee, wie diejenigen thun mußten, die wegen einer öffentlichen Buße der Kleider beraubt wurden. Die Sclaven der Franken hatten keine andre Waffen, als eine Pike und einen Degen. Um die Zeit des Hugo Capet dienten die Leibeignen mehr als Schanzen und Wälle, als wie Soldaten. Man sezte sie allen Gefahren aus, ohne ihnen Mittel zur Vertheidigung zu geben, während daß man, wie wir schon oben angemerkt, die Pferde bepanzerte. Die Edelleute in Dännemark durften einen Bauer oder auch einen Bürger tödten, wenn sie einen Thaler auf die Leiche hinlegten. Friederich III suchte dies Privilegium dadurch abzuschaffen, daß er verordnete, ein Bauer, der einen Edelmann tödte, solle nur zwei Thaler auf den Leichnam hinlegen.

Endlich hat es auch eine Zeit gegeben, da man von der Strafe, ein Wildpret erlegt zu haben, abkam, wenn man bescheinigte, man habe eigentlich einen Leibeignen tödten wollen.

Da die Sclaven einmal Opfer der Politik und der Grausamkeit ihrer Herrren waren, so mußten sie auch bald Opfer des Aberglaubens werden. Im Tem-

*) *Donatus* ad *Terent.* Phorm. Act. II. Sc. 1.

pel zu Mexico wurde der Sclave ein Jahrlang gefüttert; ein Jahrlang angebetet, und nachher geopfert. Die Negern in Sierra Leona halten Menschenblut für zu kostbar, als daß es vergossen werden dürfte. Gleichwol erwürgen sie auf den Gräbern vornehmer Personen eine Menge von Sclaven. Die Europäer opferten die von ihnen unterjochten Amerikaner so leichtsinnig auf, daß ihrer in einem Jahr mehr als 200000 umkamen, die das Gepäcke der Spanier fortschleppen mußten.

Fünftes Hauptstück.

Von der Rachsucht der Sclaven, und was ihre Herren von ihnen zu fürchten haben.

Die Sclaven lehnen sich bisweilen wider ihre Herren auf. Unter diesen Aufrühren kommen Beispiele von heftiger Wuth und Rachsucht in der Geschichte vor. Wenn die Bedrückungen soweit gehn, daß ihnen ihr Schicksal unerträglich wird; so ist es natürlich, daß sie ihre Herren mit gewafneter Hand angreifen. Denn wenn ihr Leben gar zu traurig ist, was kann ihnen daran liegen, ob sie unter der Folter oder in der Schlacht sterben? Die freigelassenen Volsinier bewiesen den Völkern in Toscana, daß, weil die Gewalt keinen Zügel kennt, sie sich, wie die übrigen, allen Ausschweifungen überlassen dürften. Sie bemächtigten sich der obrigkeitlichen Gewalt, unterwarfen ihre alten Herren einer Art von Sclaverei, und machten ein Gesetz bekannt, welches ihnen das Recht gab, die Mädchen, welche sich an freie Männer verheiratheten, zuerst zu beschlafen. Die Sclavenkriege der Römer waren blutiger, als die Punischen, und die Züge der Rache der

Solda-

Soldaten des Spartacus und des Mamelus erfüllen uns noch immer mit Schrecken.

Im Jahr 1358. rotteten sich die Leibeignen aus den nördlichen Provinzen von Frankreich zusammen, entschlossen alle ihre Herren umzubringen. Sie erstürmten das Schloß eines von diesen Herren; sie knüpften ihn auf, nachdem sie in seiner Gegenwart seine Frau und seine Tochter geschändet hatten. Frau und Kinder wurden gezwungen, vom Fleisch ihres Vaters zu essen. Zulezt ermordeten sie die ganze Familie, und steckten das Gebäude in Brand.

Die eingebornen Peruaner erklärten im Jahr 1742 einen Menschen zu ihrem König, der sich für einen Abkömmling der Incas ausgab. Die Spanier schlugen diesen elenden Haufen leicht aus einander; aber die Gefangenen sagten einstimmig aus, daß diese Verschwörung dreißig Jahre gereift habe Die Negern, die auf den Schiffen oder in den Colonien ihre Sclavenfesseln zerbrochen, ermorden die Weissen gewöhnlich mit aller ersinnlichen Wuth. Nichts kömt ihrer Kühnheit gleich, wenn die Verzweifelung ihnen die Waffen in die Hand giebt. In den Wäldern von Surinam leben viele rebellische Negern, die alle Holländer, deren sie habhaft werden, erwürgen.

Dergleichen Beispiele von Rebellionen sind indessen nicht sehr häufig, zumal wenn man das Mißverhältniß der Anzahl der Herren zur Anzahl der Sclaven in Erwegung zieht, welches allerdings für die Sicherheit der erstern sehr fürchten macht. In Athen verhielten sich die Sclaven zu den freien Bürgern fast wie zwanzig zu eins *). Die Privatpersonen trugen kein Bedenken,

*) Nimmt man die Zählung des Demetrius Phalereus an, so hatte Athen 21000 Bürger, 1000 Fremde, und 4000 Sclaven. Man s. Athenäus VI. 20. Andre behaupten, es habe mehr Sclaven, als freie Menschen gegeben. Diesem

denken, eine sehr große Menge derselben in ihren Häusern zu haben. Titus Minucius, ein Römischer Ritter, hatte ihrer 400, und Plinius redet (XXXIII. 10.) von einem gewissen Cäcilius, der in seinem Testament 4000 Sclaven vermachte. Diese alten Sclaven wurden zwar durch Stolz und Herrschsucht gemißhandelt; sie arbeiteten aber weniger, als die Negern in den Colonien, und der Mensch findet sich leichter in die Verachtung, als in übermäßige Arbeiten.

Sehr kühn ist die Geldgierde der Europäer; sie verpflanzen mehr Negern als Weissen in die Colonien; Dies Mißverhältniß ist beträchtlich. Nimmt man indessen einige vorübergehende Rebellionen aus, die alsbald durch grausame Todesstrafen unterdrückt wurden; so haben die Eigenthümer keine erheblichen Verschwörungen zu befürchten. Ihre Sicherheit hat einigen Grund. Die Niederlassungen der Europäer werden durch Forts und durch Kanonen geschüzt, und was wollen wehrlose Sclaven gegen diese? Ferner, die Negern, welche man aus Afrika wegführt, kommen nicht alle aus demselbigen Lande; die meisten sprechen ganz verschiedene Sprachen, und können sich nicht verstehn. Auch hassen die Schwarzen der einen Nation die Glieder der andern; ihre gegenseitige Erbitterung geht so weit, daß sie lieber unter den Händen der Europäer sterben, als einem auswärtigen Sclaven ihre Freiheit verdanken wollen. Ihre Herren vermischen diese Racen, und gestatten einer Pflanzung keine Verkehr mit einer andern. Ergreift einer das Schwerd, ohne von seinem Herrn dazu befehligt zu seyn, so wird er auf der Stelle auf die empfindlichste und grausamste Weise bestraft. Sie wagen es kaum, ihre Augen aufzuschlagen. Wenn sie die Kriegsübungen der europäischen

sem großen Mißverhältniß tretten indessen nicht alle Schriftsteller bei. Man vergleiche die sinnreichen Anmerkungen in Hume's Versuch über die Volksmenge im Alterthum.

ropäischen Truppen sehn, so werden sie von einem unbeschreiblichen Schrecken ergriffen.

Man hat sich für den Sclaven so wenig gefürchtet, daß man den Ausgang des Treffens auf sie ankommen lies; und diese Unglücklichen fochten tapfer. Gleichwol vergaßen die Herren nicht, daß sie Sclaven fechten ließen; ihr Schicksal war auch bei den Feldzügen hart. Daß sie nackt fechten mußten, ist schon angemerkt worden. Die Gothen fanden, daß sie, nach der Eroberung von Spanien, sehr schwach waren. Sie verordneten daher, daß jeder Gothe den zehnten Sclaven ins Feld stellen solle. Hätten sie einen Aufstand erregt, so würden die freien Soldaten sie kaum haben bändigen können.

Die Menschen, sagt Montesquieu, gewöhnen sich an alles, sogar an die Sclaverei, wenn der Herr nicht selbst härter ist, als die Sclaverei. Gewöhnlich hassen die Sclaven ihre Herren nicht; sie vergessen ihre Rechte gar bald so sehr, daß ihnen der Weltlauf sehr natürlich vorkömt. Der Greis, der 60 Jahre in der Sclaverei zugebracht, würde den Philosophen kaum anhören, der ihm die Gräuel der Sclaverei und die Rechte der Sclaven schildern wollte.

Die Beredsamkeit hat die Negern schon sehr oft in Schutz genommen; aber wehe dem, der nicht in seinem eignen Herzen einen weit wirksamern Grund zur Verbesserung ihrer Lage antrift, als in allen diesen Reden. Was helfen aber alle diese edlen Empfindungen grosmüthiger Seelen? Was, alle Declamationen, welche in Europa darüber verfertigt werden? Sie gelangen ja kaum in der neuen Welt an; und jenseits des Meeres folgt man blos der Stimme des Eigennutzes. Vergeblich stellt man dem Herrn die Gefahr vor Augen, die ihm droht; Vergeblich erinnert man ihn, wie süß die Rache für ein verwundetes Gemüth ist.

Ein Neger auf Jamaika, der seines Lebens überdrüßig war, und sich daher ermorden wollte, begab sich zu den Britten, der ihn gekauft und gemißhandelt hatte, und redete ihn folgendermaßen an: Die Ungleichheit ist ein Naturgesetz; und wenn das Schicksal uns zur Sclaverei verdammt, so muß man sich's gefallen lassen. Aber, indem ich mich meinem Herrn unterwerfe, behalte ich doch noch eine Empfindung, die ich nicht ertödten kann. Wenn nemlich meine Fesseln mir unerträglich werden, so muß ich entweder mein oder meines Tyrannen Leben endigen. Wenn uns ein harter und grausamer Herr durch Mißhandlungen zu Boden drückt; fühlt er wol allen Haß, mit welchem man ihn verabscheuet, und weis er auch, daß die Furcht vor den Martern das Süße der Rache nicht aufwiegt! Der Tod war nie für Sclaven ein Unglück; oft ist er ein wahres Gut für sie. Sie haben freilich die Kraft der Gesetze und die Macht der Vorurteile auf ihrer Seite; aber die Sclaven behalten doch wenigstens die Kraft ihrer Arme. Genießen Sie ihrer Rechte; Herrschen ist so süß, und Gebieten hat so viele Reize. Ich sage Ihnen nichts von Menschlichkeit; weil ich glauben muß, daß es auf der Erde gar keine Menschlichkeit giebt. Man sagt, je mehr man seine Sclaven drücke, desto mehr Energie man seiner Seele verschaffe. Machen sie sich dieses Vorurteil zu Nutz, ohne etwas davon zu befürchten; Wir können uns nicht vereinigen; aber jeder von uns kann zu seinem Herrn sagen: Was Du auch thuest, so bleibst Du immer ein Mensch, und Du wirst Dich immer gegen mich vertheidigen und schützen müssen. — — Der Neger sezte noch einige andre besondre Umstände hinzu, die auf seinen Herrn Beziehung hatten. Hierauf öfnete er sich die Brust unter den Augen seines Herrn.

Sechstes Hauptstück.

Apologie der Sclaverei. Von den politischen Nachtheilen der Dienstbarkeit.

Es scheint nicht, daß die Alten je die Sclaverei in Schriften angegriffen. Die Schriftsteller sowol, als die Regierungen vertheidigen sie so offenherzig, daß man ihnen wenigstens für ihre Freimüthigkeit und Aufrichtigkeit Dank wissen muß. Aristoteles sucht in seiner Politik (I. 1.) zu beweisen, es gebe natürliche Sclaven. Wer ein solches System annimmt, kann wol ein Rhetor oder Naturforscher seyn; aber Philosoph ist er nicht. Die Gründe des Spartacus in seiner Rede an die Sclaven machten eben keinen tiefen Eindruck, und man hielt den Vertheidiger der Menschheit für einen Sophisten oder Rebellen.

In den neuern Zeiten ist vieles zur Begünstigung der Sclaverei geschrieben worden. Melon und Andre bedauren die Abschaffung derselben in Europa; sie behaupten, die Nationen würden begüterter seyn, wenn man diesen Fehler nicht gemacht hätte. Man hat sogar gesagt, Mitleid und Barmherzigkeit sey es, was die Sclaverei einführe. Denn nach dem Völkerrecht müssen die Kriegsgefangenen zu Sclaven gemacht werden, wofern man sie nicht hinrichten will. Nach dem Römischen Recht war es den Schuldnern erlaubt, sich selbst zu verkaufen: und nach dem Naturrecht sind die Kinder eines Vaters, der als Sclave sie nicht ernähren kann, eben so gut Sclaven, wie ihr Vater.

Alexander III. wagte es im zwölften Jahrhundert, die Sclaverei abzuschaffen; Er verbot sie im dritten im Lateran gehaltenen Concilium. Aber man widersezte sich seinen Excommunicationen und Befehlen; und es blieben so viele Sclaven und Leibeignen, als es ihrer je gegeben.

Nach der Entdeckung Amerikens untersuchte man die Frage, die Sclaverei betreffend, sehr ernstlich; und der Barbarei jenes Zeitalters ohngeachtet, fieng man in Europa an, sich von den Rechten der Menschheit ungleich richtigere Begriffe zu machen, als selbst die alten Griechen und Römer gehabt. Die Indianer auf Saint-Domingo wurden, im Jahr 1511, so grausam behandelt, daß die Missionarien wider diese Grausamkeiten predigten. Der Pater de Montesino zeichnete sich durch seine Herzhaftigkeit aus. Die spanischen Befehlshaber verklagten ihn, er sezte die Achtung für die Befehle des Königs aus den Augen. Der König lies die Sache, durch eine eigne Commission, untersuchen. Nie ist ein so schöner Rechtsstreit vor dem Richterstuhl der Nationen anhängig gemacht worden, und nie haben die Richter ein rühmlicheres Geschäft zu vollbringen gehabt. Diejenigen, welche zum Vorteil der Indianer sprachen, stellten vor, daß alle Menschen frei geboren werden, und daß man unmöglich einer Nation, wider welche man sich nicht beklagen könne, die Freiheit rauben dürfe. Die Gegner sagten, man müsse die Indianer als Kinder betrachten, welche in einem Alter von 50 Jahren weniger Verstand haben, als die Europäer in ihrem zehnten Jahr. Sie sezten hinzu, die Indianer könten sich weder regieren und leiten, noch die einfachsten Wahrheiten begreifen; Sie seyen gegen ihre armseelige Lage so unempfindlich, daß sie, der auf ihre Bekleidung verwandten Sorge ungeachtet, die Kleider

zerreis-

zerreissen, um nackt in den Wäldern umherlaufen zu können; Sie überließen sich, ohne Schaam, allen Arten von Ausschweifungen; Müssiggang scheine ihr höchstes Gut zu seyn; daher sie denn blos durch die Nothwendigkeit, arbeiten zu müssen, in der Unterwürfigkeit erhalten werden könten; Endlich seyen sie um so viel weniger fahig von der Freiheit einen guten Gebrauch zu machen, da sie mit der Verstandlosigkeit der Kinder die Laster der verdorbenen Menschen verbinden.

Montesino wiederlegte diese Einwürfe. Seine Gegner hingegen erschöpften alle Gründe für die Sclaverei. Sie strichen ihren politischen Nutzen sorgfältig heraus. Montesino war bereit, auf alles zu antworten; aber einen vollkommenen Sieg zu erhalten, war schwer. Das Urtel erschien, und war so beschaffen, wie die Philosophen es vorhersehn konnten. Der König sah die Richtigkeit der Vorstellungen des Montesino ein; Er sagte, man solle die Indianer für frei ansehn; aber die eingeführte Regierungsform solle bleiben. Das hies, man erkannte die Rechte dieser Völker auf Freiheit, und man hielt sie gleichwol in einer harten Sclaverei.

Im Jahr 1683 wollte man in Rom den Eifer Alexanders III. nachahmen. Das Cardinalcollegium wandte sich an die Missionarien in Angola mit bitteren Klagen über den Sclavenhandel, und es munterte sie auf, diese schändliche Gewohnheit abzuschaffen. Aber die Predigten der Capuciner werden eine solche Reform nie bewirken.

Da sich die Menschen nur für dasjenige besonders interessiren, was sie vor Augen haben; so hat man sich auch blos mit der Sclaverei der Negern abgegeben. Auf der andern Seite haben Eigennutz und der Ge-

schmack am Paradoxen alles herbeigeholt, um diesen Sclavenhandel zu vertheidigen. Weil nemlich die Hausclaverei den alten Staaten vortheilhaft gewesen zu seyn schien; so hat man auch die Sclaverei der Schwarzen als vortheilhaft darzustellen gesucht. Man hat schlechtweg und dreist behauptet, es sey unmöglich, freie Negern einem Staat einzukörpern; Dummheit und Verdorbenheit ihres Gemüths seyen die Hindernisse, die ihrer Freilassung im Weg stünden. Gleichwol haben die Quaker die Negern in Pensylvanien in Freiheit gesezt, und sie zu Gliedern und Unterthanen der Colonie gemacht, wo sie eben so ruhig und friedfertig leben, als die Engländer. Man hat ferner gesagt, sie seyen es allein, die die Colonien anbauen könten, und die Produkte Amerikens würden weit theurer seyn, wenn man sich nicht der Arme der Negern bedienen wollte. Allein es läßt sich erweisen, daß auch die Weissen die Pflanzungen anbauen können; daß die Arbeit der Negern weit mehr kostet, als die Arbeiten freier Menschen *); und daß man zur Abkürzung und Erleichterung der schwierigsten Arbeiten gar wol Mittel finden könte, so wie man sie in den Staaten der Freiheit gefunden hat. Man hat z. B. auf einigen Westindischen Inseln die Erfahrung gemacht, daß man mit eben so gutem Erfolg Ochsen zum Zuckerbau gebrauchen könne.

Die Sclaverei ist zu gleicher Zeit der menschlichen Gesellschaft überhaupt und auch der bürgerlichen Verfassung nachtheilig. Sie ertödtet die Industrie **), ver-

*) Daß leibeigne Arbeiter in den Salz und Steinkohlengruben in Schottland den Eigenthümer mehr kosten, als freie Taglöhner, ist erwiesen.

**) In vielen amerikanischen Colonien fehlen die nothwendigsten Werkzeuge zur Verfertigung verschiedener Arbeiten. Auf Jamaika müssen zwei Menschen einen ganzen Tag

vermindert die Wege des Erwerbs und die Volksmenge, und folglich die Stärke und Sicherheit des Staats. Ihr Einfluß auf die Sitten der Völker ist eben so fürchterlich; sie macht den Herren hart und verschlimmert seinen Charakter. Die Hausclaverei war, wie Hume bemerkt, die Hauptursache von der Barbarei der ältern Zeiten. Der Herr, ans Herrschen über Sclaven gewöhnt, wird weichlich. Wenn er im Schoos seiner Familie sein Ansehn und Vergnügen genießen kann, was geht ihn da das Wohl des Staats an? Die Sclaverei drückt dem Geist eine unauslöschbare Erniedrigung ein. Die Sclaven der Scythen verschworen sich gegen ihre Herren; Diese beschloßen, sie mit Ruthen und Prügeln anzugreifen; und sie waren gleich überwunden *).

Am meisten verschlimmert die Sclaverei den Sclaven selbst. Wie will der Mensch tugendhaft seyn, wenn er so viel Gründe hat, lasterhaft zu seyn? Man hat sich oft über die Sittenverderbniß der Sclaven beklagt; sie verdienen aber Nachsicht und Entschuldigung. Die Sclaven der Römer, sagt man, waren so lasterhaft,

Tag arbeiten, wenn sie ein Grab für einen Verstorbenen graben wollen; weil sie die erforderlichen Werkzeuge nicht haben. Man hat mich versichert, saat Hr. Millar, daß vielleicht auf der ganzen Insel kein einziger Karst vorhanden sey, man müßte denn dergleichen seit kurzem hingebracht haben. Der Gebrauch der Säge ist wenig bekannt; Statt des Dreschflögels bedienen sich die Negern eines Stabs, um das Korn zu dreschen; so daß zehn Menschen, an einem Tag, nicht mehr zu standbringen, als bei uns, mit unsern Instrumenten, ihrer zwei, in zwei Stunden vollbringen würden. Sie kennen weder Sense noch Sichel, und sind daher genöthigt, das Gras für das Vieh, die ganze Nacht hindurch, entweder mit den Handen auszureissen, oder mit dem Messer abzuschneiden.

*) *Herodot.* II. 5.

daß man ihrer Freilassung Gränzen setzen muste. Aber das Uebel wurde dadurch nicht gut gemacht; die Römer, die ihre Sclaven verdorben hatten, bestraften sie mit ihren eignen Lastern.

Siebentes Hauptstück.

Von der politischen Sclaverei.

Alle Staaten, die bei ihrer Gründung frei sind, endigen mit dem Despotismus. Die Anarchie ist sehr natürlich; ein Herr wirft sich auf, macht sich alles unterthan, und nun hat man Sclaven.

Die Volksregierung findet nur in gewissen Ländern statt. Ein solcher Staat darf nicht zu weitläufig seyn, und eine bestimmte glückliche Lage, in Beziehung auf andre Staaten haben. Der Despotismus hingegen paßt allenthalben, für alle Oerter, Länder, Zeiten und Umstände. Wenn man einmal, durch eine lange Gewohnheit, mit dieser Regierungsform vertraut geworden; wie will man alsdenn der Nation richtige Begriffe über die Beschaffenheit der bürgerlichen Gesellschaft beibringen? Da läßt man es sich nicht einmal einfallen, daß es Menschen geben könne, die der Sclaverei nicht unterworfen wären. Als der König von Pegu hörte, daß es in Venedig keinen König gebe, so lachte er so laut auf, daß er kaum sprechen konnte. Die Holländischen Gesandten konnten im vorigen Jahrhundert den Sinesen nicht begreiflich machen, was das heisse Generalstaaten und Republik von Holland.

Bisweilen

Bisweilen hat auch die Freiheit keine anziehende Reize für gewisse Völker. Die innerlichen Zwiste matten sie am Ende ab; die Gewalt der Oberhäupter, welche das Staatsruder führen, beleidigt ihren Stolz ungleich stärker, als die Gewalt eines einzigen. Daher entsagen sie bisweilen von freien Stücken ihrer Gewalt, um einem unumschränkten Beherrscher unterworfen zu seyn. Dies haben die Dänen gethan.

So schwer es einem unterjochten Volk fällt, zu gehorchen; so schwer ist es, die eingeführte Regierungsform zu verändern. Die Kappadocier verwarfen die republikanische Verfassung, die Rom ihnen anbot. Man könte sie heut zu Tage vielen sclavischen Völkern anbieten; sie würden sich eben so weigern, sie anzunehmen. Die Menschen haben ein Bedürfniß, beherrscht zu werden; oft freuen sie sich, wenn sich nur jemand die Mühe geben will, ihnen diesen Dienst zu erweisen. Indessen, diesen Geschmack der Unterthanen an der Dienstbarkeit auch abgerechnet, so liegt im Despotismus selbst ein Principium, welches ihn erhält. Sina hat 22 Hauptrevolutionen erlitten, ohne daß es ihn hätte vernichten können. In kleinen Staaten, und besonders auf Inseln verjagt man bisweilen das Ungeheuer; aber in grossen Ländern fällt das weg. Wenn nun, wie in Sina, die Unterthanen noch dazu verschiedene Sprachen reden, und einander nicht verstehn können, so ist alles verloren, und man seufzt unter den Tyrannen, ohne alle Hofnung ihrer los zu werden.

Man muß indessen in seinen Urteilen gerecht seyn. Es giebt Despotien, in welchen man nicht unglücklicher ist, als in den Republiken. Nur ist das Volksregiment natürlich; der Despotismus hingegen widernatürlich. Selbst also, wenn auf beiden Seiten gleich viel Unglück anzutreffen wäre, so würde doch die repu-

blikanische Verfassung vorzuziehn seyn. Man hat wenigstens in Republiken kein größer Unglück zu befürchten, als den Verlust ihrer Freiheit. Wenn aber ein Marc-Aurel auf einem despotischen Thron sizt, so zittert man doch immer für seinem Sohn Commodus.

Der Despotism hat so viele verschiedene Formen, als die Sultans Launen haben. Wenn man daher, bei der Untersuchung dieser Materie, nicht irre gehn will; so muß man nur solche Bemerkungen anbringen, die auf den gemäßigtesten Despotism anwendbar sind. Noch sicherer geht man, wenn man solche Thatsachen aufsucht, die eine jede von diesen Despotien-schildern, und wenn man dasjenige, was von Tyrannen, und was von der Nothwendigkeit der Umstände herrührt, von einander absondert.

Sehr oft befolgen die Republiken die Gesetze des Despotismus, ohne deswegen ihre Freiheit einzubüßen. Das ist indessen eine republikanische Tyrannei. In das Volksregiment schleicht sich denn auch oft der alles unumschränkt beherrschende Aberglauben ein, und veranlaßt solche Gesetze, die den despotischen ähnlich sind. So verboten die Druiden den Galliern die Untersuchung religiöser und politischer Gegenstände, sie müßten denn an der Regierung Theil nehmen.

Der Despotismus übertreibt die Gesetze; selbst wenn sie weise sind, werden sie doch so sehr ausgedehnt, daß der Charakter von Tyrannei an ihnen unverkennbar ist. Diese Gesetze sind oft unnöthig hart und grausam. Wenn sich kein andrer Bewegungsgrund dazu errathen läßt, so wirkt wol immer der, daß die Sclaven gedrückt und erniedrigt werden sollen. Ein ägyptisches Gesetz verbot alle Neuerungen; Weder im Gesang, noch an den Instrumenten, noch an der Form

der Gebäude, noch an den Zeichnungen und Gemälden, durfte irgend eine Veränderung vorgenommen werden. Ein solches Gesetz mußte nothwendig die Künste vernichten, und den Menschen langeweile machen. Anastasius und andre Römische Imperatoren eigneten sich den Besitz der Luft zu. Wer sie athmete, mußte, nach Maasgabe seines Vermögens, eine Abgabe bezahlen *).

Ueberhaupt hat der Despotismus nie so unverschämt mit dem Leben der Menschen gespielt, als unter den Römischen Imperatoren. Octavius lies 300 vornehme Perusianer hinrichten; sie wurden an den zur Ehre Cäsars errichten Altar geführt, und sie wurden zur Feier des Jahresfestes seiner Ermordung geschlachtet Ein Herr wurde wie ein Gotteslästerer zum Tod verurteilt, weil er einen Sclaven gezüchtigt, der eine Medaille, auf welcher Tibers Bildniß geprägt war, getragen. Man durfte damals, bei Lebensstrafe, keine Klage über sein unglückliches Zeitalter von sich hören lassen. Fast alle Versehn wurden zu Verbrechen der beleidigten Majestät gemacht. Eltern, Freunde, Redner, alle verließen den Beschuldigten, aus Furcht, daß sie auch angeklagt werden dürften. Drusus frug die Wahrsager, ob er nicht einstens ein großes Vermögen besitzen werde? Lutorius Priscus verfertigte, während der Krankheit des Drusus, eine Elegie auf seinen Tod; Torquatus Silanus, ein vornehmer Herr, lebte seinem Stand gemäs; ein andrer bewahrte das Bild des Cassius unter den Bildnissen seiner Vorfahren auf; sie wurden alle verurteilt. Dem Silanus wurde Hochverrath Schuld gegeben, weil die Gemalin des Kaisers, Messaline, und der freigelassene Narcissus, ein Traumgesicht hatten, welches

*) *Plinius* Hist. Nat. XII. 1.

den Silanus betraf. Falanius nahm einen Schauspieler unter die Priester auf, dergleichen jede Familie zur Ehre Augusts hielt, und er verkaufte einen Garten, in welchem sich eine Statue dieses Kaisers befand; Dafür wurde er des Hochverraths beschuldigt. Die Mutter des Fusius Geminus wurde zu Tod gefoltert, weil sie den Tod ihres Sohns beweinte, den der Tyrann, wegen einer Neckerei, hatte hinrichten lassen*). Die Spionen des Constantius schlichen sich in alle Gesellschaften ein, um diejenigen auszukundschaften, welche vom Kaiser geträumt; die unglücklichen Träumer wurden hingerichtet.

Den türkischen Despotismus will ich nur mit zwei Zügen schildern. Im Jahr 1747 wurden, bei einem Aufruhr in Constantinopel, 2000 Janitscharen in den Bosporus gestürzt. Wenn die Bassen reisen; so müssen sie vom Volk frei gehalten werden; Sie treiben aber noch ausserdem das Zahngeld ein, um dafür entschädigt zu werden, daß sie ihre Zähne bei den Mahlzeiten brauchen müssen.

Muley Ismael hatte 10000 Menschen mit eigner Hand umgebracht; und in Marocco glaubt man, wenn man vom Monarchen umgebracht werde, so komme man zuverläßig in das Paradies. In Siam wird ein Staats und Kriegsbedienter für alle Vergehungen seiner Untergebenen bestraft. Denn da er das Recht hat, sie zu bessern, so muß er auch für ihre Aufführung stehn; Auch nimmt der Vater jedesmal an der Strafe seines strafbaren Sohnes Theil.

Der

*) Man s. Gordons politische Discurse über den Tacitus, T. II. Disc. 5. Sect. 4.

Der Despotismus in Sina gehört zu den gemäßigten. Gleichwol wird ein sinesischer Priester gestäupt, wenn er sein Gebet nachläßig verrichtet. Einem von diesen Priestern drohete man, wie Montanus berichtet, gar mit der Hinrichtung, wenn es innerhalb fünf bis sechs Tagen nicht regnen würde. Ein in die Ungnade des Kaisers verfallener Minister wird gewöhnlich dazu verdammt, daß er jeden Morgen den Audienzsaal seines Nachfolgers, und den Kaiserlichen Vorhof auskehren muß.

Die eigensinnigen Launen und Einfälle der Tyrannen werden in folgender Nachricht sehr gut geschildert. Ein Seeräuber von Calicut, der an der Küste kreuzte, traf in der Nacht auf ein Fahrzeug, auf welchem sich 18 Portugiesen, im tiefen Schlaf, befanden. Man weckte sie auf, schlug sie in Fesseln, richtete sie hin, weil sie es gewagt, zu schlafen, während daß der Seeräuber seine Farth gemacht.

Ueberhaupt ist das Unglück, welches der Despotismus stiftet, zahllos. Er geht oft so weit, daß das Volk in den Stand der Wildheit zurücktritt. Dies ist der Fall mit den Bewohnern von Kolchis.

Achtes Hauptstück.

Von der Freiheit, und von der Freiheitsliebe.

Durch die bürgerliche Gesellschaft und durch die Tyrannei geht diese Freiheitsliebe verloren. Man muß sie blos in den Republiken und bei solchen Völkern suchen, die in ihrer Aufklärung noch nicht sehr große Fortschritte gemacht. Die Bewohner der Philippinen gestatten den Bewohnern eines andern Cantons nicht,

ihren Boden zu betretten. Diese gegenseitige Unabhängigkeit giebt zu blutigen Kriegen Anlaß. Viele Indianer in Nordamerika strafen ihre Kinder nie: Sie haben noch keinen Verstand, sagen sie; wenn sie älter werden, so sind sie ja Herren über alle ihre Handlungen. Sie lassen sich auch von den Betrunkenen mißhandeln, weil auch sie nicht wissen, was sie thun. Sie sind überzeugt, daß keine Gewalt die menschliche Freiheit angreifen darf; und um sich gegen ein Weib oder ein Kind nicht wehren zu müssen, ergreifen sie die Flucht, sobald die Gefahr zu gros ist.

Die Araber, welche glauben, der Besitz eigenthümlicher Gründe führe zur Sclaverei, legen oft einige Steine mitten aufs Feld, um damit zu verstehn zu geben, daß sie einen jeden ermorden werden, der sich gelüsten lasse, dies Feld zu bauen. Die Bojer richteten ihr Vermögen so ein, daß es fortgeführt werden konnte, damit sie die Erhaltung desselben nicht unter das Joch bringen möchte. Sie gestatteten nicht, daß ein Acker zwei Jahre nach einander von demselbigen Mann gebauet werde; sie gewöhnten sich auf diese Weise an die Unabhängigkeit, und es wurde ihnen leicht, ihr Land ohne Kummer zu verlassen *). Die Bewohner der Balearen sahen vorher, daß die Einführung der Metalle sie um ihre Freiheit bringen werde; Daher sie kein gemünztes Geld leiden mochten. Da sie bei den Carthaginiensern, als Söldner Dienste nahmen, so brachten sie doch nie ihren Sold baar nach ihrem Vaterland, sondern sie kauften sich dafür Weiber und Wein **). Die Scythen verabscheuten die Sclaverei; ihr König lies sich von keinem Men-

*) Man vergl. von den Germaniern Cäsar de Bello Gall. VI. 22.

**) *Diodor. Sicul.* V. 12.

Menschen bedienen, der für Geld gekauft war *). Die Alanen gestatteten nicht einmal, daß ein Sclave sich unter ihnen aufhalten durfte. Bei den alten Indern finden wir dasselbe Gesetz **). Das Land war damals schon einem Alleinherrscher unterworfen; gleichwol verabscheute die Nation die persönliche Sclaverei.

Wenn die Völker lange unter den Tyrannen geseufzt haben, und ihre Freiheit wieder erhalten; so machen sie solche Anstalten, welche den Despoten auf immer schreckhaft seyn sollten. Aber sie verfallen, wenn diese ersten Augenblicke der Hitze vorüber sind, nur gar zu leicht in Trägheit und Unachtsamkeit. Nach der Vertreibung der Tarquine gab das Gesetz des Valerius einem jeden das Recht, denjenigen umbringen zu dürfen, der nach der höchsten Gewalt streben werde, sobald seine schädlichen Anschläge erweislich seyen. Die Rache der Griechen gegen die Tyrannen war gränzenlos; sie ermordeten ihre Kinder, und bisweilen fünf der nächsten Verwandten †). Durch einen Schluß des Senats von Athen wurden Philipp's Statuen umgestürzt, seine Bildnisse wurden zerrissen, sein Name und der Name aller seiner Vorfahren wurden ausgestrichen; Man machte bekannt, daß die ihm zu Ehren eingeführten Feste profane Tage, daß die Oerter, an welchen man Denkmäler seines Ruhms aufgerichtet, verwünscht seyn sollten, und daß die Priester in allen öffentlichen Gebeten ihn und seine Familie verfluchen müßten. Das Volk that alles, um das Andenken dieses Fürsten zu brandmarken, und denjenigen als einen Feind des Vaterlandes anzusehn, der ihm

*) *Herodot.* IV. 72. XI. 167.

**) *Diodor. Sicul.* II. 25.

†) *Dionys. Halicarn.* VIII. *Cicero* de Invent. II.

ihm darinnen widersprechen werde †). Timagoras wurde zum Tod verurteilt, weil er sich vor dem König von Persien auf die Erde niedergeworfen hatte. Die Schweizer hatten sich in der Erfindung dessen, was den Herzögen von Oesterreich unangenehm seyn konnte, erschöpft; Sie verfielen endlich darauf, alle Pfauen auszurotten; weil nemlich einer von diesen Herzögen einen Pfauenschwanz in seinem Wappen, als Helmschmuck führte. Die Kretenser nahmen, um ihre ersten Staatsbedienten in der Unabhängigkeit von den Gesetzen zu erhalten, ihre Zuflucht zum Aufruhr. Ein Theil der Bürger lehnte sich auf, vertrieb die Magistratspersonen, und nöthigte sie, sich den Zustand der Privatpersonen gefallen zu lassen. Ein Gesetz, welches den Aufruhr gestattete, um dem Mißbrauch der höchsten Gewalt vorzubeugen, hätte der Sturz und das Verderben einer jeden Republik seyn müssen. Nur in Kreta war dies der Fall nicht; den Grund davon hat Montesquieu (VIII. 11.) angegeben.

Dieser Abschnitt besteht aus Thatsachen, nicht aus Reflexionen. Der Despotismus lacht und spottet der Räsonneurs. Was indessen zur Begünstigung und zum Vorteil der Freiheit gesagt wird, hat noch immer seinen Nutzen. Denn in aufgeklärten Ländern giebt es keinen Fürsten mehr, der die Fußstapfen des Caligula oder des Nero zu betretten wagte.

†) *T. Livius* I. 44.

Inhalt.

Inhalt.

Seite.

Erstes Buch. Von den Nahrungsmitteln der Menschen, und vom Tischwesen überhaupt 1

Erstes Hauptstück. Von den verschiedenen Arten der menschlichen Nahrung 1

Zweytes Hauptstück. Von den Cerimonien bey der Mahlzeit. — Von den Arten zu essen 14

Drittes Hauptstück. Sonderbare Gebräuche bey den Mahlzeiten 20

Viertes Hauptstück. Von der Verfeinerung und Erkünstelung der Vergnügungen der Tafel. — Schwelgerey 26

Fünftes Hauptstück. Von den Strafen wider die Ausschweifungen im Essen und Trinken. — Von den Fasten 31

Sechstes Hauptstück. Von den Wirthshäusern 38

Zweytes

Inhalt.

Seite.

Zweytes Buch. Von den Weibern 40

Erstes Hauptstück. Die Weiber werden für unrein gehalten. — Von den Reinigungen, denen sie sich unterziehn müssen 40

Zweytes Hauptstück. Von der Verachtung sowol, als von der tiefen Achtung der Weiber 47

Drittes Hauptstück. Von der Sclaverei der Weiber. — Von den harten Bedingungen, die sie sich müssen gefallen lassen. — Von den ihnen zugestandenen Rechten 61

Viertes Hauptstück. Von den Beschäftigungen und den Arbeiten, welche den Weibern aufgebürdet werden 81

Fünftes Hauptstück. Von der verschlossenen Behutsamkeit, von der Schaamhaftigkeit, Eitelkeit und Herzhaftigkeit der Weiber 85

Sechstes Hauptstück. Von den Bedingungen, unter welchen das Frauenzimmer sich verheirathen darf. — Vom Schicksal der alten Weiber 89

Drittes Buch. Von den Heirathen 92

Erstes Hauptstück. Von den Versuchen, welche vor der Hochzeit vorhergehn. — Vom Alter und von andern nothwendigen Bedingungen zum Heirathen 92

Zweytes

Inhalt.

Seite.

Zweytes Hauptstück. Vom Verbot der Blutsfreundschaft bey den Heirathen 100

Drittes Hauptstück. Von den Cerimonien vor und bey den Hochzeiten 103

Viertes Hauptstück. Von den Kreuzigungen des Fleisches nach der Hochzeit 121

Fünftes Hauptstück. Von der Gemeinschaft der Weiber. — Von der Vielweiberei 124

Sechstes Hauptstück. Vom Hauswesen. — Von der Schwangerschaft 130

Siebentes Hauptstück. Von den Strafen des Ehebruchs 132

Achtes Hauptstück. Von den Ehescheidungen 140

Neuntes Hauptstück. Daß der Ehestand durch Gesetze anbefohlen worden. — Von den Strafen des ehelosen Standes, u. s. w. 142

Zehntes Hauptstück. Von den zweiten Heirathen. — Von den Wittwern und den Wittwen 149

Eilftes Hauptstück. Von den Heirathen der Verstorbenen 152

Viertes Buch. Von der Geburt und von der Erziehung der Kinder 154

Erstes Hauptstück. Von der Niederkunft, und von den Cerimonien und Gebräuchen, welche

Inhalt.

Seite.

welche bey der Geburt der Kinder vorkommen 154

Zweytes Hauptstück. Von den Namen der Kinder, und von der Art, wie sie ihnen ertheilt werden 163

Drittes Hauptstück. Von den todtgebornen Kindern — Von den Zwillingen 166

Viertes Hauptstück. Von den Kindern, welche man umbringt 167

Fünftes Hauptstück. Von der Gewalt des Vaters über seine Kinder 170

Sechstes Hauptstück. Von der Art, die Kinder zu ernähren. — Von der kriegerischen und von der wissenschaftlichen Erziehung 173

Fünftes Buch. Von den Oberhäuptern und Regenten 181

Erstes Hauptstück. Von der Wahl und von der Einweihung 181

Zweytes Hauptstück. Von den Bedingungen, welche man den Regenten macht 198

Drittes Hauptstück. Von der Art, wie gewisse Fursten ihre Verwandten behandeln 206

Viertes Hauptstück. Von den Titeln, welche sich die Häupter der Völker geben 208

Fünftes Hauptstück. Von der Pracht der Fürsten. — Von den Sonderbarkeiten dieser Pracht 212

Sechstes

Inhalt.

Seite.

Sechstes Hauptstück. Von der Achtung für die Regenten. — Von der Anbetung derselben 218

Siebentes Hauptstück. Vom Ehestand, und von den Weibern der Oberhäupter 234

Achtes Hauptstück. Von den Zeitvertreiben, und Vergnügungen der Oberhäupter 239

Neuntes Hauptstück. Vom uneingeschränkten Eigenthum der Fürsten. Von ihren Einnahmen, und wie die angewandt werden 241

Zehntes Hauptstück. Von der ganz uneingeschränkten Gewalt der Fürsten. Von ihren blutgierigen und lächerlichen Launen 244

Eilftes Hauptstück. Vom Tod und von den Leichenbegängnissen der Fürsten 247

Sechstes Buch. Vom Krieg. 254

Erstes Hauptstück. Vom Ursprung des Kriegs. — Von den vorläufigen Ceremonien vor dem Treffen 254

Zweytes Hauptstück. Vom Kriegsvolk 262

Drittes Hauptstück. Von den verschiedenen Arten der Waffen 268

Viertes Hauptstück. Vom Muth. — Von der Art zu kriegen 271

Fünftes Hauptstück. Von der Wuth der Krieger 279

Inhalt.

Seite.

Sechstes Hauptstück. Von den Trophäen der Sieger 282

Siebentes Hauptstück. Von den Kriegsgefangenen. — Von der Behandlung der Ueberwundenen 286

Achtes Hauptstück. Von einigen Sonderbarkeiten, welche sich auf den Krieg beziehn 292

Neuntes Hauptstück. Vom Zweikampf und von den Privatkriegen 294

Zehntes Hauptstück. Von den kriegerischen Festen 299

Siebentes Buch. Vom Unterschied der Stände. Vom Adel. Von der Unverträglichkeit der Völker 301

Erstes Hauptstück. Von solchen Unterschieden des Standes, welche mit einiger Genauigkeit beobachtet werden 301

Zweytes Hauptstück. Von der Herabwürdigung der unteren Classen, und von den Vorzügen der Höheren 306

Drittes Hauptstück. Von der Ungerechtigkeit und Ungereimtheit der durch den Unterschied der Stände eingeführten Privilegien 311

Inhalt.

Seite.

Viertes Hauptstück. Von den Unterschieden in Absicht auf das Eigenthum 315

Fünftes Hauptstück. Von den Merkmalen des Unterschieds der Stände 316

Sechstes Hauptstück. Von den Ansprüchen der Völker auf Alterthum und Abkunft 320

Siebentes Hauptstück. Von der Unverträglichkeit der Völker 321

Achtes Buch. Von der Sclaverei und von der Dienstbarkeit 326

Erstes Hauptstück. In wie fern die Dienstbarkeit natürlich ist 326

Zweytes Hauptstück. Von der Art, wie man in Sclaverei geräth 328

Drittes Hauptstück. Von den verschiedenen Arten der Sclaven 332

Viertes Hauptstück. Wie man mit dem Leben und mit den Gütern der Sclaven geschaltet hat 340

Fünftes Hauptstück. Von der Rachsucht der Sclaven, und was ihre Herren von ihnen zu fürchten haben 346

Sechstes Hauptstück. Apologie der Sclaverei. Von den politischen Nachtheilen der Dienstbarkeit 351

Siebentes

Inhalt.

Seite.

Siebentes Hauptstück. Von der politischen Sclaverei 356

Achtes Hauptstück. Von der Freiheit, und von der Freiheitsliebe. 361

Ende des ersten Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Démeunier, Jean Nicolas,

Demeunier, über Sitten und Gebräuche der Völker Beyträge zur Geschichte der Menschheit

Bd.: 1

Nürnberg (1783)

H.g.hum. 41-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10434858-3
VD18 80092071